Der Kinder Wunder-garten

Rolf Winkler München

398.4 H713

DUKE UNIVERSITY LIBRARY
DURHAM, N. C.

C

Rec'd Feb. 2, 1926

Library Fee Fund

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/derkinderwunderg01hofm

Der Kinder Wundergarten

Märchen aus aller Welt

*

Ausgewählt und herausgegeben

von

Dr. Friedrich Hofmann

*

Neu durchgesehene und ergänzte Ausgabe

*

Mit 12 farbigen

und vielen schwarzen Bildern von

Rolf Winkler

78669

Abel & Müller Verlag / Leipzig

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Printed in Germany

398.4
H713

Inhalt.

	Seite
Grimm, Brüderchen und Schwesterchen	1
Grimm, Rotkäppchen	11
Storm, Der kleine Häwelmann	13
Trojan, Das Abenteuer im Walde	20
Grimm, Die Bremer Stadtmusikanten	26
Blüthgen, Der Rabenonkel	30
Grimm, Das Lumpengesindel	38
Bechstein, Der beherzte Flötenspieler	43
Grimm, Dornröschen	47
Hofmann, Vom Tännlein, das nicht folgen wollte	53
Grimm, Die sieben Schwaben	70
Grimm, Sneewittchen	74
Grimm, Hans im Glück	84
Andersen, Der standhafte Zinnsoldat	91
Bechstein, Vom tapferen Schneiderlein	97
Grimm, Tischlein deck dich, Goldesel, und Knüppel aus dem Sack	105
Grimm, Aschenputtel	118
Grimm, Frau Holle	126
Reinick, Der Hahn und die Wachtelhündchen	130
Grimm, Rapunzel	136
Brentano, Das Märchen von dem Witzenspitzel	143
Andersen, Der Tannenbaum	152
Leander, Der Wunschring	164
Bechstein, Der kleine Däumling	171
Grimm, König Drosselbart	179
Asbjörnsen, Die Mühle, die auf dem Meeresgrunde mahlt	185
Grimm, Rumpelstilzchen	193
Leander, Das unsichtbare Königreich	197
Grimm, Vom klugen Schneiderlein	209
Andersen, Die Prinzessin auf der Erbse	213
Jegerstädt, Knicker-Martin	217

78669

Seite
Bechstein, Das Märchen vom Mann im Mond 225
Grimm, Der Fischer und seine Frau 226
Leander, Eine Kindergeschichte 232
Asbjörnsen, Klein-Frik mit der Geige 238
Andersen, Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern 247
Siebenjahr 251
Andersen, Der fliegende Koffer 257
Hauff, Das Märchen vom falschen Prinzen 264
Hebbel, Der Rubin 287
Ali Baba und die vierzig Räuber aus 1001 Nacht 298

Friedrich Hofmann,

geb. 18. April 1813, gest. 14. August 1888.

Springt da ein braunlockiger, blauäugiger Knabe, barfuß, das Krüglein an einen Finger gehängt, das Gäßlein Stetsambach in Koburg hinunter zum nahen Quickbrünnlein. Da gibt es ein Tröpfchen! Da lab' dich einmal! Es kostet nichts, denn das kann man mit Geld nicht bezahlen. — Hundert Jahre ist das nun schon her, und heute noch singen die lustigen Burschen und Mädchen im schönen Frankenland zur Laute vom Quickbrünnlein tausend Schelmenliedchen, Spaßreimlein und Tanzverschen. Die hat jener Knabe, als er ein Mann ward, aus Dankbarkeit für sein Quickbrünnlein gedichtet.

Und so frisch und so rein
wie der Quell aus dem Grund
kommt das Liedlein vom Herzen
und ist kerngesund.

Der Knabe wuchs und wurde ein Gymnasiast an dem altehrwürdigen Kasimirianum in Koburg. Über der Stadt thront die Feste, von deren stolzer Höhe man weit über das schöne Land hinausblickt. Unter alten Linden am Mauerrand steht ein Steintisch, ein Plätzlein, geschaffen zu solcher Ausschau. Welch kindliches Frohlocken damals, wenn's „auf die Festung ging".

Viele Geschwister gab es in der Familie des Koburger Hofmusikus Johann Friedrich Hofmann, und als der Vater frühe starb, lernte schon der junge Gymnasiast die Not des Lebens kennen. Um sie zu lindern, mußte er Unterricht erteilen, tat Schreiberdienste bei einem Advokaten und wirkte als Präfekt des Sängerchors, der in den Straßen, den Kirchen und bei Begräbnissen zu singen hatte. Er schlug sich durch und 1834 wanderte er zu Fuß zur Universität nach Jena. Ein Bild aus jenen Tagen, von Freundeshand gemalt, zeigt uns den Studenten, die Augen voll Jugendlust, die Laute am Arme, die jetzt bei den Wandervögeln von neuem zu Ehren gekommen ist. Mehr als zwanzig Jahre später hat Friedrich Hofmann, ein einsamer, vom tiefsten Liebesleid getroffener Mann, unter sein Jugendbildnis die Worte geschrieben:

Wie stand die Welt vor diesem Blicke!
Wie schlug das Herz zum Zitherklang!
Da war trotz allem Mißgeschicke
noch Lieb' und Hoffnung mein Gesang!
Die Hoffnung starb, die Liebe trauert
vereinsamt in der alten Brust. —
Und doch — viel lieber unbedauert,
als offen tragen den Verlust!
Mich brennt ja nur, was mir gebührte,
das Feuer, das ich selber schürte.

Eine Studentenzeit, neben aller Entbehrung erfüllt von reinem Geistesstreben, übermütigem Dichter, Becher- und Klingenklang, war vorübergerauscht. Jahre ernster schriftstellerischer Arbeit waren gefolgt. Und in jenen Jahren wurde Friedrich Hofmann das, was er für die Dauer dem deutschen Volke bleiben wird, ein in manchen seiner Schöpfungen unvergänglicher Volksdichter und ein unvergeßlicher Menschenfreund. Diese in weitesten Kreisen vorherrschende Erkenntnis trat insbesondere dadurch zutage, daß er

von der Universität Jena wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste und seiner Bedeutung als Heimatdichter zum Ehrendoktor der Philosophie und von seiner Vaterstadt und anderen Städten zum Ehrenbürger ernannt wurde. Nahm er auch alle äußeren Ehren bescheiden und dankbar hin, sein Herz kannte nur höhere Güter. Für Armut und Not, wo er ihnen begegnete, das allgemeine Mitgefühl, die Menschenliebe, erwecken, fand er das ergreifende Wort, das die Herzen rührte, und Tausende haben es ihm gedankt. Und noch ein anderes schien ihm als echtestes Menschenglück, das Glück des Hauses. Im reifen Alter fand auch sein Dichterherz die Lebensgenossin, ein an Gemüt und Geist ihm ebenbürtiges, durch Hochsinnigkeit und Schönheit ausgezeichnetes fränkisches Mädchen, sein „Madönnle", das ihm jenes Glück begründete und ihm in seinem Hause frohen Kinderjubel hören ließ. Am innigsten gedachte er, des Glückes der Kinder froh und der eigenen schweren Krankheit sich erinnernd, der Armut der Kinderwelt; er wußte, wie weh sie dem kleinen Herzen tut. Gegen Weihnachten 1842 gab er ein Bändchen seiner Gedichte heraus, dazu bestimmt, aus dem Erlös in mehreren Thüringer und fränkischen Städten und Ortschaften Christbescherungen für die armen Kinder zu veranstalten. Aus diesem kleinen Anfang ging der „Weihnachtsbaum für arme Kinder" hervor, eine Gedichtsammlung. die fünfundzwanzig Jahre lang zu dem gleichen Zweck herausgegeben wurde und über hunderttausend armen Kindern in etwa hundert Städten und Dörfern aller deutschen Länder, 1871 auch im wiedergewonnenen Elsaß, die Freuden des Weihnachtsfestes brachte. Dieser „Weihnachtsbaum" —

Sein Grund ist Liebe — weiter nichts.
Und lieben Kindesangesichts
urreines Lächeln ist sein Ziel
und auch sein Lohn — und das ist viel! — —
So ringe jeder Herzensschlag
dem einen Ziel der Liebe nach

und raste nicht, bis es errungen:
Daß froh einst seiner Weihnacht werde
jed' armes Kind der deutschen Erde!

Solchen Geistes und solchen Herzens war der Mann, der, mit den zartesten Regungen des Kinderherzens und des kindlichen Geistes vertraut und darum wie die wenigsten zu solchem Werk berufen, den deutschen Kindern ihren Wundergarten geöffnet hat. „Laß mich den Kindern ihr Paradies wiederbringen, damit die Tage der Kindheit glücklich seien," so spricht in seinem Märchenbrief der gute Geist, „jedes Kinderzimmer und selbst das ärmste Stübchen soll wieder ein Wundergarten werden, so groß wie das erste Paradies der schönen Kinder Gottes war." Er erkannte, daß die Märchenwelt unserer Vorfahren wurzelverwandt war mit jener Phantasiewelt der Kindheit, in dem die Tierlein und Bäume und die kleinen Spielmenschen leben und reden; auch in ihr bleibt „nie die böse Zeit unbestraft und nie die gute unbelohnt, sonst können ja die guten Kinder nicht daran glauben". Jene Phantasiewelt der Kinder aber, sie ist ja der schöne Garten Gottes im Lande Eden, der in ihr immer wieder zur Wahrheit wird. Und so verband der kluge und liebevolle Kinderfreund Paradies und Märchenwelt und Kinderwelt und die Hochfeier des deutschen Hauses, das Weihnachtsfest zu einem einzigen Wunder, so ließ er die Zweige des Weihnachtsbaums aus dem Paradiesgarten niederhangen, und in den hunderttausend und aberhunderttausend Familien, in denen, nun schon seit Großelternzeiten, „Der Kinder Wundergarten" der Kleinen liebste Weihnachtsgabe war, verband sich Märchenzauber und Weihnachtsfest zu einer Stimmungsharmonie, die Gemeingut des deutschen Volkes geworden ist. Möchte noch in vielen Geschlechtern durch den „Wundergarten" der Glaube an den endlichen Sieg des Guten über das Böse, an einen Aufstieg der Menschheit zu größerer Vollkommenheit im deutschen Kinderherzen gepflegt werden. So wird dieser Garten blühen und Früchte tragen im Geiste Friedrich Hofmanns.

Brüderchen und Schwesterchen

Brüderchen nahm Schwesterchen an der Hand und sprach: „Seit die Mutter tot ist, haben wir keine gute Stunde mehr; die Pflegemutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit Füßen fort. Die harten Brotkrusten, die übrigbleiben, sind unsere Speise, und dem Hündlein unter dem Tisch geht's besser; dem wirft sie doch manchmal einen guten Bissen zu. Daß Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Komm, wir wollen miteinander in die weite Welt gehen." Sie gingen den ganzen Tag über Wiesen, Felder und Steine, und wenn es regnete, sprach das Schwesterchen: „Gott und unsere Herzen, die weinen zusammen!" Abends kamen sie in einen großen Wald und waren so müde von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und einschliefen.

Am andern Morgen, als sie aufwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel und schien heiß in den Baum hinein. Da sprach das Brüderchen: „Schwesterchen, mich dürstet, wenn ich ein Brünnlein wüßte, ich ging und tränk' einmal; ich mein', ich hört' eins rauschen." Brüderchen stand auf, nahm Schwesterchen an der Hand, und sie wollten das Brünnlein suchen. Die böse Pflegemutter aber war eine Hexe und hatte wohl gesehen, wie die beiden Kinder fortgegangen waren, war ihnen nachgeschlichen, heimlich, wie die Hexen schleichen, und hatte alle Brunnen im Walde verwünscht. Als sie nun ein Brünnlein fanden, das so glitzerig über die Steine sprang, wollte das Brüderchen daraus trinken; aber das Schwesterchen hörte, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein

Tiger.“ Da rief das Schwesterchen: „Ich bitte dich, Brüderchen, trink nicht, sonst wirst du ein wildes Tier und zerreißest mich.“ Das Brüderchen trank nicht, ob es gleich so großen Durst hatte, und sprach: „Ich will warten bis zur nächsten Quelle.“ Als sie zum zweiten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterchen, wie auch dieses sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf; wer aus mir trinkt, wird ein Wolf.“ Da rief das Schwesterchen: „Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Wolf und frissest mich.“ Das Brüderchen trank nicht und sprach: „Ich will warten, bis wir zur nächsten Quelle kommen, aber dann muß ich trinken, du magst sagen, was du willst; mein Durst ist gar zu groß.“ Und als sie zum dritten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterlein, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Reh, wer aus mir trinkt, wird ein Reh.“ Das Schwesterlein sprach: „Ach, Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst

wirst du ein Reh und läufst mir fort." Aber das Brüderchen hatte sich gleich beim Brünnlein niedergekniet, hinabgebeugt und von dem Wasser getrunken, und wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehkälbchen.

Nun weinte das Schwesterchen über das arme verwünschte Brüderchen, und das Rehchen weinte auch und saß so traurig neben ihm. Da sprach das Mädchen endlich: „Sei still, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlassen." Dann band es sein goldenes Strumpfband ab und tat es dem Rehchen um den Hals und rupfte Binsen und flocht ein weiches Seil daraus. Daran band es das Tierchen und führte es weiter und ging immer tiefer in den Wald hinein. Und als sie lange, lange gegangen waren, kamen sie endlich an ein kleines Haus, und das Mädchen schaute hinein, und weil es leer war, dachte es: „Hier können wir bleiben und wohnen." Da suchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager, und jeden Morgen ging es aus und sammelte sich Wurzeln, Beeren und Nüsse, und für das Rehchen brachte es zartes Gras mit, das fraß es ihm aus der Hand, war vergnügt und spielte vor ihm herum. Abends, wenn Schwesterchen müde war und sein Gebet gesagt hatte, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, darauf es sanft einschlief. Und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben gewesen.

Das dauerte eine Zeitlang, daß sie so allein in der Wildnis waren. Es trug sich aber zu, daß der König des Landes eine große Jagd in dem Walde hielt. Da schallte das Hörnerblasen, Hundegebell und das lustige Geschrei der Jäger durch die Bäume, und das Rehlein hörte es und wäre gar zu gerne dabei gewesen. „Ach," sprach es zum Schwesterlein, „laß mich hinaus in die Jagd, ich kann's nicht länger mehr aushalten", und bat so lange, bis Schwesterlein einwilligte. „Aber", sprach es zu ihm, „komm mir ja abends wieder, vor den wilden Jägern schließ' ich mein Türlein, und damit ich dich kenne, so klopf und sprich: ‚Mein Schwesterlein, laß mich

hinein'; und wenn du nicht so sprichst, so schließ' ich mein Türlein nicht auf." Nun sprang das Rehchen hinaus. Ei, wie war ihm so wohl und so lustig in freier Luft! Der König und seine Jäger sahen das schöne Tier und setzten ihm nach, aber sie konnten es nicht einholen, und wenn sie meinten, sie hätten es gewiß, da sprang es über das Gebüsch weg und war verschwunden. Als es dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte und sprach: „Mein Schwesterlein, laß mich hinein." Da ward ihm die kleine Tür aufgetan, es sprang hinein und ruhte sich auf seinem weichen Lager aus. Am andern Morgen ging die Jagd von neuem an, und als das Rehlein wieder das Hüfthorn hörte und das Hoho der Jäger, da hatte es keine Ruhe und sprach: „Schwesterchen, mach' mir auf, ich muß hinaus!" Das Schwesterchen öffnete ihm die Tür und sprach: „Aber zu Abend mußt du wieder da sein und dein Sprüchlein sagen." Als der König und seine Jäger das Rehlein mit dem goldenen Halsband wieder sahen, jagten sie ihm alle nach, aber es war ihnen zu schnell und behend. Das währte den ganzen Tag, endlich aber hatten es die Jäger umzingelt, und einer verwundete es ein wenig am Fuß, so daß es hinken mußte und langsam fortlief. Da schlich ihm ein Jäger nach bis zu dem Häuschen und hörte, wie es rief: „Mein Schwesterlein, laß mich hinein", und sah, daß die Tür ihm aufgetan und alsbald wieder zugeschlossen ward. Der Jäger behielt das alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm, was er gesehen und gehört hatte. Da sprach der König: „Morgen soll noch einmal gejagt werden."

Das Schwesterlein aber erschrak gewaltig, als es sah, daß sein Rehkälbchen verwundet war. Es wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach: „Geh auf dein Lager, lieb Rehchen, daß du wieder heil wirst." Die Wunde aber war so gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte. Und als es die Jagdlust wieder draußen hörte, sprach es: „Ich kann's nicht aushalten, ich muß dabei sein; so bald soll mich keiner kriegen." Das Schwesterchen weinte und sprach: „Nun werden sie dich töten, und ich bin hier allein im Wald und bin verlassen von aller Welt, ich

laß dich nicht hinaus." „So sterb' ich dir hier vor Betrübnis," antwortete das Rehchen; „wenn ich das Hüfthorn höre, so mein' ich, ich müßte aus den Schuhen springen!" Da konnte das Schwesterchen nicht anders und schloß ihm mit schwerem Herzen die Tür auf, und das Rehchen sprang gesund und fröhlich in den Wald. Als es der König erblickte, sprach er zu seinen Jägern: „Nun jagt ihm nach den ganzen Tag bis in die Nacht, aber daß ihm keiner etwas zuleide tut!" Sobald die Sonne untergegangen war, sprach der König zum Jäger: „Nun komm und zeige mir das Waldhäuschen." Und als er vor dem Türlein war, klopfte er an und rief: „Lieb' Schwesterlein, laß mich hinein." Da ging die Tür auf, und der König trat hinein, und da stand ein Mädchen, das war so schön, wie er noch keins gesehen hatte. Das Mädchen erschrak, als es sah, daß nicht sein Rehlein, sondern ein Mann hereinkam. Aber der König sah es freundlich an, reichte ihm die Hand und sprach: „Willst du mit mir gehen auf mein Schloß und meine liebe Frau sein?" „Ach ja," antwortete das Mädchen, „aber das Rehchen muß auch mit, das verlass' ich nicht." Sprach der König: „Es soll bei dir bleiben, solange du lebst, und es soll ihm an nichts fehlen." Indem kam es herbeigesprungen. Da band es das Schwesterchen wieder an das Binsenseil, nahm es selbst in die Hand und ging mit ihm aus dem Waldhäuschen fort.

Der König nahm das Mädchen auf sein Pferd und führte es in sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde. Da lebten sie lange Zeit vergnügt zusammen. Das Rehlein ward gepflegt und sprang in dem Schloßgarten herum. Die böse Pflegemutter aber, um derentwillen die Kinder in die Welt hinein gegangen waren, meinte nicht anders, als Schwesterchen wäre von den wilden Tieren im Walde zerrissen und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern totgeschossen worden. Als sie nun hörte, daß sie so glücklich waren und es ihnen so wohl ging, da wurden Neid und Mißgunst in ihrem Herzen rege und ließen ihr keine Ruhe, und sie hatte keinen andern Gedanken, als wie sie die beiden doch noch ins Unglück bringen könnte. Ihre rechte Tochter, die

häßlich war, wie die Nacht, und nur ein Auge hatte, machte ihr Vorwürfe und sprach: „Eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt.“ „Sei nur still,“ sagte die Alte, „und gib dich zufrieden; wenn's Zeit ist, will ich schon bei der Hand sein.“ Als nun die Zeit herangerückt war und die Königin ein schönes Knäblein zur Welt gebracht hatte, und der König gerade auf der Jagd war, nahm die alte Hexe die Gestalt der Kammerfrau an, trat in die Stube, wo die Königin lag, und sprach zu der Kranken: „Kommt, das Bad ist fertig, das wird Euch wohltun und frische Kräfte geben; geschwind, ehe es kalt wird.“ Ihre Tochter war auch bei der Hand. Sie trugen die schwache Königin in die Badestube und legten sie in die Wanne, dann schlossen sie die Tür ab und liefen davon. In der Badestube aber hatten sie ein rechtes Höllenfeuer angemacht, daß die schöne, junge Königin bald ersticken mußte.

Als das vollbracht war, nahm die Alte ihre Tochter, setzte ihr eine Haube auf und legte sie ins Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch die Gestalt und das Ansehen der Königin, nur das verlorene Auge konnte sie ihr nicht wiedergeben. Damit es aber der König nicht merkte, mußte sie sich auf die Seite legen, wo sie kein Auge hatte. Am Abend, als der König heimkam und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren sei, freute er sich herzlich und wollte ans Bett seiner lieben Frau gehen und sehen, was sie machte. Da rief die Alte geschwind: „Beileibe nicht, laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht ins Licht sehen und muß Ruhe haben.“ Der König ging zurück und wußte nicht, daß eine falsche Königin im Bette lag.

Als es Mitternacht war und alles schlief, sah die Kinderfrau, die in der Kinderstube neben der Wiege saß und allein noch wachte, wie die Tür aufging und die rechte Königin hereintrat. Sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Kißchen, legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbettchen zu. Sie vergaß aber auch das Rehchen nicht, ging in die Ecke, wo es lag, und streichelte ihm über

den Rücken. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Tür hinaus, und die Kinderfrau fragte am andern Morgen die Wächter, ob jemand während der Nacht ins Schloß gegangen wäre, aber sie antworteten: „Nein, wir haben niemand gesehen." So kam die tote Königin viele Nächte und sprach niemals ein Wort dabei; die Kinderfrau sah sie immer, aber sie getraute sich nicht, jemand etwas davon zu sagen.

Als nun so eine Zeit verflossen war, da hub die Königin in der Nacht an zu reden und sprach:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch zweimal und dann nimmermehr."

Die Kinderfrau antwortete ihr nicht, aber als sie wieder verschwunden war, ging sie zum König und erzählte ihm alles. Sprach der König: „Ach Gott, was ist das? Ich will in der nächsten Nacht bei dem Kinde wachen." Abends ging er in die Kinderstube, aber um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch einmal und dann nimmermehr!"

Und pflegte dann des Kindes, wie sie gewöhnlich tat, ehe sie verschwand. Der König getraute sich nicht, sie anzureden, aber er wachte auch in der folgenden Nacht. Sie sprach abermals:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch diesmal und dann nimmermehr."

Da konnte sich der König nicht zurückhalten, sprang zu ihr und sprach: „Du kannst niemand anderes sein, als meine liebe Frau." Da antwortete sie: „Ja, ich bin deine Frau", und hatte in dem Augenblick durch Gottes Gnade das Leben wiedererhalten, war frisch, rot und gesund. Darauf erzählte sie dem König den Frevel, den die böse Hexe und ihre Tochter an ihr verübt hatten. Der König ließ beide vor Gericht führen, und es ward ihnen das Urteil ge-

sprochen. Die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Tiere zerrissen, die Hexe aber ward ins Feuer gelegt und mußte jammervoll verbrennen. Und wie sie zu Asche verbrannt war, verwandelte sich das Rehkälbchen und erhielt seine menschliche Gestalt wieder. Schwesterchen und Brüderchen aber lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.

Rotkäppchen

Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter; die wußte gar nicht, was sie alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rotem Samt, und weil ihm das so wohl stand und es nichts anderes mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen.

Da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „Komm, Rotkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein; bring' beides der Großmutter hinaus. Weil sie krank und schwach ist, wird sie sich daran laben. Sei aber hübsch artig und grüß sie von mir; geh auch ordentlich und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du und zerbrichst die Flasche, dann hat die Großmutter nichts."

Rotkäppchen sagte: „Ich will schon alles gut ausrichten", und gab der Mutter die Hand darauf. Die Großmutter aber wohnte draußen im Walde, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt. — Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber wußte nicht, daß der Wolf ein böses, böses Tier war, deshalb hatte es keine Furcht.

„Guten Tag ‚Rotkäppchen", sagte der Wolf. „Danke schön, Wolf." „Wo hinaus so früh?" „Zur Großmutter." „Was trägst du im Körbchen?" „Kuchen und Wein für die kranke und schwache Großmutter; gestern haben wir gebacken, da soll sie sich etwas zugute tun und sich stärken." „Rotkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?" „Noch eine Viertelstunde im Wald, unter den drei gro-

ßen Eichbäumen, da steht ihr Häuschen, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen", sagte Rotkäppchen.

Der Wolf dachte bei sich: „Das junge, zarte Ding, das ist ein fetter Bissen, der wird noch besser schmecken als die Alte. Du mußt es listig anfangen, damit du beide erschnappst." Da ging er ein Weilchen neben Rotkäppchen her; dann sprach er: „Rotkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die ringsumher stehen; warum guckst du dich nicht um? Ich glaube, du hörst gar nicht, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingst, und ist so lustig haußen im Walde." Rotkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonnenstrahlen durch die Bäume hin und her tanzten und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: „Wenn ich der Großmutter einen frischen Strauß mitbringe, der wird ihr auch Freude machen; es ist so früh am Tage, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme", lief vom Wege ab in den Wald hinein und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus stände eine schönere, und lief danach und geriet immer tiefer in den Wald hinein.

Der Wolf aber ging geradewegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Tür. „Wer ist draußen?" — „Rotkäppchen, das bringt dir Kuchen und Wein, mach' auf!" — „Drück' nur auf die Klinke," rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen." Der Wolf drückte auf die Klinke, die Tür sprang auf, und er ging, ohne ein Wort zu sprechen, gerade zum Bett der Großmutter und — verschluckte sie. Dann tat er ihre Kleider an, setzte ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rotkäppchen aber war nach den Blumen herumgelaufen, und als es so viel zusammen hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Es wunderte sich, daß die Tür aufstand, und wie es in die Stube trat, so kam es ihm so seltsam darin vor, daß es dachte: „Ei, du mein Gott, wie ängstlich wird mir's heute zumute, und bin sonst so gern bei der Großmutter!" Es rief: „Guten Mor-

gen!“ bekam aber keine Antwort. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück; da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. „Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!“ — „Daß ich dich besser hören kann.“ — „Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!“ — „Daß ich dich besser sehen kann.“ — „Ei, Großmutter, was hast

du für große Hände!“ — „Daß ich dich besser packen kann.“ — „Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!“ — „Daß ich dich besser fressen kann.“ Kaum hatte der Wolf das gesagt, so tat er einen Satz aus dem Bett und verschlang das arme Rotkäppchen.

Wie der Wolf sein Gelüsten gestillt hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein und fing an, überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben an dem Hause vorbei und dachte: „Wie die alte Frau schnarcht! Du mußt doch sehen, ob ihr etwas fehlt.“ Da trat

er in die Stube, und wie er vor das Bett kam, sah er, daß der Wolf darin lag. „Finde ich dich hier, du alter Sünder?“ sagte er, „ich habe dich lange gesucht.“ Nun wollte er seine Büchse anlegen; da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Großmutter gefressen haben, und sie wäre noch zu retten, schoß daher nicht, sondern nahm eine Schere und fing an, dem schlafenden Wolfe den Bauch aufzuschneiden.

Wie er ein paar Schnitte getan hatte, da sah er das rote Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da sprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erschrocken; wie war's so dunkel in dem Wolf seinem Leib!“ Und dann kam die alte Großmutter auch noch lebendig heraus und konnte kaum atmen. Rotkäppchen aber holte geschwind große Steine, damit füllten sie dem Wolfe den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen; aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich tot fiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger zog dem Wolfe den Pelz ab und ging damit heim. Die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte, und erholte sich wieder; Rotkäppchen aber dachte: „Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.“

Der kleine Häwelmann

Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Häwelmann. Des Nachts schlief er in einem Rollenbett, und auch des Nachmittags, wenn er müde war; wenn er aber nicht müde war, so mußte seine Mutter ihn darin in der Stube umherfahren, und davon konnte er nie genug bekommen.

Nun lag der kleine Häwelmann eines Nachts in seinem Rollenbett und konnte nicht einschlafen; die Mutter aber schlief schon lange neben ihm in ihrem großen Himmelbett. „Mutter," rief der kleine

Häwelmann, „ich will fahren!“ Und die Mutter langte im Schlaf mit dem Arm aus dem Bett und rollte die kleine Bettstelle hin und her, und wenn ihr der Arm müde werden wollte, so rief der kleine Häwelmann: „Mehr, mehr!“ und dann ging das Rollen wieder von vorne an. Endlich aber schlief sie gänzlich ein; und so viel Häwelmann auch schreien mochte, sie hörte es nicht; es war rein vorbei. — — Da dauerte es nicht lange, so sah der Mond in die Fensterscheiben, der gute alte Mond, und was er da sah, war so possierlich, daß er sich erst mit seinem Pelzärmel über das Gesicht fuhr, um sich die Augen auszuwischen; so etwas hatte der alte Mond all sein Lebtag nicht gesehen. Da lag der kleine Häwelmann mit offenen Augen in seinem Rollbett und hielt das eine Beinchen wie einen Mastbaum in die Höhe. Sein kleines Hemd hatte er ausgezogen und hing es wie ein Segel an seiner kleinen Zehe auf; dann nahm er ein Hemdzipfelchen in jede Hand und fing mit beiden Backen an zu blasen. Und allmählich, leise, leise, fing es an zu rollen, über den Fußboden, dann die Wand hinauf, dann kopfüber die Decke entlang, und dann die andere Wand wieder hinunter. „Mehr, mehr!“ schrie Häwelmann, als er wieder auf dem Boden war; und dann blies er wieder seine Backen auf, und dann ging es wieder kopfüber und kopfunter. Es war ein großes Glück für den kleinen Häwelmann, daß es gerade Nacht war und die Erde auf dem Kopfe stand; sonst hätte er doch gar zu leicht den Hals brechen können.

Als er dreimal die Reise gemacht hatte, guckte der Mond ihm plötzlich ins Gesicht. „Junge,“ sagte er, „hast du noch nicht genug?“

„Nein,“ schrie Häwelmann, „mehr, mehr! Mach' mir die Tür auf! Ich will durch die Stadt fahren; alle Menschen sollen mich fahren sehen.“ — „Das kann ich nicht“, sagte der gute Mond; aber er ließ einen langen Strahl durch das Schlüsselloch fallen; und darauf fuhr der kleine Häwelmann zum Hause hinaus.

Auf der Straße war es ganz still und einsam. Die hohen Häuser standen im hellen Mondschein und glotzten mit ihren schwarzen

Fenstern recht dumm in die Stadt hinaus; aber die Menschen waren nirgends zu sehen. Es rasselte recht, als der kleine Häwelmann in seinem Rollenbett über das Straßenpflaster fuhr; und der gute Mond ging immer neben ihm und leuchtete. So fuhren sie Straßen aus, Straßen ein; aber die Menschen waren nirgends zu sehen. Als sie bei der Kirche vorbeikamen, da krähte auf einmal der große goldene Hahn auf dem Glockenturme. Sie hielten still. „Was machst du da?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Ich krähe zum erstenmal!“ rief der goldene Hahn herunter. — „Wo sind denn die Menschen?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Die schlafen,“ rief der goldene Hahn herunter, „wenn ich zum drittenmal krähe, dann wacht der erste Mensch auf.“ — „Das dauert mir zu lange,“ sagte Häwelmann, „ich will in den Wald fahren, alle Tiere sollen mich fahren sehen!“ — „Junge,“ sagte der gute Mond, „hast du noch nicht genug?“ — „Nein,“ schrie Häwelmann, „mehr, mehr! Leuchte, alter guter Mond, leuchte!“ Und damit blies er die Backen auf, und der gute alte Mond leuchtete, und so fuhren sie zum Stadttor hinaus und übers Feld und in den dunkeln Wald hinein. Der gute Mond hatte große Mühe, zwischen den vielen Bäumen durchzukommen; mitunter war er ein ganzes Stück zurück, aber er holte den kleinen Häwelmann doch immer wieder ein.

Im Walde war es still und einsam; die Tiere waren nicht zu sehen; weder die Hirsche noch die Hasen, auch nicht die kleinen Mäuse. So fuhren sie immer weiter, durch Tannen- und Buchenwälder, bergauf und bergab. Der gute Mond ging nebenher und leuchtete in alle Büsche; aber die Tiere waren nicht zu sehen; nur eine kleine Katze saß oben in einem Eichbaum und funkelte mit den Augen. Da hielten sie still. „Das ist der kleine Hinze!“ sagte Häwelmann, „ich kenne ihn wohl; er will die Sterne nachmachen.“ Und als sie weiterfuhren, sprang die kleine Katze mit von Baum zu Baum. „Was machst du da?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Ich illuminiere!“ rief die kleine Katze hinunter. — „Wo sind denn die anderen Tiere?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Die schlafen,“ rief die kleine Katze herunter und sprang wieder

einen Baum weiter, „horch nur, wie sie schnarchen!“ — „Junge,“ sagte der gute alte Mond, „hast du noch nicht genug?“ — „Nein,“ schrie Häwelmann, „mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte!“ Und dann blies er die Backen auf, und der gute alte Mond leuchtete; und so fuhren sie zum Wald hinaus und dann über die Heide bis ans Ende der Welt, und dann gerade in den Himmel hinein.

Hier war es lustig; alle Sterne waren wach und hatten die Augen auf und funkelten, daß der ganze Himmel blitzte. „Platz da!“ schrie Häwelmann und fuhr in den hellen Haufen hinein, daß die Sterne links und rechts vor Angst vom Himmel fielen. — „Junge,“ sagte der gute alte Mond, „hast du noch nicht genug?“ — „Nein!“ schrie der kleine Häwelmann, „mehr, mehr!“ Und — hast du nicht gesehn! fuhr er dem alten guten Mond quer über die Nase, daß er ganz dunkelbraun im Gesicht wurde. „Pfui!“ sagte der Mond und nieste dreimal. „Alles mit Maßen!“ Und damit putzte er seine Laterne aus, und alle Sterne machten die Augen zu. Da wurde es im ganzen Himmel auf einmal so dunkel, daß man es ordentlich mit Händen greifen konnte. „Leuchte, alter Mond, leuchte!“ schrie Häwelmann, aber der Mond war nirgends zu sehen und auch die Sterne nicht; sie waren schon alle zu Bett gegangen. Da fürchtete der kleine Häwelmann sich sehr, weil er so allein im Himmel war. Er nahm seine Hemdenzipfelchen in die Hände und blies die Backen auf; aber er wußte weder aus noch ein, er fuhr kreuz und quer, hin und her, und niemand sah ihn fahren, weder die Menschen noch die Tiere, noch auch die lieben Sterne.

Da guckte endlich unten, ganz unten am Himmelsrande ein rotes, rundes Gesicht zu ihm herauf, und der kleine Häwelmann meinte, der Mond sei wieder aufgegangen. „Leuchte, alter Mond, leuchte!“ rief er. Und dann blies er wieder die Backen auf und fuhr quer durch den ganzen Himmel und gerade drauflos. Es war aber die Sonne, die gerade aus dem Meer heraufkam. „Junge,“ rief sie und sah ihm mit ihren glühenden Augen ins Gesicht, „was machst du hier in meinem Himmel?“ Und — eins, drei, drei! nahm

sie den kleinen Häwelmann und warf ihn mitten in das große Wasser. Da konnte er schwimmen lernen.

Und dann?

Ja und dann? Weißt du nicht mehr? Wenn ich und du nicht gekommen wären und den kleinen Häwelmann in unser Boot genommen hätten, so hätte er doch leicht ertrinken können!

Das Abenteuer im Walde

Es regnete, was herunter wollte. Die Tannen schüttelten die Köpfe und sagten zueinander: „Wer hätte am Morgen gedacht, daß es so kommen würde!“ Es tropfte von den Bäumen auf die Sträucher, von den Sträuchern auf das Farnkraut, und lief in unzähligen kleinen Bächen zwischen dem Moose und den Steinen. Am Nachmittage hatte der Regen angefangen, und nun wurde es schon dunkel, und der Laubfrosch, der vor dem Schlafengehen noch einmal nach dem Wetter sah, sagte zu seinem Nachbar: „Vor morgen früh wird es nicht aufhören.“

Derselben Ansicht war eine Ameise, die bei diesem Wetter unterwegs war. Sie war am Vormittage mit Eiern in Tannenberg auf dem Markte gewesen und trug jetzt ihren Erlös in einem kleinen, blauen Beutel nach Hause. Bei jedem Schritte seufzte und jammerte sie. „Das Kleid ist hin,“ sagte sie, „und der Hut auch! Hätte ich nur den Regenschirm nicht stehenlassen, oder hätte ich wenigstens die Galoschen angezogen! Aber mit Zeugschuhen in solchem Wetter ist gar kein Weiterkommen!“

Während sie so sprach, sah sie gerade vor sich in der Dämmerung einen großen Pilz. Freudig ging sie darauf zu. „Das paßt,“ rief sie, „das ist ja ein Wetterdach, wie es nicht besser bestellt werden kann. Hier bleibe ich, bis es aufhört zu regnen. Wie es scheint, wohnt hier niemand — desto besser! — Ich werde mich sogleich gemütlich einrichten.“ Das tat sie denn auch und war eben daran, das Regenwasser aus den Schuhen zu gießen, als sie bemerkte, daß draußen eine kleine Grille stand, die auf dem Rücken

ihr Violinchen trug. „Höre, Ameischen, ist es erlaubt, hier unterzutreten?“ — „Nur immer herein! Es ist mir lieb, daß ich Gesellschaft bekomme.“ — „Ich habe heute im Heidekruge zur Kirmes aufgespielt. Es ist dabei spät geworden, und nun freue ich mich, daß ich hier die Nacht bleiben kann; denn das Wetter ist ja schrecklich, und wer weiß, ob ich noch ein Wirtshaus offen finde.“

Also trat Grillchen ein, hing ihr Violinchen auf und setzte sich zu der Ameise. Noch nicht lange saßen sie, als sie in der Ferne ein Lichtchen sahen. Als es näher kam, wies es sich als ein Laternchen aus, das ein Johanniswürmchen in der Hand trug. „Ich bitt' euch,“ sagte das Johanniswürmchen, höflich grüßend, „laßt mich die Nacht hier bleiben. Ich wollte eigentlich nach Moosbach zu meinem Vetter, habe mich aber im Walde verirrt und weiß weder aus noch ein.“ — „Nur immer zu!“ sagten die beiden. „Es ist ein Vorteil für uns, daß wir Beleuchtung bekommen.“

Der Schein des Lichtchens führte ihnen bald einen Wanderer zu, der ziemlich ungeschickt über Laub und Moos herangestolpert kam. Es war ein Käfer von der großen Art. Ohne „Guten Abend“ zu sagen, trat er ein. „Aha!“ rief er, „so bin ich doch recht gegangen, und dies ist die Zimmergesellenherberge.“ — Mit diesen Worten setzte er sich, holte seinen Schnappsack hervor und begann sein Abendbrot zu verzehren. „Ja, ja,“ sagte er, „wenn man den ganzen Tag über Holz gebohrt hat, dann schmeckt das Essen!“ — Als er mit dem Essen fertig war, stopfte er seine Pfeife und ließ sich vom Johanniswürmchen Feuer geben, zündete sie an und fing an, ganz gemütlich zu rauchen.

Unterdessen war es draußen ganz dunkel geworden, und das Wetter schlimmer als vorher. Da kam zur allgemeinen Verwunderung noch ein später Gast an. Schon seit längerer Zeit hörte man in der Ferne ein eigentümliches Schnaufen, das kam langsam näher und näher, und endlich erschien unter dem Pilze eine Schnecke, die ganz außer Atem war. „Das nenne ich laufen!“ rief sie, „wie ein Tausendfuß bin ich gehetzt; ordentlich das Milzstechen hab' ich bekommen. Ich will nur sogleich bemerken, daß ich im nächsten Dorf

einen Brief bestellen muß, der Eile hat. Aber niemand kann über seine Kräfte, besonders, wenn er sein Haus trägt. Wenn die Gesellschaft erlaubt, will ich hier ein paar Stündchen rasten, dann kann ich wieder galoppieren, als gälte es, die Eisenbahn einzuholen." Niemand hatte etwas dagegen, daß sich die Schnecke ein gemütliches Plätzchen aussuchte.

Da nahm die Ameise das Wort und sprach: „Warum sitzen wir hier so trübselig beieinander und langweilen uns, da wir uns doch die Zeit auf angenehme Weise verkürzen könnten? Ich sehe, daß die Grille ihre Violine bei sich hat. Wenn sie nicht gar zu müde ist, möcht' ich sie bitten, uns ein lustiges Stücklein zu spielen, damit wir eins tanzen können." Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Die Grille stellte sich in die Mitte und spielte das lustigste Tänzchen, welches sie auswendig wußte, während die andern herumtanzten. Nur die Schnecke tanzte nicht mit. „Ich bin", sagte sie, „an das Herumwirbeln nicht gewöhnt, mir wird so leicht schwindelig. Aber tanzt, soviel ihr wollt, ich sehe mit Vergnügen zu." Die andern ließen sich denn auch gar nicht stören, sondern vollführten einen Jubel, daß man es auf drei Schritte Entfernung hören konnte. Aber ach! Durch ein furchtbares, ungeahntes Ereignis wurde plötzlich ihr Fest unterbrochen.

Der Pilz, unter welchem die lustige Gesellschaft tanzte, gehörte leider einer alten Kröte. An schönen Tagen saß sie oben auf dem Dache; wurde aber schlechtes Wetter, so kroch sie unter den Pilz, und es konnte ihretwegen regnen von Pfingsten bis Weihnachten. Diese Kröte nun war am Nachmittage nach dem nächsten Moore zu ihrer Base, einer Unke, gegangen und hatte derselben so viel zu erzählen gewußt, daß es darüber dunkel geworden war. Jetzt am Abend kam sie leise nach Hause geschlichen. Als sie in ihrem Hause den Jubel hörte, trat sie noch leiser auf; so kam es, daß die Leutchen drinnen sie nicht eher gewahr wurden, als bis sie mitten unter ihnen stand.

Das war eine unerwartete Störung! Der Käfer fiel vor Schreck auf den Rücken, und es dauerte fünf Minuten, ehe er wieder auf

Rolf Winkler

die Beine kommen konnte. Das Leuchtkäferchen dachte erst zu spät daran, daß es hätte sein Laternchen auslöschen sollen, um in der Dunkelheit zu entwischen. Die Grille ließ mitten im Takte ihr Violinchen fallen, die Ameise sank aus einer Ohnmacht in die andere, und selbst die Schnecke, die sonst nicht so leicht außer Fassung zu bringen ist, bekam Herzklopfen. Sie wußte sich aber schnell zu helfen; sie kroch in ihr Häuschen, riegelte die Tür hinter sich zu und sprach zu sich: „Was da will, kann kommen! Ich bin für niemand zu Hause."

Nun hättet ihr aber hören sollen, wie die Kröte die armen Leutchen heruntermachte. „Da hat sich ja ein schönes Lumpengesindel zusammengefunden! Ist das eine Herberge für Landstreicher und Dorfmusikanten? Nicht aus dem Hause kann man gehen, gleich geht der Unfug los! Augenblicklich packt jetzt eure Siebensachen ein, und dann fort mit euch, oder ich will euch schon Beine machen!"

Was war zu tun? Die armen Leute wagten gar nicht erst, sich aufs Bitten zu legen, sondern nahmen ihre Sachen auf, riefen der Schnecke durchs Schlüsselloch zu, daß sie mitkommen sollte, und als auch diese sich fertiggemacht hatte, zogen sie alle zusammen von dannen, voran das Johanniswürmchen, um auf dem Wege zu leuchten, dann der Käfer, dann die Ameise, dann die Grille und zuletzt die Schnecke. Als sie ein Stück gegangen waren, merkten sie, daß die Schnecke nicht mehr bei ihnen war. Sie riefen alle zusammen in den Wald zurück: „Schnecke, Schnecke! Komm doch!" — erhielten aber keine Antwort. Sie war schon so weit zurückgeblieben, daß sie die Rufe nicht mehr hören konnte.

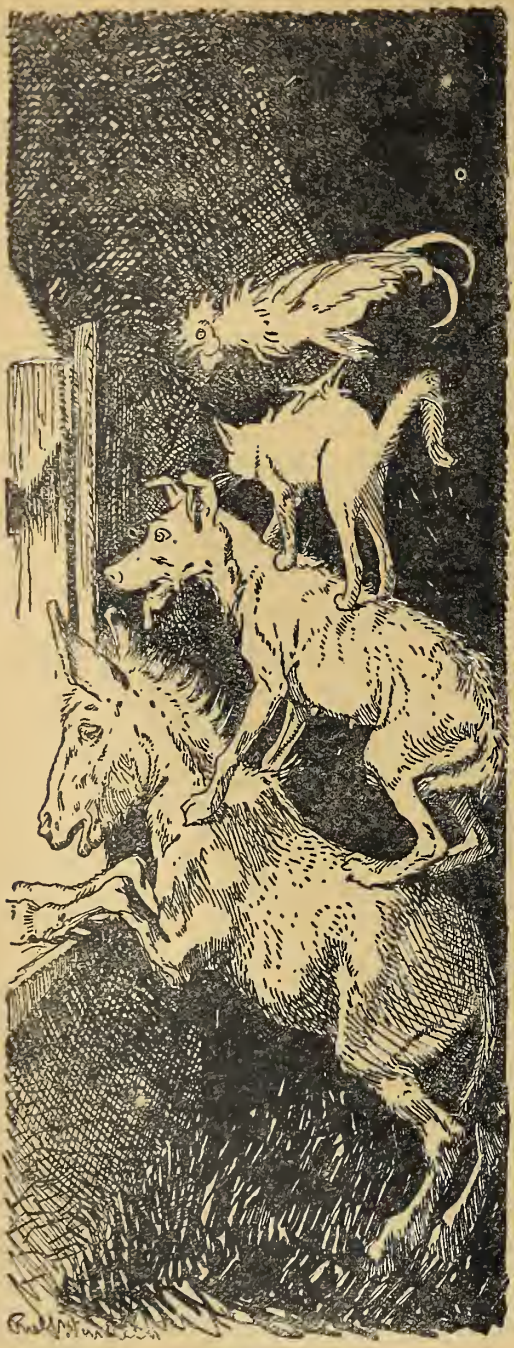
Die anderen zogen betrübt weiter, und nach langem Umherirren fanden sie unter einer Baumwurzel ein leidlich trockenes Plätzchen. Da brachten sie die Nacht zu unter großer Unruhe und ohne viel zu schlafen. Wenn sie auch mit heiler Haut davongekommen waren, so blieb es immerhin ein schlimmes Abenteuer, und die mit dabei gewesen sind, werden daran denken, solange sie leben.

Bremer Stadtmusikanten

Es hatte ein Mann einen Esel, der schon lange Jahre die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da dachte der Herr daran, ihn aus dem Futter zu schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen; dort, meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen hat. „Nun, was jappst du so, Packan?“ fragte der Esel. „Ach,“ sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, auch auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen totschlagen, da hab' ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“ „Weißt du was,“ sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant, gehe mit und laß dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauken.“ Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze an dem Weg und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?“ sprach der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht“, antwortete die Katze. „Weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer: wo soll ich hin?“ „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik,

da kannst du ein Stadtmusikant werden." Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Tor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein," sprach der Esel, „was hast du vor?" „Da hab' ich gut Wetter prophezeit," sprach der Hahn, „weil unsrer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Hemdchen gewaschen hat und sie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heute abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei' ich aus vollem Hals, solange ich nur kann." „Ei was, du Rotkopf," sagte der Esel, „zieh' lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich in die Äste, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da deuchte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte gar nicht weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht." Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch dran täten ihm auch gut. Also machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hellerleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Was ich sehe?" antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem



Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein." „Das wäre was für uns," sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!" sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber hinaus zu jagen, und fanden endlich ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an, ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größten Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen

an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übriggeblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Tür, die Katze auf den Herd zu der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Haus brannte, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen", und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, ein Licht anzuzünden, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er ein Schwefelholz daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hintertür hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein, und als er über den Hof an dem Mist vorbeirannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärm aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!" Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Hause sitzt eine greuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt, und vor der Tür steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen; und auf dem Hofe liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: ‚Bringt mir den Schelm her!' Da machte ich, daß ich fortkam." Von nun an getrauten sich die Räuber nicht mehr in das Haus; den vier Bremer Musikantten gefiel's aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

Der Rabenonkel

In einem mächtigen Gebirge regierte ein Zwergenkönig, der wollte gern heiraten. Er ließ also seinen Barbier kommen, der ihm den langen Bart stutzen mußte, damit er jünger und hübscher aussehe, tat sein bestes Wams an, das mit Gold und Silber gestickt und mit edlen Steinen besetzt war, nahm seine Fledermauskappe auf das Haupt und befahl dem Stallmeister, ihm eine Maus zu satteln. Nachdem er hierauf seine Minister um sich versammelt hatte, überturg er denselben die Regierung, schärfte ihnen auch noch besonders ein, daß sie die Steuern richtig einholen möchten; dann saß er auf, lüpfte zum Abschied die Kappe, gab seinem Tiere die Sporen und ritt auf die Brautschau. Er durchzog die unterirdischen Gänge seines Reiches, und überall, wo Zwerge wohnten, hielt er an; aber es wollte sich kein Mädchen finden, das ihm gefiel. Bei der einen war die Nase schlecht, bei der andern der Mund nicht recht; die dritte hatte die Augen zu blaß, die vierte war dick wie ein Bierfaß; die fünfte war schwachmütig, die sechste zornwütig; die siebente plapperte wie ein Star, die achte aber schwieg ganz und gar — und so fand er an jeder etwas auszusetzen.

Endlich ritt er mißmutig hinaus in das Tal; da war es Nacht, und der Mond schien. Wie er nun an eine Talwiese kam, sah er ein kleines Zwergenfräulein im Mondlicht tanzen, und zwei alte Grillen saßen dabei und machten Musik. Sie tanzte gar zierlich rechts und links, und ihr weißes Kleidchen schimmerte, und ihr langes Haar flog im Zugwind. Und wie er leise von seinem Tiere herabstieg und näherschlich, sah er, daß sie das schönste Fräulein war,

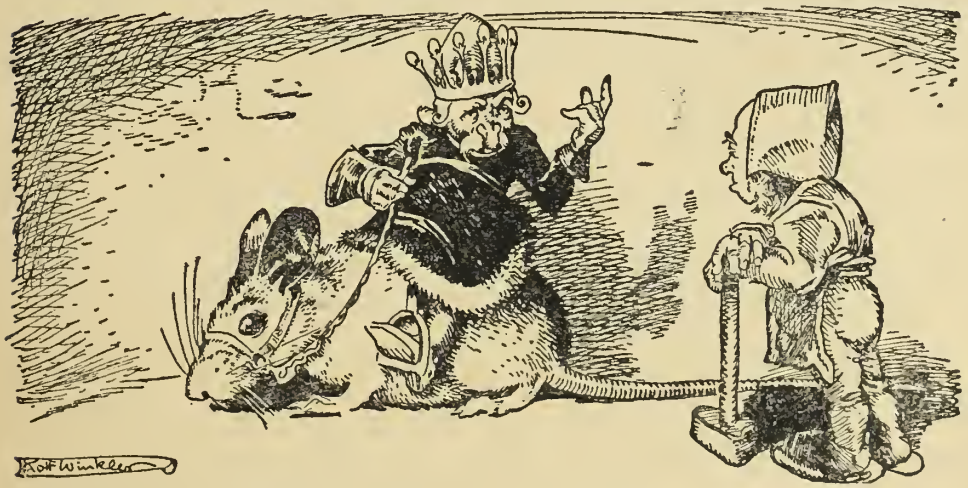
welches sein Auge jemals erblickt hatte. Des ward sein Herz fröhlich, und er trat auf sie zu. Aber kaum hatte das Fräulein ihn gesehen, so stieß sie einen Schrei aus, und plötzlich flog von dem Wipfel einer alten Tanne ein Rabe herunter, auf den setzte sich das Mädchen, und er trug sie in die Luft weit weg, hinter hohe, schwarze Nadelbäume, bis sie nicht mehr zu sehen waren.

„Ach Gott, wer war das?“ fragte der König die Grillen.

„Wir wissen es nicht“, sagten diese. „Sie kommt immer im Mondenschein tanzen, und wir machen ihr Musik, weil sie so niedlich ist wie ein Elfenkind.“ Damit schwirrten sie weg.

Die andere Nacht ritt der Zwergenkönig wieder auf die Wiese und wartete auf das Fräulein. Aber es kam nicht. Nur der Rabe saß wieder auf dem Tannenbaum, und wie er den König erblickte, krächzte er und flog davon.

Als der König ein paar Nächte umsonst gekommen war, ward er krank vor Betrübnis. Er lag beständig im Bett, trank wenig, aß so gut wie nichts, regierte nicht mehr und ließ niemand vor sich als seinen alten Kammerdiener. Durch den erfuhren die Minister, daß der König im Schlaf immer von einem Zwergenfräulein spreche; aber da sie nicht wußten, welche er meine, so konnten sie ihm nicht helfen. So kam denn bald das ganze Land in Auf-



regung, und die Zwergdamen nähten schon an schwarzen Kleidern und Tränentüchern wegen der zu erwartenden Landestrauer.

„Halt!“ sagte eines Tages der erste Minister zu den andern, „ich weiß, wo uns vielleicht noch Hilfe blüht; wir müssen den Laubfrosch fragen.“ Der Laubfrosch aber war Hofprophet und saß in einem Wasserglase auf einer Leiter.

„Wir wollen ein Orakel,“ sprach der erste Minister, als sie vor das Glas kamen, „eines, was den König angeht.“

„Gleich!“ antwortete der Laubfrosch, stieg auf die oberste Leitersprosse, glotzte eine Weile über sich und prophezeite also:

„Die am besten singt,
die am besten springt,
die der Storch am liebsten traut,
wird die junge Königsbraut.“

„Seht ihr?“ sprach der Minister, „das ist es; wenn wir die gefunden haben, wird der König gesund; denn wenn er stürbe, könnte sie nicht seine Braut werden.“

Das Zwergenfräulein aber, welches schuld an des Königs Krankheit war, wohnte bei ihrem Onkel, den hieß sie den Rabenonkel, denn er hatte sich den Raben gezähmt, welcher sie vor dem König entführt hatte. Er besaß auch eine Höhle, in welche man nur durch Fliegen gelangen konnte, weil der Eingang hoch oben in einer glatten und steilen Felswand war, an der weder Strauch noch Kraut noch Blume wuchs.

Da saß sie eines Tages und blickte über die Tannen hinunter auf die Wiese, wo sie sich nicht mehr zu tanzen getraute. Mit einem Male sah sie den Herold des Zwergenkönigs geritten kommen, der blies in seine Trompete und rief mit heller Stimme:

„Die am besten singt,
die am besten springt,
die der Storch am liebsten traut,
wird die junge Königsbraut; —

und übermorgen, wenn der Mond kommt, wird hier auf der Wiese die erste Probe gemacht." Dann blies er noch einmal und ritt fort.

„Ich will Königsbraut werden", sagte das Zwergenfräulein. „Es ist langweilig hier oben, und man kann nicht einmal mehr tanzen."

Sie ging hinein zu ihrem Onkel, der klopfte Erz. „Rabenonkel," sprach sie, „du mußt machen, daß ich Königsbraut werde."

„Warum nicht gar; kannst du denn regieren?"

„Das brauche ich nicht zu können:

Die am besten singt,
die am besten springt,
die der Storch am liebsten traut,
wird die junge Königsbraut.

Ich habe es den Herold sagen hören, wie ich bei der Tür saß, und übermorgen ist Probe auf der Wiese."

„Nun," sagte der Rabenonkel, „Königsbraut zu werden ist ehrenvoll und eine anständige Versorgung, wir wollen sehen, was sich tun läßt."

Da nahm er am nächsten Tage einen Korb, setzte sich auf den Raben und ritt hinunter in die Nüsse; und wenn er den Korb voll gepflückt hatte, so kam er zurück und schüttete die Nüsse auf einen Haufen in die Stube, bis diese ganz voll davon war. Die trug er tags darauf in der Gegend umher auf alle Wege, welche nach der Wiese liefen. Wie nun die Zwergenfräulein zum Singen auszogen, sprachen sie: „Es hat Nüsse geregnet", und aßen soviel davon, als sie konnten. Aber ihre Kehlen wurden davon so rauh wie Eselskehlen.

Darauf ging das Singen an, und der Musikmeister des Königs stand dabei und sollte das Urteil sprechen. Rings herum aber waren die Zweige der Bäume und Sträucher voll Getier, welches auch musikverständig war und zuhören wollte, zum Beispiel die Grillen, die Mücken, die Hummeln, die Finken und viele andere Vögel.

Nur die Nachtigallen waren nicht gekommen, denn sie waren zu eingebildet und sprachen: „Es wird doch nur ein Quark.“

Da hub das erste Fräulein zu singen an, aber sie quiekte wie eine rostige Tür.

„Göttlich!“ sagte eine Mücke und lachte. „Wer hat je so einen Gesang vernommen?“

Danach sang die zweite, die krähte wie ein junger Zinshahn.

„Watte!“ rief ein Fink, hob ein Bein und hielt sich das eine Ohr zu. „Watte her! Es schlägt mir auf die Nerven!“

Und so ging es fort, und als die letzte fertig war, saß von den Tieren nur noch ein alter Zeisig da, der hatte es aushalten können, denn er war stocktaub. Aber der Musikmeister war am schlimmsten daran, denn er sollte nun sagen, welche am besten gesungen hätte, und sprach immer bloß: „Heilige Musika! Sie haben eine so schlecht gesungen wie die andere, und ich fürchte, wir müssen noch einmal anfangen.“

Da kam der Rabe hinter den Tannen hervorgeflogen, und auf ihm saß das kleine Zwergfräulein. „Ich will auch mitsingen“, sagte sie.

Und sie sang so niedlich, wie eine Meise zwitschert, daß der Musikmeister vor Vergnügen mit der Zunge schnalzte. „Es ist merkwürdig; es gibt andre, die besser singen, aber heute kann's nur die eine; und das ist die wahre, und ich werde sie notieren.“ Er fragte, wie sie hieße; da sprach sie:

„Rabenonkels Kleine
von dem hohen Steine.“

Das schrieb er auf; das Fräulein verneigte sich vor den andern, welche ärgerlich heimgingen, stieg auf den Raben und rauschte davon.

In der folgenden Nacht sollte Springprobe sein.

„Rabenonkel,“ fragte das Fräulein, „wie mache ich's, daß ich am besten springe?“

„Du mußt die Füße höher heben als die andern“, sagte der Rabenonkel und lachte. Er kochte aber den ganzen Tag Pech, tat es am Abend in eine Butte, und ritt damit aus. Weil nämlich nur ein Steg auf die rings von einem Graben umgebene Wiese führte, schüttete er den Steg voller Pech, und als der Mond über den Berg stieg, kam ein Zwergenfräulein nach dem andern und trat hinein. Aber es sagte keine der nächsten etwas, denn die andern sollten auch Pech unter den Sohlen haben.

Sie sprangen und sprangen, und Zuschauer gab es auch: die Frösche, die Springkäfer und wer sonst am Springen Vergnügen fand. Der Tanzmeister des Königs aber hatte eine Elle in der Hand und maß ab, wie hoch jedes Zwergenfräulein sprang.

„Es ist schrecklich,“ sprach er; „es ist ein Unglück, daß gerade heute Pech im Wege lag; es lohnt nicht der Mühe, aufzuschreiben, denn sie kommen gar nicht vom Boden los.“

„Gott, was für ein Vergnügen!“ sagten die Springkäfer und schlugen Purzelbäume vor Lachen; „sie hüpfen wie junge Krähen, die aus dem Nest gefallen sind.“

Da hatte das Zwergenfräulein ein leichtes Springen, als sie der Rabe wieder auf die Wiese getragen hatte. Sie kam am allerhöchsten, und wie der Tanzmeister um ihren Namen fragte, sagte sie wieder:

„Rabenonkels Kleine
von dem hohen Steine,“

machte den zierlichsten Knix und verschwand auf ihrem Raben in der Mondnacht.

„Rabenonkel, wen traut der Storch am liebsten?“ fragte sie des andern Tages den Onkel. Denn der Storch war der Zwergpastor, und sein Nest saß dicht bei der Höhle auf einer alten Föhre.

„Das weiß ich nicht“, war die Antwort.

Unter der Föhre aber kam ein Fräulein nach dem andern herbeigeschlichen und fragte: „Storch, wen traust am liebsten?“

„Wer meinen Kleinen das beste Futter bringt", antwortete der Storch. Wie aber zuletzt immer mehr kamen und fragten, gab er gar keine Antwort mehr; denn er besaß viel Würde.

Nun waren sie aber so klug wie vorher, denn von den kleinen Störchen konnten sie nichts erfahren, weil die noch nicht sprechen konnten. Das kleine Zwergenfräulein aber hatte die Antwort des Storchs gehört und sagte dem Onkel Bescheid.

Da nahm der Rabenonkel einen Topf und flog ins Tal, und wie er wiederkam, hatte er Frösche, Schlangen, Regenwürmer und Kaulquappen darin. Dann paßte er den Augenblick ab, wo der Storch vom Nest geflogen war, und trug alles hinüber.

„Guten Tag, Kinder," sagte er zu den jungen Störchen, „da gibt's Schnabelweide." Er hielt ihnen eine Schlange hin, da rührten sie sich nicht; darauf einen Frosch, da sperrte der erste den Schnabel auf, dann einen Regenwurm, danach schnappten schon zwei. Wie er aber eine Kaulquappe brachte, fuhren alle drei zu, so schnell sie konnten. Da ritt er davon, schüttete den Topf leer und fing soviel Kaulquappen, als er finden konnte. Es gab ihrer aber nur in einer Pfütze, und die war weit entfernt, wo das Gebirge ein Ende hatte.

Des Abends kamen die Zwergenfräulein alle unter dem Storchennest zusammen, und der erste Minister führte sie an. Nur ein paar hatten etwas für die jungen Störche mitgebracht, aber nur schlechte Blindschleichen oder Frösche, und höchstens einen Regenwurm.

„Storch," fragte der Minister, „wen traust du am liebsten?"

Der rief hernieder: „Wer mir Kaulquappen bringt."

Da sahen sie sich alle an, denn niemand wußte, was das war. Da rauschte es in der Luft, und das Fräulein kam auf dem Raben mit dem Topfe voll Kaulquappen herunter und sprach: „Hier sind sie, und nun bin ich Königsbraut." — „Jawohl," sagte der Storch, „das sind Sie."

Und der Musikmeister und der Tanzmeister nickten: „Das ist die richtige."

„Tusch blasen!“ rief der erste Minister; „die Königin ist gefunden, und ich bin ihr erster Untertan.“ Damit kniete er nieder und küßte ihr die Hand, und alsbald ward ein Läufer abgeordnet, um dem Kammerdiener Bescheid zu sagen. Der fing an, dem Könige von der Sache zu erzählen, und kaum hatte der von der Rabenreiterin gehört, so sprang er auf und rief: „Ist sie gefunden?“

„Ja,“ sprach der alte Diener, „und sie will Königin werden.“

Da war der Zwergenkönig plötzlich gesund, eilte auf die Wiese und küßte das Zwergenfräulein als seine Braut.

Acht Tage nachher war Trauung auf der Wiese, und der Storch klapperte die schönste Traurede von der Welt, daß alles gerührt war. Die Zwerge hatten kostbare Geschmeide als Geschenke zusammengebracht, und der Leibkoch des Königs hatte einen herrlichen Baumkuchen gebacken, den durfte er dicht hinter dem Königspaar hertragen lassen, als der Brautzug wieder in die Königsburg zog. Er war nicht wenig stolz darauf, und wenn der Kuchenjunge, der ihn trug, daran leckte, so litt er es nicht, sondern gab ihm mit dem Löffel einen Klaps. Zunächst den Neuvermählten aber flog in der Luft der Rabenonkel auf seinem Raben, der war Brautvater. So zog alles bei Fackelschein in die Burg, der Schließer schloß hinter ihnen ab, und drinnen wurde gegessen und getrunken bis an den frühen Morgen.

Das Lumpengesindel

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „Jetzt ist es Zeit, da die Nüsse reif werden; da wollen wir zusammen auf den Berg gehen und uns einmal recht satt essen, ehe sie das Eichhorn alle wegholt.“ — „Ja,“ antwortete das Hühnchen, „komm, wir wollen uns eine Lust miteinander machen.“ Da gingen sie zusammen fort auf den Berg, und weil es heller Tag war, blieben sie bis zum Abend. Nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen hatten, oder ob sie übermütig geworden waren, kurz, sie wollten nicht zu Fuß nach Hause gehen, und das Hühnchen mußte einen kleinen Wagen aus Nußschalen bauen. Als er fertig war, setzte sich das Hühnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „Du kannst dich nur immer vorspannen.“ — „Da kommst du mir recht,“ erwiderte das Hähnchen, „lieber geh ich zu Fuß nach Hause, als daß ich mich vorspannen lasse; nein, so haben wir nicht gewettet. Kutscher will ich wohl sein und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das tu' ich nicht.“

Wie sie so stritten, schnatterte eine Ente daher: „Ihr Diebesvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nußberg gehen? Wartet, das soll euch schlecht bekommen!“ Ging also mit aufgesperrtem Schnabel auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul und stieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit seinem Sporn so gewaltig auf sie los, daß sie um Gnade bat und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich nun auf den Bock und war Kutscher, und darauf ging es fort in einem Jagen, und die beiden riefen: „Ente, lauf' zu, was du kannst!“

Als sie ein Stück Weges gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen: „Halt! Halt!“ und sagten, es würde gleich stockdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiterkommen, auch wäre es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten, sie wären auf der Schneiderherberge vor dem Tor gewesen und hätten sich beim Bier verspätet.

Da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ Hähnchen beide aufsteigen, doch mußten sie versprechen, ihm und seinem Hühnchen nicht auf die Füße zu treten. Spät abends kamen sie zu einem Wirtshaus, und weil sie die Nacht nicht weiterfahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, so kehrten sie ein. Der Wirt machte anfangs viele Einwendungen, sein Haus wäre schon voller Gäste, gedachte auch wohl, es möchte keine vornehme Herrschaft sein; endlich aber, da sie süße Reden führten, er solle das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch könne er die Ente behalten, die alle Tage eins lege, so sagte er endlich, sie dürften die Nacht über bleiben. Nun ließen sie frisch auftragen und lebten in Saus und Braus.

Frühmorgens, als es dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf, und sie verzehrten es zusammen; die Schalen aber warfen sie auf den Feuerherd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in das Stuhlkissen des Wirts, die Stecknadel aber in sein Handtuch, endlich flogen sie, mir nichts, dir nichts, über die Heide davon.

Die Ente, die gern unter freiem Himmel schlief und darum im Hof geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinabschwamm, und das ging geschwinder als vor dem Wagen.

Ein paar Stunden später machte sich erst der Wirt aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen. Da fuhr ihm die Stecknadel über das Gesicht und machte ihm einen

roten Strich von einem Ohr zum andern. Dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken; als er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute morgen will mir alles an meinen Kopf", sagte er und ließ sich verdrießlich auf seinen Großvaterstuhl nieder; aber geschwind fuhr er wieder in die Höhe und schrie: „Au weh!" Denn die Nähnadel hatte ihn noch schlimmer und nicht in den Kopf gestochen. Nun war er vollends wütend und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern abend gekommen waren; und als er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da tat er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und zum Dank noch obendrein Schabernack treibt.

Der beherzte Flötenspieler

Es war einmal ein lustiger Musikant, der die Flöte meisterhaft spielte; er reiste daher in der Welt umher, spielte auf seiner Flöte in Dörfern und Städten und erwarb sich dadurch seinen Unterhalt. So kam er auch eines Abends auf einen Pachterhof und übernachtete da, weil er das nächste Dorf vor einbrechender Nacht nicht erreichen konnte. Er wurde von dem Pachter freundlich aufgenommen, mußte mit ihm speisen und nach beendeter Mahlzeit einige Stücklein vorspielen. Als das der Musikant getan hatte, schaute er zum Fenster hinaus und gewahrte in kurzer Entfernung bei dem Scheine des Mondes eine alte Burg, die teilweise in Trümmern zu liegen schien. „Was ist das für ein altes Schloß?“ fragte er den Pachter, „und wem hat es gehört?“ Der Pachter erzählte, daß vor vielen, vielen Jahren ein Graf da gewohnt hätte, der sehr reich, aber auch sehr geizig gewesen wäre. Er hätte seine Untertanen sehr geplagt, keinem armen Menschen ein Almosen gegeben und sei endlich ohne Erben — weil er sich aus Geiz nicht einmal verheiratet habe — gestorben. Darauf hätten seine nächsten Anverwandten die Erbschaft in Besitz nehmen wollen, hätten aber nicht das geringste Geld gefunden. Man behaupte daher, der Graf müsse den Schatz vergraben haben, und dieser möge noch heute in dem alten Schloß verborgen liegen. Schon viele Menschen wären des Schatzes wegen in die alte Burg gegangen, aber keiner wäre wieder zum Vorschein gekommen. Daher habe die Obrigkeit den Eintritt in dieses alte Schloß untersagt und alle Menschen im ganzen Lande ernstlich davor gewarnt.

Der Musikant hatte aufmerksam zugehört, und als der Pachter seinen Bericht geendigt hatte, äußerte jener, daß er großes Verlangen trage, auch einmal in das Schloß zu gehen, denn er sei beherzt und kenne keine Furcht. Der Pachter bat ihn aufs dringendste und endlich schier fußfällig, doch ja sein junges Leben zu schonen und nicht in das Schloß zu gehen. Aber es half kein Bitten und Flehen, der Musikant war unerschütterlich.

Zwei Knechte des Pachters mußten ein paar Laternen anzünden und den beherzten Musikanten bis an das alte schaurige Schloß begleiten. Dann schickte er sie mit einer Laterne wieder zurück, nahm die zweite und stieg mutig eine hohe Treppe hinan. Er kam in einen großen Saal, um den ringsherum Türen waren. Er öffnete die erste und ging in ein Zimmer, setzte sich an einen altväterischen Tisch, stellte sein Licht darauf und spielte die Flöte. — Der Pachter konnte die ganze Nacht vor lauter Sorgen nicht schlafen und sah öfters zum Fenster hinaus. Er freute sich jedesmal unaussprechlich, wenn er drüben den Gast noch musizieren hörte. Doch als die Wanduhr elf schlug, verstummte das Flötenspiel, und der Pachter erschrak heftig, weil er glaubte, der Geist des Grafen oder der Teufel, oder wer sonst im Schlosse hauste, habe dem hübschen Burschen nun ganz gewiß den Hals umgedreht.

Doch der Musikant hatte ohne Furcht seines Flötenspiels gewartet; als aber sich endlich der Hunger bei ihm regte, weil er bei dem Pachter nicht viel gegessen hatte, so ging er in dem Zimmer auf und nieder und sah sich dabei um. Da erblickte er einen Topf voll ungekochter Linsen; auf einem anderen Tische stand ein Gefäß voll Wasser und eins voll Salz und eine Flasche Wein. Er goß geschwind Wasser über die Linsen, tat Salz daran, machte Feuer in dem Ofen, bei dem schon Holz bereit lag, und kochte sich eine Linsensuppe. Während die Linsen kochten, trank er die Flasche Wein leer, und dann spielte er wieder Flöte. Als die Linsen gar waren, rückte er sie vom Feuer, schüttete sie in die auf dem Tische schon bereitstehende Schüssel und aß frisch darauf los. Jetzt sah er nach seiner Uhr, und es war um die elfte Stunde. Da ging plötz-

lich die Tür auf; zwei lange, schwarzgekleidete Männer traten mit einer Totenbahre herein, auf der ein Sarg stand. Sie stellten sie ohne ein Wort zu sagen vor den Musikanten hin, der sich indes keineswegs im Essen stören ließ, und gingen ebenso lautlos, wie sie gekommen waren, wieder zur Tür hinaus. Als sie sich nun entfernt hatten, stand der Musikant hastig auf und öffnete den Sarg. Ein altes Männchen, klein und verhutzelt, mit grauen Haaren und grauem Barte, lag darinnen; aber der Bursche fürchtete sich nicht, nahm es heraus, setzte es an den Ofen, und kaum schien es erwärmt zu sein, als sich schon Leben in ihm regte. Er gab ihm hierauf Linsen zu essen und war ganz mit dem Männchen beschäftigt, ja, fütterte es wie eine Mutter ihr Kind. Da wurde das Männchen ganz lebhaft und sprach zu ihm: „Folge mir!“ Das Männchen ging voraus, der Bursche aber nahm seine Laterne und folgte ihm sonder Zagen. Es führte ihn nun eine hohe verfallene Treppe hinab, und so gelangten endlich beide in ein tiefes, schauerliches Gewölbe.

Hier lag ein großer Haufen Geld. Da gebot der Alte dem Burschen: „Diesen Haufen Geld teile mir in zwei ganz gleiche Teile, aber daß nichts übrigbleibt, sonst bringe ich dich ums Leben!“ Der Bursche lächelte bloß, fing sogleich an zu zählen auf zwei große Tische, herüber und hinüber, und brachte so das Geld in zwei gleiche Teile, doch zuletzt — war noch ein Kreuzer übrig. Da besann sich der Musikantt nicht allzulange, nahm sein Taschenmesser heraus, setzte es mit der Schneide auf den Kreuzer und schlug denselben mit einem dabeiliegenden Hammer entzwei. Als er nun die eine Hälfte auf diesen, die andere auf jenen Haufen warf, wurde das Männchen ganz heiter und sprach: „Du himmlischer Mann, du hast mich erlöst! Schon hundert Jahre muß ich meinen Schatz bewachen, den ich aus Geiz zusammengescharrt habe, bis es einem gelingen würde, das Geld in zwei gleiche Teile zu teilen. Noch nie ist es einem gelungen, und ich habe sie alle erwürgen müssen. Der eine Teil Geld ist nun dein, den anderen aber gib den Armen.“ Darauf verschwand das Männchen. Der

Bursche aber stieg die Treppe hinan und spielte in seinem Zimmer lustige Stücklein auf seiner Flöte.

Da freute sich der Pachter, als er ihn wieder spielen hörte. Mit dem frühesten Morgen ging er auf das Schloß und empfing den Burschen voller Freude. Dieser erzählte ihm die Geschichte, dann begab er sich hinunter zu seinem Schatz, tat wie ihm das Männlein befohlen hatte und verteilte die eine Hälfte gewissenhaft unter die Armen. Das alte Schloß aber ließ er niederreißen, und bald stand an dessen Stelle ein schönes neues, in welchem der Musiker als reicher Mann wohnte.

Dornröschen

Vorzeiten war ein König und eine Königin; die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Endlich bekamen sie ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch weise Frauen dazu ein, damit sie dem Kinde hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche; weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben. Die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum, und so mit allem, was auf der Welt zu wünschen ist. Als elf ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und tot hinfallen!“ Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken. Da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrighatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur mildern konnte, so sagte sie: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.“

Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglücke gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Reiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt; denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, liebhaben mußte.

Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahre alt wurde, der König und die Königin nicht zu Hause waren und das Mädchen ganz allein im Schlosse zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Tür. In dem Schlosse steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es den umdrehte, sprang die Tür auf, und da saß in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann emsig ihren Flachs. „Guten Tag, du altes Mütterchen," sprach die Königstochter, „was machst du da?" „Ich spinne", sagte die Alte und nickte mit dem Kopfe. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?" sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger.

In dem Augenblicke aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das da stand, und lag in einem tiefen Schlafe. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heimgekommen und in den Saal getreten waren, fingen an zu schlafen, und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stalle, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand; ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein; der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schlosse regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dache. Es ging aber die Sage in dem Lande von dem schönen, schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter genannt, also, daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich; denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornhecke erzählte, es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schliefe, und mit ihr schliefe der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornhecke zu dringen; aber sie wären darin hngengeblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen.“ Der gute Alte mochte ihm abraten, wie er wollte, er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren aber gerade die hundert Jahre verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Hecke näherte, waren es lauter große, schöne Blumen; die taten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch, und hinter ihm taten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhofe sah er die Pferde und scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen; auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter die Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand; der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das gerupft werden sollte. Da ging er weiter und sah im Saale

den ganzen Hofstaat liegen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turme und öffnete die Türe zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er es mit dem Kusse berührt hatte, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hofe standen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Fliegen an der Wand krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen; der Braten fing wieder an zu brutzeln, und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Vom Tännlein, das nicht folgen wollte

Es war einmal ein Tannenwald, so einer, wie es auf dem Thüringer Wald gar viele gibt. In dem standen viele, große Nadelbäume. Manche von ihnen waren schon so alt, daß sie graue, lange Bärte hatten. Wenn die Sonne sich auch noch soviel Mühe gab, sie konnte doch nur selten durch das Dickicht dringen. — Über alle Bäume hinweg ragte eine uralte Tanne. Ihr Stamm stieg kerzengerade auf, und am Wipfel hatte sie noch grüne Zweige.

„Heute geht's nebenan recht lebhaft zu", sagte die uralte Tanne und blickte nach der Waldblöße hinüber. — Dann seufzte sie und rief: „Man wird recht alt!"

„Du ehrwürdiger Baum!" sagten die andern und verneigten sich tief. Da ging ein Rauschen durch den Wald. „Ja, ja," sagte die Uralte, „einst vor vielen, vielen Jahren sah ich, wie kleine Bäumlein zu meinen Füßen in den Waldboden, der lange ausgeruht hatte, gesetzt wurden. Sie wuchsen und wuchsen höher, alle Jahre ein Stück. Das seid ihr!"

Sie lachten, daß der ganze Wald rauschte.

„Und nun guckt hinüber auf die Waldblöße, da seht ihr, was für winzig kleine Bäumchen ihr einst auch waret!"

Sie guckten alle neugierig hin und sahen, daß viele Mädchen dort drüben fleißig bei der Arbeit waren. Sie pflanzten die kleinen Bäumchen in die Erde ein. Um jedes wurde ein Hügel gemacht. Da standen nun die kleinen Dinger gar stolz da, blickten sich neugierig um und nickten einander zu.

Die alten Tannen freuten sich und meinten: „Das kann man sich gar nicht denken, daß man auch einmal so winzig klein war!“ Es war Abend, die Sonne ging hinter den Bergen zur Ruhe.

Da wurden die kleinen Bäumchen munter, denn sie waren noch nicht müde. „Guten Abend, ihr Großen!“ riefen sie mit feinen Stimmchen den alten Tannen zu. Die lachten und riefen: „Guten Abend, ihr Kleinen! Wie gefällt's euch denn hier?“ „Fein!“ „Prächtig!“ „Gut!“ So rief es durcheinander. „Wir werden sehr behütet. Dort auf der großen Tafel steht ‚Schonung‘. Das ist fein für uns!“

„Mir paßt das gar nicht! Ich finde es hier überhaupt langweilig!“ ließ sich da ein Tännchen vernehmen, das dicht neben dem Walde stand.

Großes, allgemeines Erstaunen. Die Tannen-Urgroßmutter sagte ganz von oben herab: „O du Knirpschen, was verlangst du denn eigentlich?“

Die kleine Tanne ließ sich nicht einschüchtern, obwohl sie zu der großen gar nicht hinaufsehen konnte.

„Ich möchte, daß der Herr Mond scheint, und daß die Elfchen tanzen, und daß die Königin dabei ist, und daß am Tage recht viele Kinder in die Schonung laufen . . .“

„Hör' auf, du kleines, böses Plappermäulchen“, sagten die Bäume. Wieder schwieg die Kleine nicht still. Sie wiegte ihr Köpfchen und sagte: „Die Erdgeister will ich sehen, und die Sterne sollen herabfliegen . . .“

Da fingen alle die kleinen Bäumchen an zu lachen, und die

großen lachten mit, sogar die Urgroßmutter schüttelte sich vor Lachen. Es war urdrollig!

„Ist das ein anspruchsvolles Ding!“ hieß es. Aber das Bäumchen sagte: „Ihr seid sehr dumm!“ Das war freilich sehr unartig. Aber die Bäume nahmen es nicht übel. „Hier bleib' ich nicht!“ sagte das dickköpfige Tännchen, „ich gehe weit fort!“ „Das darfst du gar nicht!“ sagte die alte Dame, „wachse erst einmal ein paar Meter hoch, dann kannst du mitreden!“

„Aus euch mache ich mir gar nichts!“ rief die Kleine, „und hier bleibe ich nicht!“

„Wo willst du denn hin?“ fragten die kleinen Tännchen.

„Ich wandere fort, werde mich schon irgendwo niederlassen, wo es mir besser gefällt als hier!“

„Du darfst gar nicht fort!“ sagte die Großmutter wieder, „und wenn du auch fortgingst, du kämst doch eines Tages wieder und wärst froh, wenn du an deinem alten Plätzchen hier ständest.“

„Mein Lebtag komme ich nicht wieder“, sagte das böse Bäumchen trotzig. Richtig, es reckte sich, dehnte sich, zog ein Beinchen nach dem andern aus dem lockeren Erdreich und stand nun da.

„Du! du!“ drohte die alte Tanne.

„Lebt wohl!“ sagte das unartige, kleine Bäumchen, drehte allen den Rücken und stapfte davon.

Solch ein Bösewicht! Die andern alle schüttelten die Köpfe.

„Da, wo einen der liebe Gott hingestellt hat auf seiner großen Erde, da soll man bleiben und seine Schuldigkeit tun!“ sagte die Großmutter und wiegte das Haupt. „Nun, laßt das unartige Bäumchen nur laufen, wir erleben's noch, daß es zu uns zurückkehrt! Sein Plätzchen findet es schon wieder. Gute Nacht, ihr Lieben! Schlaft schön! Und ihr kleines, junges Volk da drüben auch! Es ist gar schön bei uns! Möge es dem kleinen Ausreißer nicht gar so trübselig ergehen!“

Bald war es still im großen Walde.

Die alten Tannen waren müde, sie schliefen bald ein. Die klei-

nen aber hatten sich noch gar viel zu erzählen, sie flüsterten noch lange miteinander.

Besonders konnten sie sich gar nicht beruhigen über das fortgelaufene Tännchen.

Als aber die Nacht immer tiefer hereinsank, machte die Tannengroßmutter: „Pst! pst! Schlafen!" Da waren sie alle mäuschenstill und schliefen ein. —

Unser unfolgsames Tännchen aber stapfte weiter und weiter. Es war schon immer ein Dickköpfchen gewesen, Vater und Mutter hatten das auch schon gesagt.

Weil es nun seinen Kopf durchgesetzt hatte, war es sehr zufrieden. Als es aber anfing, Nacht zu werden, guckte sich unser Bäumchen nach allen Seiten um. Es war schon weit gewandert. Wo mochte es sein? So dachte das Tännchen. Ob wohl Kinder hier in der Nähe waren? Das kleine, dumme Bäumchen wußte gar nicht, daß die artigen Kinder am Abend in ihren Bettchen liegen und schlafen.

Auf einer breiten Landstraße wanderte Tännchen dahin. Auf einmal sah es in der Ferne ein Licht. Und dann knallte es. Tännchen erschrak so sehr, daß es hinpurzelte. Immer näher kam das Licht, es knarrte und knallte.

Ganz erschrocken stellte sich Tännchen an die Seite in das hohe Gras.

Ach, was kam nur da? Ganz ängstlich duckte sich das Bäumchen und guckte.

Da kam ein Wagen, daneben ging ein Mann, der hatte eine Peitsche in der Hand. Gerade als er am Tännchen vorüberfuhr, knallte er so laut mit seiner Peitsche, daß Tännchen ins Gras fiel.

Da blieb es so lange liegen, bis der böse Mann, vor dem es sich so gefürchtet hatte, weit fort war. Dann stand es seufzend wieder auf und wanderte weiter.

Da huschte etwas über die Straße, wieder erschrak Tännchen. Ach, wenn es nur erst ein Ruheplätzchen hätte für die Nacht. Morgen, bei Sonnenschein, nahm sich die Welt schöner aus!

Mit einemmal konnte Tännchen nicht weiter, es stand an einem Bach.

Ihr Kinder hättet ja leicht darüber springen können, aber Tännchen getraute sich das nicht. Ihm kam der kleine Bach so groß vor wie das Meer.

„Was tu' ich nun?" sagte es traurig.

„Wo wolltest du denn hin?" fragte der Bach mitleidig. „So kleine Dinger wie du gehören doch nachts nicht auf die Wanderschaft!"

„Ich wollte bis zu den Kindern!" sagte das kleine, dumme Tännchen.

„Du meinst wohl, bis ins nächste Dorf? Das ist noch eine Stunde weit. Ich will dir einen guten Rat geben: Setze dich auf den Stein hier und ruhe dich aus! Morgen gehst du weiter!"

„Gern!" sagte Tännchen, das seine Beinchen spürte, lief an den Stein und setzte sich.

„Müde bin ich nicht sehr!" prahlte es, „du kannst mir ruhig etwas erzählen! Wie heißt du denn?"

„Bach!" sagte das Wässerlein, „mein Namensvetter draußen unter den Menschen hat schöne Musik gemacht. Ich bin auch musikalisch! Sei mal ganz still, liebes Tännchen, dann hörst du mein Singen und Gluckſen."

Tännchen horchte. Oh, jetzt gefiel's ihm ausgezeichnet.

„Ja, fein!" sagte es und klatschte in die Hände, „du machst schöne Musik! Nun sag', wo kommst du denn her?"

„Weit, sehr weit bin ich schon gelaufen," sagte das Bächlein, „was hab' ich alles gesehen! Wiesen, Felder, Wälder, Dörfer, Menschen, Tiere, den Himmel, die Sterne!"

„Du, die möchte ich gern haben!" rief das Tännchen.

„Die Sterne? Die bleiben hübsch, wo sie sind! Da oben am Himmel ist's doch viel schöner als hier! — Sage mal, wo kommst du denn eigentlich her?"

Tännchen sagte: „Von der Schonung! Weit fort von hier! Da wurden wir angepflanzt!"

„So? Na, und? Wie kamst du nun hierher?“ fragte der Bach streng.

„Ich bin einfach ausgerissen, es gefiel mir nicht dort!“ sagte Tännchen.

„Das ist aber sehr wenig hübsch von dir!“ rief der Bach. „Das bereust du noch, pass' mal auf! Du kommst eines Tages wieder! Dann zeig' ich dir den Weg! Dort drüben, hinter dem Strauch bist du hergekommen!“

„Ei! ei! Hm! hm!“ Tännchen lachte sorglos.

„Ausgerissen bist du?“ fragte ein kleines Moos, das am Rande des Baches stand und guckte neugierig.

„Das mache du nur nicht nach!“ mahnte der Bach.

„Ausgerissen!“ rief eine Schnecke und guckte aus ihrem Haus heraus sich das Tännchen an.

„Ja, ja!“ sagte dieses stolz, „ich denke, daß es mir noch recht gut gehen wird. Ich möchte lieber mein eigener Herr sein, in einen großen Topf gepflanzt werden und hübsch als einziges Tännchen verhätschelt sein!“

„'s kommt manchmal anders!“ sagte ein Steinchen und kullerte sich in den Bach hinab.

„Kinder, 's wird schon recht kalt!“ sagte die Schnecke, „besonders die Abende. Gute Nacht!“ Sie kroch in ihr Häuschen.

Nicht weit stand eine ganze Familie gelber Pilze. Die zogen alle die breiten Käppchen herunter und schliefen.

„Daß ihr nicht ausreißt, Kinder!“ sagte der Pilzpapa.

Wahrscheinlich hatte er von Tännchens böser Tat gehört.

„Nein, Papa, wir bleiben da!“ sagte der allerkleinste Pilz; er war nicht größer als eine Stecknadel.

Gar nicht lange dauerte es, da fing die Pilzfamilie an zu schnarchen. Tännchen horchte und rümpfte das Näschen. Sie fand die gelbe Familie gar nicht fein. Sie sagte das auch dem Bach, der meinte:

„Ja, da suche dir einen andern Platz; Pilzens kann niemand das Schnarchen verbieten. Hier im Freien kann jeder tun, was

er will! Da lauf weiter, am besten gleich wieder bis zur Schonung zurück, du unartiges Tännchen!"

Ohne ein Wort zu sagen, stand dieses auf und stapelte weiter. Als es an den schnarchenden Pilzen vorbeikam, puffte es den Pilzpapa ein bißchen an. Aber der ließ sich nicht aufwecken.

„Das ist keine feine Familie!" sagte Tännchen, „Steinpilzens sind feiner!"

Obwohl es sehr müde war, lief es doch noch ein Stück. Wald gab es hier nicht, bloß Wiesen. Da setzte es sich an den Rand und schlief ein. Es träumte, daß es wieder bei den vielen Kameraden in der Schonung sei.

Als es erwachte, mußte es sich erst besinnen, wo es war. Die Sonne stand schon hoch.

Mit einemmal kamen vier Jungen daher. Der eine hatte eine grüne Trommel um, der andre trug einen Schirm.

„Ach, das niedliche Tannenbäumchen!" rief da mit einemmal der mit der Trommel, „wie mag das hierhergekommen sein? Das nehm' ich mit!"

„Ich bin gewandert!" sagte Tännchen. Aber die Jungen schienen das nicht zu verstehen.

Die hören am Ende nicht gut, dachte sich Tännchen und schrie nun, so laut es konnte:

„Gewandert bin ich!"

Nichts verstanden sie. Tännchen hätte weinen mögen. Sind die nur dumm! In der Schonung hatten sie sich doch alle verstanden, und der Bach und der Stein hatten es doch auch verstanden.

„Her mit dir!" sagte Erich, so nannten sie den mit der Trommel, „du kommst in einen Blumentopf!"

„Ach, das hatte ich mir gewünscht!" sagte Tännchen, „ich bin nämlich von der Schonung ausger . . . .!"

Schwupp! da stak es in der grünen Botanisiertrommel. Ganz stockfinster war es da drinnen.

„Du stichst aber!" sagte jemand.

Es war ein Laubfrosch.

„Ach, ich fürchte mich, hier ist's schrecklich! Und so finster!“ rief Tännchen.

„Blech ist eben nicht durchsichtig!“ sagte der Frosch.

„Was ist denn Blech?“ fragte das Tännchen.

„Du bist mir zu dumm, wenn du nicht weißt, was Blech ist! Sitzest ja drinnen!“ rief der Frosch.

„Ach, wie schrecklich! Ich sitze im Blech!“ jammerte Tännchen.

Da ging das Türchen auf, und hereingesteckt wurde ein Steinpilz.

„Sie schnarchen doch nicht?“ fragte Tännchen diesen.

„Nein!“ sagte er, „in so reizender Gesellschaft gleich gar nicht!“

„Danke, danke!“ rief der Laubfrosch.

„Sie waren nicht gemeint!“ sagte der Pilz.

Tännchen erzählte von der Schonung. Da ging das Türchen schon wieder auf, und herein kam das Taschenmesser.

„Nun sind wir gleich zu Hause!“ sagte es, „die andern Jungens sind schon fort.“

Richtig, da wurde die Trommel geöffnet. Zuerst kam der Laubfrosch heraus und wurde in ein Glas getan. Dort gab es Gras, eine Leiter, und man sah, es ging dem Laubfrosch gut.

Den Pilz gab Erich seiner Mama; das Messer legte er auf den Tisch.

„Liesel, geh', hole einen großen Topf voll Erde! Das Bäumchen pflanzen wir uns. Eines Tages gibt's einen Weihnachtsbaum!“ rief Erich.

„Das freut mich sehr!“ sagte das Tännchen, aber es wurde wieder nicht verstanden.

Bald stand es kerzengerade in der Erde, Liesel und Erich riefen alle Hausbewohner zusammen.

„Gießt es aber ordentlich!“ rief die Mutter, „das braucht jetzt viel Wasser!“

„Ja! Aber erst ein Butterbrot, bitte! Ich habe argen Hunger!“ sagte Erich.

Und nun denkt euch nur: dem armen Tännchen gab kein Mensch

einen Schluck Wasser! Es stand in einer Ecke im finsteren Hausflur. Die Magd hatte es dahingestellt, weil sie den Tisch brauchte, um das Essen aufzutragen.

Es war viel Besuch gekommen, ganz unerwartet waren Onkel, Tante und die Kinder angefahren.

Nun gab's viel zu tun und zu erzählen!

Die Großen saßen zusammen, die Kinder spielten im Garten, suchten sich die letzten Äpfel von den Bäumen.

Wie die Wilden jagten sie in dem großen Obstgarten herum. Tännchen sah es durch eine kleine Ritze in der Haustür.

Niemand dachte mehr an Tännchen. Der Besuch blieb acht Tage da; Erichs Vater war ein Pfarrer, und in dem großen Hause gab es viel Platz.

Alle Tage ging es lustig zu. Die Kinder spielten auf dem Hofe, ließen Papierdrachen aufsteigen.

Tännchen war sehr betrübt. Es verschmachtete bald. Und was das Schlimmste war: es sah durch die Ritze, wie es draußen regnete!

Tipp, tapp! So ging es auf die Pflastersteine im Hofe, die Kinder ließen sich vollregnen, sie sagten, da würden sie recht groß.

Und das arme Tännchen sah das Wasser und war doch selbst am Verschmachten. Ja, wenn es jetzt im kühlen Walde in der Schonung wäre, da könnte es sich ordentlich satt trinken. Ach, das sollte gut schmecken!

Es weinte und schluchzte, aber niemand hörte es.

In der Nacht fürchtete es sich so ganz allein. Ganz in der finsteren Ecke stand es.

Manchmal huschte eine Maus vorbei, oder die Katze kam geschlichen. Tännchen dachte, wenn ich nur fort wäre von hier, wo sich niemand um mich kümmert, wo man mich verschmachten läßt!

Nun wurde es auch noch kalt, und eines Tages fielen Schneeflocken herab.

Tännchen weinte bitterlich.

Nun fand es sein Lebtag nicht mehr den Weg zurück zur Schonung!

Nun mußte es hier elend sterben.

Erich und Liesel fuhren sich gegenseitig Stuhlschlitten. Keiner dachte mehr an das arme Tännchen!

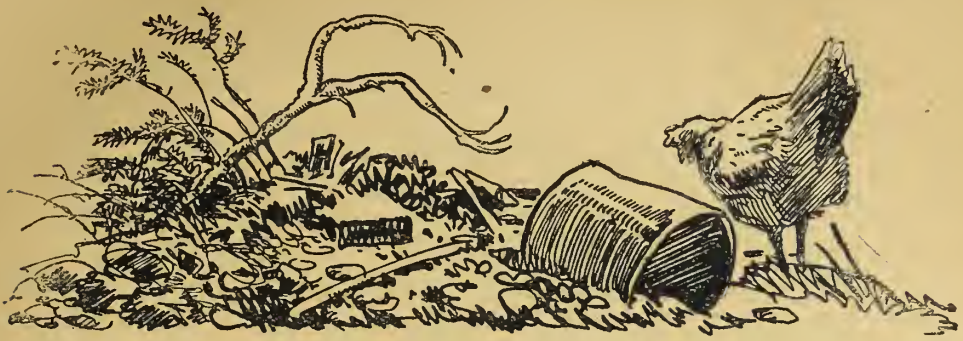
Da kam eines Tages Mine, die Magd. Sie hatte einen Besen und Eimer und sagte:

„Nun will ich hier scheuern!“

Da sah sie das ganz verwelkte, von allen vergessene Tännchen.

Ach, wie gut! dachte dieses, endlich nimmt man sich meiner liebevoll an.

„Das haben die Kinder vergessen!“ sagte Mine und hielt den Blumentopf in der Hand. „Na, schadet nichts! Wäre doch nichts Rechtes geworden! Tannenbäume sind keine Zimmerpflanzen, die gehören in den Wald! Hätten das Bäumchen lieber stehenlassen



sollen, statt 's herauszureißen! Aber so sind eben die Kinder! Nichts als Dummheiten machen sie!"

„Ich bin selber aus dem Walde fortgelaufen", sagte Tännchen. Natürlich wurde es von Mine nicht verstanden. Diese klopfte an dem Topf herum, um die Erde zu lockern. Dann riß sie das Bäumchen heraus, ging damit hinter das Haus und warf es auf den Kehrichthaufen. Den Blumentopf stellte sie in ihr Küchenfenster.

Da lag Tännchen und konnte sich nicht rühren. Ganz welk hingen seine Beinchen herab. So unglücklich hatte es sich noch nie gefühlt.

Wie hatte es sich das Leben so schön gedacht! Und nun! Ja, die Mine hatte recht gehabt, Tannenbäume gehören in den Wald.

Ach, dort war es so schön! Da lebte man sich ein, da wurzelte man fest im geliebten Waldboden. Dort war man nicht allein, dort verstand man sich mit jedem Wort. Und man sah doch etwas.

Hier hatte Tännchen im finstersten Winkel des Hauses gestanden, kaum Luft bekommen.

Aber im Walde! Da schien die Sonne, man sah sie hinter den Bergen aufsteigen.

Und der Wind umwehte einen. Und wenn es regnete, konnte man sich doch satt trinken.

Und es klang so schön, wenn der Regen herniederrauschte. Ach, wäre es doch noch dort! Aber damit war's nun vorbei für immer.

Die kleinen Kameraden in der Schonung würden groß werden, viel sehen und hören in ihrem Leben.

Und sie, das arme Tännchen, würde nicht mehr lange leben! Ganz matt war es schon.

Da sagte mit einemmal jemand ganz in der Nähe: „Was hat man mit Ihnen gemacht, Fräulein Tännchen?“

Mühsam guckte sich Tännchen um. Da lag der Steinpilz!

„Ach, Sie sind auch hier?“ fragte Tännchen, „mich hat Erich gepflanzt und vergessen, mich zu begießen. Da stand ich im Hausflur, verschmachtete beinahe. Und nun bin ich hier. Aber Sie?“

„Ja, die Hausfrau fand, daß ich am Ende kein echter Steinpilz sei, und da wäre es besser, mich fortzuwerfen, anstatt die ganze Familie zu vergiften. Ich bitte Sie, kein echter Steinpilz! Wenn das meine Familie hörte! Ich stamme direkt von Steinpilzens ab! — Nun, ich fand mich in mein Schicksal! Regen und Schnee erhielten mich bei Kräften.“

„Wenn ich mich fände, so ging ich in die Schonung zurück. Aber ich weiß den Weg nicht mehr! Und jetzt ist alles verschneit“, sagte Tännchen.

„Darf ich Sie belgeiten, Tännchen?“ fragte der Steinpilz. „Ich weiß es noch, wo Erich mit uns ging. Wir suchen den Weg!“

„Ach ja!“ sagte Tännchen; es wurde ganz rot vor Freude, „gehen Sie mit mir! Da fürchte ich mich nicht! Aber wir müssen bald gehen!“

Sie standen auf und gingen Arm in Arm fort, zum Tor hinaus, über die Wiesen und Felder.

„Wenn wir nur den Bach erst wieder hätten!“ sagte Tännchen, „da trink' ich mich satt!“

„Nein,“ sagte der Steinpilz, „ich ärgere mich noch immer, daß man mich verkannt hat! — Nun, man erträgt eben viel in seinem Leben! Der Laubfrosch hat es am besten! Der wird gefüttert und bewundert!“

Tännchen erkannte die Landstraße wieder, wo sie von Erich gefunden worden war.

Nun wanderten sie weiter. „Wißt Ihr nicht, wo hier herum der Bach ist?“ fragte der Steinpilz eine Schnecke, die mitten auf der Straße saß.

„Ach!“ rief sie, „das ist — das ist ja das Ausreißerchen!“

„Ach, die Frau Schnecke!“ sagte Tännchen erfreut. Man schüttelte sich allerseits die Hände. Dann erbot sich die Schnecke, den Weg zum Bach zu zeigen.

„Wir schieben ein bißchen an Ihrem Haus mit!“ sagte Tännchen. Die Schnecke lachte. Der Steinpilz und Tännchen schoben richtig am Schneckenhäuschen. Aber es ging trotzdem langsam vorwärts.

„So,“ sagte endlich die Schnecke, „nun könnt ihr den Weg nicht mehr verfehlen! Dort, wo der Wald aufhört, seht ihr den Bach! Bitte um viele Grüße! Und dir, liebes Tännchen, wünsche ich gute Heimkehr! Leben Sie wohl, Herr von Pilz!“

„Steinpilz!“ verbesserte dieser.

„Nun komme ich sicher wieder zur Schonung!“ jubelte Tännchen, „ach, wie freue ich mich!“

Sie stapften alle beide weiter. Frau Schnecke sah ihnen noch eine Weile nach und sagte: „Ja, ja, so geht's! Erst wollte das Tännchen fort, und nun ist's froh, wenn es wieder daheim ist!“

Sie suchte sich ein Eckchen, machte die Tür ihres Häuschens zu und schlief.

„Gluck! gluck! Hören Sie, Herr Steinpilz? Das ist der Bach!“ sagte Tännchen jubelnd.

So schnell ihre müden Füßchen sie tragen konnten, lief sie über die Wiese.

Hier lag überall Schnee. Da ging sich's doppelt schwer.

„Da bin ich, lieber, lieber Bach!“ rief Tännchen, warf sich nieder und trank soviel Wasser, als sie nur konnte.

„Armes Ding!“ sagte der Bach — denn er war's richtig —, „dir ist's aber schlecht ergangen!“

Da weinte das Tännchen, erzählte alles und sagte, daß es ohne den guten Steinpilz den Weg nicht gefunden hätte.

Da kam dieser heran und wurde vom Bach freundlich begrüßt.

„Inzwischen ist's Winter geworden, Tännchen!" sagte der Bach, „nun rate ich den Herrschaften, immer mit mir zu wandern!"

Sie taten es.

„Wie geht's denn den Schnarchenden?" fragte Tännchen und lachte, denn jetzt wußte es, daß es wieder zur Schonung kam, und war lustig.

„Pilzens sind längst nicht mehr da," sagte der Bach, „sie wurden eines Tages geholt, die ganze Familie! — Es waren Pfifferlinge!"

Der Steinpilz machte ein hochmütiges Gesicht und sagte: „Mit diesen sind wir nur sehr weitläufig verwandt!"

„Nein, dieser Erich, daß er dich so vergessen hat", sagte der Bach, „na, wenn der mal in meine Nähe kommt, den spritze ich schon voll! So ein böser Junge!"

„Ich könnte mich hier verabschieden," sagte der Steinpilz, „jetzt verfehlt Fräulein Tännchen ihren Weg nicht mehr. Ich bin müde und sehe, daß ich irgendwo einige von meiner Familie entdecke. Da laß ich mich dann nieder. Leben Sie wohl!"

Tännchen war voller Dank; der Steinpilz versprach, es im Sommer einmal zu besuchen.

„In der Schonung, gleich links am Tannenwald!" rief Tännchen noch, „und vielen, vielen Dank, lieber Herr von Steinpilz!"

Ja, jetzt war unser unfolgsames Tännchen voller Freude. Der Bach erzählte ihm, wie traurig sie alle in der Schonung und im Tannenwald gewesen seien, daß das Tännchen ausgerissen sei. Die andern Bäumchen hätten längst Wurzel gefaßt und seien ordentlich schon ein Stückchen gewachsen.

„Woher wißt Ihr denn das, lieber Bach?" fragte Tännchen.

„Das hat mir ein Kieselstein erzählt. Der hatte in der Schonung gelegen; ein Junge hatte ihn in die Tasche gesteckt und hier damit gespielt. Dann ließ er ihn liegen. Da erzählte mir der Kieselstein

alles. Er schwärmte sehr für die Tannen-Großmutter, sagte, das sei eine gar gescheite Frau, die viel erlebt hätte.

Der hätte das Tännchen nur folgen sollen!

Na, nun ist's ja bald wieder gut!

„Aber es ist Nacht. Solltest dich dort unter den großen Felsblock legen und schlafen. Morgen wanderst du weiter! Ich bleibe hier in deiner Nähe!"

Tännchen war auch wirklich müde. So trippelte es an den großen Stein heran.

„Kann ich hier gütigst Nachtquartier haben?" fragte es, denn es hatte gelernt, artig zu sein. Der Felsblock war aber ein alter, steinharter Geselle, der sich aus jungen Bäumchen gar nichts machte.

„Meinetwegen!" brummte er, „da hat man schon seine zwei Stunden geschlafen und wird gestört!"

„Verzeihen Sie," sagte das Tännchen und kauerte sich bescheiden an die Seite hin, „aber ich konnte nicht weiter, und da hat mir der Bach gesagt, ich sollte zu Ihnen!"

„Der Bach ist ein Vielschwätzer. — Hast du schon jemals einen gesehen, der nicht geplaudert hätte? Ich nicht!

Du bist aber noch so klein, du gehörst doch eigentlich in eine Schonung!" sagte der Felsblock streng.

Tännchen fürchtete sich. Der war grob, da war sie schön hereingefallen!

„Ja," gestand es, „ich bin aber aus der Schonung fortgelaufen!"

„Nettes Ding, alle Achtung!" sagte der Felsblock. „So lohnst du es, wenn du ein schönes Plätzchen bekommst, wo du behütet aufwachsen kannst! —

Wie anders ist es da mir ergangen! Vor vielen hundert Jahren thronte ich hoch oben auf einem Berg. Wir bildeten einen mächtigen Felsen und wurden viel bewundert. Eines Tages fühlte ich, daß ich mich loslöste, und richtig, ich stürzte kopfüber, kopfunter bis hierher.

War das ein Staunen am andern Tage, als mich die Leute erblickten! Niemand konnte mich vom Flecke bringen, so ließen sie mich liegen.

Wie schlimm ist es, wenn man einst auf stolzer Höhe gethront hat, und liegt nun hier am Wege! Kein Mensch weiß, woher ich stamme. Das Moos ist anhänglich, es hat sich bei mir angesiedelt und hält treu zu mir."

„Ja, Sie sehen an manchen Stellen grün aus, Herr von Fels!" sagte unser Tännchen. Es war so artig und bescheiden geworden, ganz klein duckte es sich.

„Ich hatte sehr hoch hinausgewollt," erzählte es dem Felsblock, „aber es ist mir schlecht gegangen, die Menschen ließen mich verdursten! Nur der Herr Steinpilz war gut!"

„Ja, deshalb muß man hart werden, ganz hart," sagte der Fels, „so wie ich geworden bin! Mir kann niemand mehr etwas tun! — Schlafe nur gut, liebes Bäumchen!"

Ja, es schlief, aber der Morgen war noch gar nicht sehr hell, da stand es auf, bedankte sich artig beim Felsen und tippelte weiter. Ach, jetzt kannte es ja die Gegend! Dort der Bach, die Wiesen, die Landstraße. Nun würde es bald wieder bei den lieben Kameraden sein. Ach, nie, nie wieder wollte es unartig sein, gleich einschlafen, wenn die Großmutter es befahl. Jetzt schien die liebe Sonne hell und golden vom Himmel herab. — Die Urgroßmutter wachte auf, rieb sich die Augen und guckte sich um. Sie konnte weithin sehen. „Kinderchen," rief sie plötzlich, „wenn ich recht sehe, taucht da drüben unser Ausreißerchen auf! Richtig, ganz müde kommt's daher, gerade auf uns zu! Nun seid recht lieb und gut mit dem Tännchen! Es ist ihm sicher nicht so gut gegangen wie euch!" Ja, unser Tännchen kam, sah seine liebe Schonung, sah den Schnee, der auf den Bäumchen lag, und weinte vor Freude. Aber wie werden sie mich aufnehmen? Und haben sie mir mein Plätzchen noch aufgehoben? So dachte es zaghaft. Horch! Da sangen die Großen und die Kleinen dort: „Willkommen in der Heimat!" Tännchen weinte nun erst recht, aber jetzt vor lauter Dankbarkeit.

So kam es heran, stand an der Schonung und sah sein leeres Plätzchen. „Ach, wie froh bin ich!“ rief es. Alle schüttelten sich die Händchen, die alten Tannen nickten freundlich, und die Urgroßmutter sagte: „Gut, daß du wieder da bist, Kind!“ Niemand war glücklicher als unser Tännchen. Es ging an sein Plätzchen, rankerte sich tief in die Erde hinein und war froh, daß es nun nichts als seine Geschwister sah. Fortgelaufen ist's nie wieder, sondern ein großer Baum geworden. Wer weiß, ob du ihn nicht schon im Walde gesehen hast!

Die sieben Schwaben

Einmal waren sieben Schwaben beisammen, der erste war der Herr Schulz, der zweite der Jackli, der dritte der Marli, der vierte der Jergli, der fünfte der Michal, der sechste der Hans, der siebente der Veitli; die hatten alle sieben sich vorgenommen, die Welt zu durchziehen, Abenteuer zu suchen und große Taten zu vollbringen. Damit sie aber auch mit bewaffneter Hand und sicher gingen, sahen sie es für gut an, daß sie sich zwar nur einen einzigen, aber recht starken und langen Spieß machen ließen. Diesen Spieß faßten sie alle sieben zusammen an. Vorn ging der kühnste und männlichste; das mußte der Herr Schulz sein, und dann folgten die andern nach der Reihe, und der Veitli war der letzte.

Nun geschah es, als sie im Heumonat eines Tages einen weiten Weg gegangen waren, auch noch ein gut Stück bis in das Dorf hatten, wo sie über Nacht bleiben mußten, daß in der Dämmerung auf einer Wiese ein großer Roßkäfer oder eine Hornisse nicht weit von ihnen hinter einer Staude vorbeiflog und feindlich brummte. Der Herr Schulz erschrak, daß er fast den Spieß hätte fallen lassen und ihm der Angstschweiß am ganzen Leibe ausbrach. „Horcht, horcht," rief er seinen Gesellen zu, „ich höre eine Trommel!" Der Jackli, der hinter ihm den Spieß hielt und dem ich weiß nicht was für ein Geruch in die Nase kam, sprach: „Etwas ist ohne Zweifel vorhanden, denn ich schmeck' das Pulver und den Zündstrick." Bei diesen Worten hob Herr Schulz an, die Flucht zu ergreifen und sprang im Hui über einen Zaun. Weil er aber gerade auf die Zinken eines Rechens sprang, der vom Heumachen da liegenge-

blieben war, so fuhr ihm der Stiel ins Gesicht und gab ihm einen ungewaschenen Schlag. „O wei, o wei!“ schrie der Herr Schulz, „nimm mich gefangen, ich ergeb' mich, ich ergeb' mich!“ Die andern sechs hupften auch einer über den andern herzu und schrien: „Gibst du dich, so geb' ich mich auch! Gibst du dich, so geb' ich mich auch!“ Endlich, wie kein Feind da war, der sie binden und wegführen wollte, merkten sie, daß sie betrogen waren, und damit die Geschichte nicht unter die Leute käme und sie nicht genarrt und verspottet

würden, verschwuren sie sich untereinander, so lange davon stillzuschweigen, bis einer unverhofft das Maul auftäte.

Hierauf zogen sie weiter. Die zweite Gefährlichkeit, die sie erlebten, kann aber mit der ersten nicht verglichen werden. Nach etlichen Tagen trug sie ihr Weg durch ein Brachfeld. Da saß ein Hase in der Sonne und schlief, streckte die Ohren in die Höhe und hatte die großen gläsernen Augen starr aufstehen. Da erschraken sie bei dem Anblicke des grausamen und wilden Tieres insgesamt und hielten Rat, was zu tun am wenigsten gefährlich sei. Denn wenn sie fliehen wollten, war zu besorgen, das Ungeheuer setze ihnen nach und verschlänge sie alle mit Haut und Haar. Also

sprachen sie: „Wir müssen einen großen und gefährlichen Kampf bestehen; frisch gewagt ist halb gewonnen!“ faßten alle sieben den Spieß an, der Herr Schulz vorn und der Veitli hinten. Der Herr Schulz wollten den Spieß noch immer zurückhalten, der Veitli aber war hinten ganz mutig geworden, wollte losbrechen und rief:

„Stoß zu in aller Schwabe Name,
sonst wünsch' i, daß ihr möcht't erlahme.“

Aber der Hans wußte ihn zu treffen und sprach:

„Beim Element, du hascht gut schwätze,
bischt stets der letzt' beim Drachehetze.“

Der Michel rief:

„Es wird nit fehle um ein Haar,
so ischt es wohl der Teufel gar.“

Drauf kam an den Jergli die Reihe, der sprach:

„Ischt er es nit, so ischt's sei Muter,
oder des Teufels Stiefbruder.“

Der Marli hatte da einen guten Gedanken und sagte zum Veitli:

„Gang, Veitli, gang, gang du voran!
Ich will dahinte vor di stahn.“

Der Veitli aber hörte nicht drauf, und der Jackli sagte:

„Der Schulz, der muß der erschte sei,
denn ihm gebührt die Ehr' allei.“

Da faßte sich der Herr Schulz ein Herz und sprach gravitätisch:

„So zieht denn herzhaft in den Streit!
Hieran erkennt man tapfre Leut'.“

Da gingen sie allesamt auf den vermeintlichen Drachen los. Der Herr Schulz segnete sich und rief Gott um Beistand an; wie aber das alles nicht helfen wollte, und er dem Feind immer näher kam, schrie er in großer Angst: „Hau, hurleh an! Hau, hauhau!“ Da-

von erwachte der Hase, erschrak und sprang eilig davon. Als ihn der Herr Schulz so feldflüchtig sah, rief er voll Freude:

„Potz, Veitli, lueg, lueg, was ist das?
Das Ungehüer ischt a Has."

Der Schwabenbund suchte aber weiter Abenteuer und kam an die Mosel, ein moosiges, stilles und tiefes Wasser, darüber nicht viel Brücken gehen, sondern wo man sich in mehreren Orten muß in Schiffen überfahren lassen. Weil die Schwaben das nicht kannten, riefen sie einem Manne zu, der jenseits des Wassers seine Arbeit verrichtete, wie man hinüberkommen könnte. Der Mann verstand wegen der Entfernung und wegen ihrer Sprache nicht, was sie wollten, und fragte auf trierisch: „Wat? Wat?" Da meinte der Herr Schulz, er spräche nicht anders als „Wate, wate durchs Wasser!" und hob an, weil er der vorderste war, sich auf den Weg zu machen und in den Fluß hineinzugehen. Nicht lange, so versank er in den Schlamm und in die antreibenden tiefen Wellen, seinen Hut aber jagte der Wind hinüber an das jenseitige Ufer, und ein Frosch setzte sich daneben und quakte: „Wat, wat, wat!" Die sechs andern hörten das und sagten: „Unser Gesell, der Herr Schulz, ruft uns; kann er hinüberwaten, warum wir nicht auch?" Sprangen darum eilig alle zusammen in das Wasser und ertranken, also daß ein Frosch ihrer sechs ums Leben brachte und niemand von dem Schwabenbund wieder nach Hause kam.

Sneewittchen

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab. Da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzen Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich: „Hätte ich ein Kind, so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie Ebenholz!“ Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz und wurde darum das Sneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin.

Über ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin. Sie war eine schöne Frau, aber stolz auf ihre Schönheit und konnte nicht leiden, daß sie von jemand darin sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel. Wenn sie vor den trat, sich darin beschaute und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

so antwortete er:

„Ihr, Frau Königin, seid die Schönste im Land.“

Da war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Sneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahre alt war, war es so schön wie der klare Tag und schöner als die Königin selbst. Wie diese nun ihren Spiegel wieder fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

antwortete er:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr.“

Als die Königin das hörte, erschrak sie und ward blaß vor Zorn und Neid. Von Stund an, wenn sie Sneewittchen erblickte, kehrte sich ihr Herz im Leibe herum, so haßte sie das Kind. Und der Neid und Hochmut wuchsen und wurden so groß in ihr, daß sie ihr Tag und Nacht keine Ruhe mehr ließen. Da rief sie einen Jäger und sprach: „Führe das Kind hinaus in den wilden Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen sehen. Dort sollst du's töten und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen!“ Der Jäger gehorchte und führte Sneewittchen hinaus. Als er nun den Hirschfänger gezogen hatte und ihm damit sein unschuldiges Herz durchstoßen wollte, fing es an zu weinen und sprach: „Ach, lieber Jäger, schenke mir mein Leben, ich will in den Wald laufen und nimmermehr wieder heimkommen!“ Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: „So lauf' hin, du armes Kind!“ — „Die wilden Tiere werden dich bald gefressen haben“, dachte er, und doch war's ihm, als wäre ein Stein von seinem

Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte. Und weil gerade ein junger Frischling dahergesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit Die ließ sie in ihrer Gier sogleich in Salz kochen, aß sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen.

Nun war das Sneewittchen in dem großen Walde mutterseelenallein und ward ihm angst, daß es alle Blätter an den Bäumen ansah und dachte, wie es sich helfen und retten sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzigen Steine und durch die Dornen, und die wilden Tiere sprangen an ihm vorbei, aber sie taten ihm nichts. Es lief, so lange nur die Füße noch fort konnten, bis es bald Abend werden wollte. Da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, auszuruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weißgedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löfflein, ferner sieben Messerlein und Gäblein und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein nebeneinander aufgestellt und schneeweiße Laken darüber. Sneewittchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüse und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein, denn es wollte nicht einem alles wegnehmen. Hernach, weil es müde war, legte es sich in ein Bettchen, aber keines paßte für sie. Das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war, und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein.

Als es nun ganz dunkel war, kamen die Herren von dem Häuslein, das waren sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, daß jemand darin gewesen, denn es stand nicht so alles in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?“ Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?“ Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüschen gegessen?“ Der fünfte:

„Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?“ Der sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ Der siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Vertiefung war, da sprach er: „Wer hat in mein Bettchen getreten?“ Die anderen kamen gelaufen und riefen: „Ei, in meinem hat auch jemand gelegen!“ Der siebente aber, als er in sein Bett sah, erblickte Sneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und schrien vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten das Sneewittchen. „Ei du mein Gott! Ei du mein Gott!“ riefen sie, „wie ist das Kind schön!“ und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „Wie heißest du?“ „Ich heiße Sneewittchen“, antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?“ sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, wie seine Stiefmutter es hätte wollen umbringen, wie der Jäger ihm aber das Leben geschenkt hätte, und da wäre es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden. Die Zwerge sprachen: „Willst du unsern

Haushalt versehen, kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an nichts fehlen." Das versprach ihnen Sneewittchen. Da hielt es ihnen Haus. Morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, abends kamen sie nach Haus, und da mußte ihr Essen bereitet sein. Den Tag über war das Mädchen allein. Da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „Hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, daß du hier bist, und laß niemand herein!"

Die Königin aber, nachdem sie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders, als wieder die Erste und Allerschönste zu sein, und trat vor ihren Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen,
bei den sieben Zwergen,
ist noch tausendmal schöner als Ihr."

Da erschrak sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, daß der Jäger sie betrogen hatte und Sneewittchen noch am Leben war. Und da sie hörte, daß es über den sieben Bergen bei den sieben Zwergen war, sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte, denn solange sie nicht die Schönste war im ganzen Lande, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie lange nachgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin an und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge hinaus zu dem Zwergenhaus, klopfte an die Tür und rief: „Gute Ware feil, feil!" Sneewittchen guckte zum Fenster hinaus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt Ihr denn zu verkaufen?" „Gute Ware, schöne Ware," antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben." Dabei holte sie einen bunten von Seide hervor und zeigte ihn. „Die gute

Frau kann ich herein lassen," dachte Sneewittchen, „die meint's redlich", riegelte die Tür auf und kaufte sich den bunten Schnürriemen. „Wart, Kind," sprach die Alte, „wie bist du geschnürt! Komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren." Sneewittchen dachte an nichts Böses, stellte sich vor sie hin und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren. Aber die Alte schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Atem verging und es für tot hinfiel. „Nun ist's aus mit deiner Schönheit", sprach das böse Weib und ging fort.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus. Aber wie erschraken sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen fanden, das sich nicht regte und bewegte, als wäre es tot! Sie hoben es in die Höhe, da sahen sie, daß es zu fest geschnürt war, und schnitten den Schnürriemen entzwei. Da fing es an, ein wenig zu atmen, und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie: „Die alte Krämerfrau war niemand als die Königin. Hüte dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind."

Das böse Weib aber, als es nach Hause gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete er:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen,
bei den sieben Zwergen,
ist noch tausendmal schöner als Ihr."

Als sie das hörte, lief ihr das Blut all zum Herzen, so erschrak sie, daß Sneewittchen doch wieder lebendig geworden war. Nun sann sie aufs neue, was sie anfangen sollte, um es zu töten, und machte einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm wieder die Gestalt einer armen Frau, aber einer ganz andern, an.

So ging sie hinaus über die sieben Berge zum Zwergenhaus, klopfte an die Tür und rief: „Gute Ware feil, feil!" Sneewittchen

schaute hinaus und sprach: „Ich darf niemand herein lassen.“ Die Alte aber rief: „Sieh einmal die schönen Kämme!“ zog den giftigen heraus und zeigte ihn. Der gefiel dem Kinde so gut, daß es sich betören ließ und die Tür öffnete. Als es den Kamm gekauft hatte, sprach die Alte: „Nun will ich dich auch kämmen.“ Sneewittchen dachte an nichts Böses, aber die Alte steckte ihm den Kamm in die Haare, und alsbald wirkte das Gift darin so heftig, daß Sneewittchen wie tot niederfiel. „Nun wirst du liegenbleiben“, sprach sie und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, an welchem die sieben Zwerglein nach Haus kamen. Als sie das Sneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen, dachten sie gleich, die böse Stiefmutter hätte es wieder umbringen wollen, suchten und fanden den giftigen Kamm. Und wie sie ihn herausgezogen, kam es wieder zu sich und erzählte ihnen, was vorgegangen war. Da ermahnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein und niemandem die Tür zu öffnen.

Die Königin aber stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er wie vorher:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen,
bei den sieben Zwergen,
ist noch tausendmal schöner als Ihr.“

Bei diesen Worten zitterte und bebte sie vor Zorn und sprach: „So soll das Sneewitttchen noch sterben, und wenn es mein Leben kostet!“ Darauf ging sie in eine ganz verborgene, einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen, giftigen Apfel. Äußerlich sah er schön aus mit roten Backen, daß jeder, der ihn anblickte, Lust darnach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich als Bauernfrau, und so ging sie über die sieben Berge zu dem Zwergenhaus und klopfte an. Sneewitt-

chen streckte den Kopf zum Fenster hinaus und sprach: „Ich darf keinen Menschen einlassen, die Zwerge haben mir's verboten." „Nun, wenn du nicht willst," antwortete die Bäuerin, „so ist's auch gut, meine Äpfel will ich schon loswerden. Da, einen will ich dir schenken." „Nein," sprach Sneewittchen, „ich darf nichts annehmen." „Ei, du fürchtest dich wohl vor Gift? Da, den roten Backen beiß du ab, ich will den weißen essen", sprach die Alte. Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß nur der rote Backen vergiftet war. Sneewittchen blickte den schönen Apfel lüstern an, und als es sah, daß die Bäuerin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, steckte die Hand hinaus und ließ ihn sich geben. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Munde, so fiel es tot zur Erde nieder. Da sprach die Königin: „Diesmal wird dich niemand erwecken", ging heim und fragte den Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete er endlich:

„Ihr, Frau Königin, seid die Schönste im Land."

Und ihr neidisches Herz hatte Ruhe, so gut es Ruhe haben konnte. —

Die Zwerglein, als sie abends nach Hause kamen, fanden Sneewittchen auf der Erde liegen, und regte sich kein Atem mehr, und es war tot. Sie hoben es auf, suchten, ob sie etwas Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts, das liebe Kind war tot und blieb tot. Sie legten es darauf auf eine Bahre und setzten sich alle sieben daran und beweinten es und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch frisch aus wie ein lebender Mensch und hatte noch seine schönen, roten Backen, und sie sprachen: „Das können wir nicht in die schwarze Erde versenken." Sie ließen einen Sarg von Glas machen, daß man es recht sehen könnte, legten es hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf, und daß es eine Königstochter wäre. Dann

setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten das Sneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe und zuletzt ein Täubchen.

Noch lag das Sneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarge und verweste nicht, sondern sah noch aus, als wenn es lebte und schlief. Denn es war noch so weiß als Schnee, so rot als Blut und so schwarzhaarig als Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald geriet und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Da sah er auf dem Berge den Sarg und Sneewittchen darin und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben stand. Da sprach er zu den Zwergen: „Laßt mir den Sarg! Ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt.“ Als die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt.“ Da sprach er: „So schenkt mir ihn! Denn ich kann nicht leben, ohne Sneewittchen zu sehen; ich will es ehren und hochachten wie mein Liebstes.“ Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von der Erschütterung fuhr der giftige Apfelschnitt, den Sneewittchen abge-

bissen hatte, aus dem Halse, und es wurde wieder lebendig und richtete sich auf. Da sprach es: „Gott, wo bin ich?“ Aber der Königssohn sagte voll Freuden: „Du bist bei mir!“ und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte, und sprach: „Ich habe dich lieber als alles auf der Welt. Komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine Gemahlin werden!“ Da war ihm das Sneewittchen gut und ging mit ihm, und zu ihrer Hochzeit ward alles mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Feste war aber auch Sneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angetan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber die junge Königin ist tausendmal schöner als Ihr.“

Wie sie das hörte, erschrak sie und ward ihr so angst, daß sie es nicht sagen konnte. Sie wollte gar nicht auf die Hochzeit kommen, und doch trieb sie der Neid, daß sie die junge Königin sehen wollte. Und wie sie hereintrat, sah sie, daß es niemand anders als Sneewittchen war, und vor Schrecken konnte sie sich nicht regen. Aber es standen schon eiserne Pantoffel überm Kohlenfeuer, und wie sie glühten, wurden sie hereingebracht, und sie mußte die feuerroten Schuhe anziehen und darin tanzen, daß ihre Füße jämmerlich verbrannt wurden, und eher durfte sie nicht aufhören, als bis sie sich tot getanzt hatte.

Hans im Glück

Hans hatte sieben Jahr bei seinem Herrn gedient. Da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter; gebt mir meinen Lohn!“ Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient; wie der Dienst war, so soll der Lohn sein“, und gab ihm ein Stück Gold, das so groß wie Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahinging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferde vorübertrabte. „Ach,“ sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl und kommt fort, er weiß nicht wie.“ Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief: „Ei, Hans, warum läufst du auch zu Fuß?“ — „Ich muß ja wohl“, antwortete er. „Da hab' ich einen Klumpen heimzutragen. Es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerade halten, auch drückt mir's auf die Schulter.“ — „Weißt du was?“ sagte der Reiter, „wir wollen tauschen; ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen.“ — „Von Herzen gern,“ sprach Hans, „aber ich sage Euch, Ihr müßt Euch damit schleppen.“ Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans in den Sattel, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenn's nun recht geschwind gehen soll, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp! hopp! rufen.“

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahinritt. Über ein Weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehn. Da fing er an mit der Zunge zu schnalzen und hopp! hopp! zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und eh' sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es ein Bauer nicht aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich hertrieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er

war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal wenn man auf so eine Mähre gerät wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lobe ich mir Eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinterhergehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb' ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!" — „Nun," sprach der Bauer, „geschieht Euch so ein großer Gefallen, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein; der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilends davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab' ich nur ein Stück Brot — und daran wird mir's doch nicht fehlen — so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab' ich Durst, so melk' ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr!" Als er zu einem Wirtshaus gelangte, hielt er an, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittag- und Abendbrot, rein auf und ließ sich für seine letzten Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze wurde drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist zu helfen," dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band das Tier an einen dürren Baum, und da er keinen Eimer hatte, so stellte er seine Ledermütze unter; aber wie er sich auch bemühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Und weil er sich ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit dem Hinterfuße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Fleischer des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er und half dem

guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Fleischer reichte ihm seine Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt Euch! Die Kuh will wohl keine Milch geben? Das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten.“ „Ei, ei,“ sprach Hans und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht. Es ist freilich gut, wenn man so ein Tier ins Haus abschlachten kann; was gibt das für Fleisch! Aber ich mache mir aus dem Kuhfleische nicht viel; es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! Das schmeckt anders; dabei noch die Würste!“ — „Hört, Hans,“ sprach da der Fleischer, „Euch zuliebe will ich tauschen und will Euch das Schwein für die Kuh lassen.“ — „Gott lohn' Euch Eure Freundschaft!“ sprach Hans, übergab ihm die Kuh, ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge; begegnete ihm je eine Verdrießlichkeit, so würde sie gleich wieder gutgemacht. Es gesellte sich danach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne, weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an, von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Bursch erzählte ihm, daß er die Gans zu einem Kindtaufsschmaus brächte. „Hebt einmal,“ fuhr er fort und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist! Die ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen.“ — „Ja,“ sprach Hans und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht; aber mein Schwein ist auch keine Sau.“ Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört,“ fing er darauf an, „mit Eurem Schwein mag's nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stalle gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt's da in der Hand. Sie haben Leute ausgeschickt, und es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch mit dem Schwein erwisch-

ten; das geringste ist, daß Ihr ins finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans wurde es bang. „Ach Gott," sprach er, „helft mir aus der Not! Ihr wißt hierherum bessern Bescheid. Nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans!" — „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen," antwortete der Bursche; „aber ich will doch nicht schuld sein, daß Ihr ins Unglück geratet." Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einen Seitenweg fort; der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme, der Heimat zu. „Wenn ich's recht überlege," sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vorteil bei dem Tausch: erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das gibt Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr; und endlich die schönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!"

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scherenschleifer mit seinem Karren; sein Rad schnurrte, und er sang dazu:

„Ich schleife die Schere und drehe geschwind
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind."

Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „Euch geht's wohl, weil Ihr so lustig bei Eurem Schleifen seid." — „Ja," antwortete der Scherenschleifer, „das Handwerk hat einen goldnen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr die schöne Gans gekauft?" — „Die habe ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht." — „Und das Schwein?" — „Das habe ich für eine Kuh gekriegt." — „Und die Kuh?" — „Die habe ich für ein Pferd bekommen." — „Und das Pferd?" — „Dafür hab' ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben." — „Und das Gold?" — „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst." — „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt," sprach der Schleifer; „könnt Ihr's nun dahin

bringen, daß Ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn Ihr aufsteht, so habt Ihr Euer Glück gemacht." — „Wie soll ich das anfangen!" fragte Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich; dazu gehört eigentlich nichts als ein Wetzstein, das andere findet sich schon von selbst. Da habe ich einen, der ist zwar ein wenig schadhaft, dafür sollt Ihr mir auch weiter nichts als Eure Gans geben; wollt Ihr das?" — „Wie könnt Ihr noch fragen?" antwortete Hans; „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden. Habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?" Er reichte ihm die Gans hin und nahm den Wetzstein in Empfang. „Nun," sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein auf, der neben ihm lag, „da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich's gut schlagen läßt und Ihr Eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf."

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein!" rief er aus. „Alles, was ich wünsche, trifft mir ein wie einem Sonntagskind." Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden, auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weitergehen und mußte jeden Augenblick haltmachen; dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen; da wollte er ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben. Damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich nieder und wollte sich zum Trinken bücken. Da versah er's, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpsten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Tränen

in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf eine so gute Art und ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte, die ihm allein noch hinderlich gewesen wären. „So glücklich wie ich," rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne!" Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.

Der standhafte Zinnsoldat

Es waren einmal fünfundzwanzig Zinnsoldaten, die waren alle Brüder; denn sie waren aus ein und demselben alten zinnernen Löffel gegossen worden. Sie trugen das Gewehr auf der Schulter und hielten die Nase geradeaus; rot und blau war ihre Uniform. Das allererste, was sie in dieser Welt vernahmen, als der Deckel von der Schachtel genommen wurde, in der sie lagen, war das Wort: „Zinnsoldaten!“ Das rief ein kleiner Knabe und klatschte in die Hände. Er hatte sie zu seinem Geburtstage bekommen und stellte sie nun auf dem Tische auf. Die Soldaten glichen einander aufs Haar; nur ein einziger sah etwas anders aus. Er hatte nämlich nur ein Bein; denn er war zuletzt gegossen worden, und da hatte das Zinn nicht mehr ausgereicht. Doch stand er auf seinem einen Beine ebenso fest und sicher wie die andern auf ihren beiden; und gerade er ist es, dessen Schicksal am merkwürdigsten wurde.

Auf dem Tische, auf dem sie aufgestellt wurden, stand noch viel anderes Spielzeug; aber das, was am meisten in die Augen fiel, war ein schönes Schloß von Papier. Durch die kleinen Fenster konnte man in die Säle hineinsehen. Draußen vor dem Schlosse standen kleine Bäume rund um ein kleines Stück Spiegelglas, das einen See vorstellen sollte. Schwäne von Wachs schwammen darauf und spiegelten sich. Das war alles sehr niedlich; aber das Niedlichste war doch eine kleine Dame, die mitten in der offenen Schloßtür stand. Sie war ebenfalls aus Papier ausgeschnitten;

aber sie hatte ein Kleid an vom klarsten Linnen und ein kleines, schmales, blaues Band als Schärpe über den Schultern. Mitten darauf saß ein funkelnder Stern, so groß wie ihr ganzes Gesicht. Die kleine Dame streckte ihre beiden Arme aus; denn sie war eine Tänzerin. Auch hob sie ein Bein so hoch empor, daß der Zinnsoldat es gar nicht sehen konnte und glaubte, sie habe ebenso wie er nur ein Bein.

„Das wäre eine Frau für mich!“ dachte er. „Aber sie ist sehr vornehm; sie wohnt in einem Schlosse. Ich habe nur eine Schachtel, und da sind wir unser fünfundzwanzig drin. Das ist kein Ort für sie! Doch ich will sehen, ob ich ihre Bekanntschaft machen kann.“ Und so legte er sich, so lang er war, hinter eine Schnupftabaksdose, die auf dem Tische stand. Da konnte er die kleine, feine Dame recht betrachten, die auf einem Beine stehenblieb, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen.

Als es Abend wurde, kamen alle die andern Zinnsoldaten in ihre Schachtel, und die Leute im Hause gingen zu Bett. Nun begannen die Spielsachen für sich zu spielen, zuerst „Kämmerchen vermieten“, dann „Krieg führen“ und „Ball fangen“. Die Zinnsoldaten rasselten in der Schachtel; denn sie wollten gern mitspielen, aber sie konnten den Deckel nicht abheben. Der Nußknacker schlug Purzelbäume, und der Griffel fuhr lustig auf der Tafel hin und her. Es war ein Lärm, daß der Kanarienvogel davon erwachte und anfing mitzusprechen, und zwar in Versen. Die beiden einzigen, die sich nicht von der Stelle bewegten, waren der Zinnsoldat und die kleine Tänzerin. Sie stand kerzengerade auf einer Zehenspitze und hielt beide Arme ausgestreckt. Er war ebenso standhaft auf seinem einen Bein und wandte seine Augen nicht einen Augenblick von ihr ab.

Jetzt schlug die Uhr zwölf, und klatsch! da sprang der Deckel von der Schnupftabaksdose. Aber es war kein Tabak darin, sondern ein kleiner schwarzer Kobold. Das war ein Kunstwerk.

„Zinnsoldat!“ sagte der Kobold, „guck dir doch die Augen nicht aus!“

Aber der Zinnsoldat tat, als ob er es nicht hörte.

„Ja, warte nur bis morgen!“ sagte der Kobold.

Als es nun Morgen ward und die Kinder aufstanden, wurde der Zinnsoldat auf die Fensterbank gestellt. War es nun der Kobold oder der Zugwind, auf einmal flog das Fenster auf, und der Soldat fiel Hals über Kopf aus dem dritten Stockwerk hinunter. Das war eine schreckliche Fahrt! Er streckte das Bein gerade in die Höhe und blieb, den Tschako und das Bajonett nach unten, zwischen den Pflastersteinen stecken.

Das Dienstmädchen und der kleine Knabe liefen sogleich herunter, um ihn zu suchen; aber obgleich sie beinahe auf ihn getreten wären, konnten sie ihn doch nicht finden. Hätte der Zinnsoldat gerufen: „Hier bin ich!“ so hätten sie ihn wohl gefunden; aber er hielt es nicht für passend, laut zu schreien, weil er in Uniform war.

Nun fing es an zu regnen; die Tropfen fielen immer dichter, bis zuletzt ein tüchtiger Platzregen daraus wurde. Als der vorüber war, kamen zwei Straßenjungen daher.

„Sieh!“ sagte der eine, „da liegt ein Zinnsoldat! Der soll einmal Kahn fahren!“

Und so machten sie ein Boot aus Zeitungspapier, setzten den Zinnsoldaten mitten hinein, und nun segelte er den Rinnstein hinunter. Beide Jungen liefen nebenher und klatschten in die Hände. O weh, wie schlugen die Wellen in dem Rinnstein, und welch reißender Strom rauschte darin hinab! Ja, es hatte aber auch ganz gehörig geregnet! Das Papierboot schaukelte auf und nieder, und mitunter drehte es sich so geschwind, daß der Zinnsoldat zitterte. Aber er blieb standhaft, verzog keine Miene, sah immer geradeaus und hielt das Gewehr auf der Schulter.

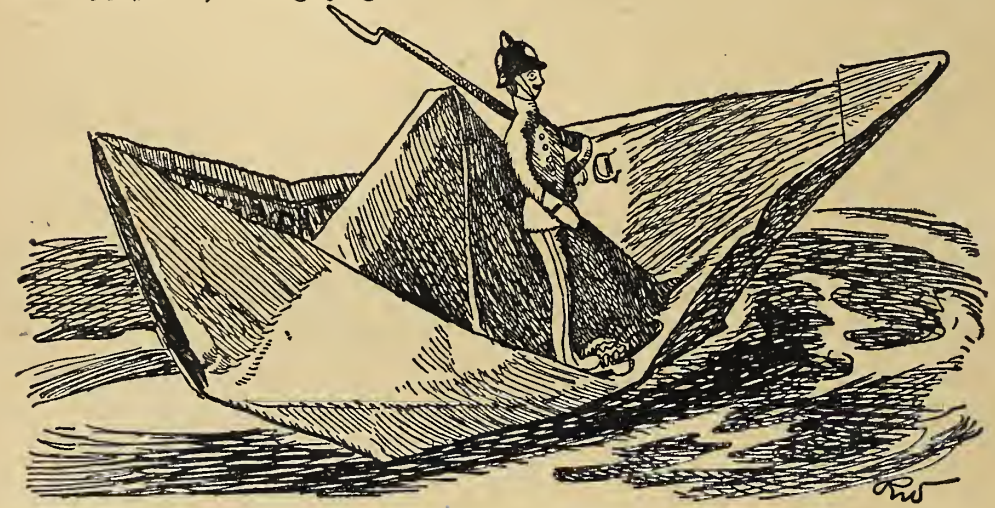
Mit einemmal trieb das Boot unter eine lange Rinnsteinbrücke. Da wurde es so dunkel, als wäre er in seiner Schachtel.

„Wohin mag ich nun kommen?“ dachte er. „Ja, ja, daran ist der Kobold schuld! Ach, säße doch die kleine Dame hier mit im Boote; dann möchte es hier meinetwegen noch einmal so dunkel sein!“

Da kam plötzlich eine große Wasserratte, die unter der Rinnsteinbrücke wohnte.

„Hast du einen Paß?“ fragte die Ratte. „Her mit dem Passe!“

Aber der Zinnsoldat schwieg still und hielt das Gewehr noch fester. Das Boot fuhr weiter und die Ratte hinterher. Hu! wie fletschte sie die Zähne und rief den Holzspänen und dem Stroh zu: „Haltet ihn! Haltet ihn! Er hat keinen Zoll bezahlt! Er hat den Paß nicht vorgezeigt!“



Aber die Strömung wurde stärker und stärker; der Zinnsoldat konnte schon am Ende der Brücke den hellen Tag erblicken. Da hörte er einen brausenden Ton, der wohl einen tapfern Mann erschrecken konnte. Denkt nur, das Wasser stürzte da, wo die Brücke endete, in einen großen Kanal! Das war für ihn ebenso gefährlich, als für uns, einen großen Wasserfall hinunterzusegeln.

Nun war er schon so nahe daran, daß er nicht mehr anhalten konnte. Das Boot fuhr hinaus; der arme Zinnsoldat hielt sich so steif, wie er konnte. Niemand sollte ihm nachsagen, daß er mit den Augen gezuckt habe. Das Boot schnurrte drei-, viermal herum und war bis zum Rande mit Wasser gefüllt; es mußte sinken. Der Zinnsoldat stand bis an den Hals im Wasser, und tiefer und tiefer sank das Boot, mehr und mehr löste sich das Papier auf.

Schon ging das Wasser über des Soldaten Haupt, — da dachte er an die niedliche kleine Tänzerin, die er nie mehr zu sehen bekommen sollte; und es klang vor seinen Ohren:

„Fahre hin, o Kriegesmann;
den Tod mußt du erleiden!“

Nun ging das Papier entzwei, und der Zinnsoldat stürzte hinab, — wurde aber in demselben Augenblick von einem großen Fische verschlungen.

Oh, wie dunkel war es im Fischleibe! Da war es noch dunkler als unter der Rinnsteinbrücke; und dann war es da sehr enge. Aber der Zinnsoldat war standhaft und lag da, so lang er war, mit dem Gewehr auf der Schulter. —

Der Fisch schwamm hin und her; er machte die schrecklichsten Bewegungen. Endlich wurde er ganz still; es durchfuhr ihn wie ein Blitzstrahl. Das Licht schien hell, und eine Simme rief laut: „Der Zinnsoldat!“ Der Fisch war gefangen, auf den Markt gebracht, verkauft und in die Küche hinaufgekommen, wo die Magd ihn mit einem großen Messer aufschnitt. Sie faßte den Soldaten mit zwei Fingern um den Leib und trug ihn in die Stube, wo alle den merkwürdigen Mann sehen wollten, der im Magen eines Fisches herumgereist war. Aber der Zinnsoldat war gar nicht stolz darauf. Sie stellten ihn auf den Tisch, und da — nein, wie sonderbar es doch in der Welt zugeht! — da war der Zinnsoldat in derselben Stube, in der er früher gewesen war. Er sah dieselben Kinder, und dasselbe Spielzeug stand auf dem Tische, auch das schöne Schloß mit der niedlichen kleinen Tänzerin. Sie hielt sich noch immer auf dem einen Beine und hob das andere hoch in die Luft; sie war auch standhaft. Das rührte den Zinnsoldaten; er war nahe daran, Zinn zu weinen, doch das paßte sich nicht. Er sah sie an, und sie sah ihn an; aber sie sagten beide nichts.

Da nahm der eine kleine Knabe den Zinnsoldaten und warf ihn ohne Grund in den Ofen. Es war sicher der Kobold in der Dose, der schuld daran war.

Der Zinnsoldat stand hell beleuchtet da und fühlte eine schreckliche Hitze; aber er wußte nicht, ob sie von dem Feuer oder von der Liebe herrührte. Die Farben waren von ihm abgegangen; ob das auf der Reise geschehen oder ob der Kummer daran schuld war, konnte niemand sagen. Er sah die kleine Dame an; sie sah ihn an, und er fühlte, daß er schmolz. Aber noch stand er standhaft mit dem Gewehr auf der Schulter.

Da ging plötzlich eine Tür auf; der Wind ergriff die Tänzerin, und sie flog wie ein Schmetterling gerade in den Ofen zu dem Zinnsoldaten, loderte in Flammen auf, und weg war sie. Da schmolz auch der Zinnsoldat zu einem Klumpen zusammen, und als die Magd am andern Tage die Asche herausnahm, fand sie ihn als ein kleines Zinnherz. Von der Tänzerin aber war nur der Flitterstern übriggeblieben, und der war kohlschwarz gebrannt.

Vom tapferen Schneiderlein

Es war einmal ein Schneiderlein, das saß in einer Stadt, die hieß Romadia; das hatte auf eine Zeit, da es arbeitete, einen Apfel neben sich liegen, darauf setzten sich viele Fliegen, wie das Sommerszeiten so gewöhnlich, die angelockt waren von dem süßen Geruch des Apfels. Darob erzürnte sich das Schneiderlein, nahm einen Tuchlappen, den es eben wollte in die Hölle fallen lassen, schlug auf den Apfel und befand im Hinsehen, daß damit sieben Fliegen erschlagen waren. Ei, dachte bei sich das Schneiderlein, bist du solch ein Held? Ließ sich stracklich einen blanken Harnisch machen und auf das Brustschild mit goldenen Buchstaben schreiben: Sieben auf einen Streich. Darauf zog das Schneiderlein, mit seinem Harnisch angetan, umher auf Gassen und Straßen, und die es sahen, vermeinten, der Held habe sieben Männer auf einen Streich gefällt und fürchteten sich.

Nun war in demselben Lande ein König, dessen Lob weit und breit erschallte; zu dem begab sich der faule Schneider, der gleich nach seiner Heldentat Nadel, Schere und Bügeleisen an den Nagel gehängt hatte, trat in den Hof des Königspalastes, legte sich alldort ins Gras und entschlief. Die Hofdiener, so aus und ein gingen, den Schneider in dem reichen Harnisch sahen und die Goldschrift lasen, verwunderten sich sehr, was doch jetzt, in Friedenszeiten, dieser streitbare Mann an des Königs Hof tun wolle. Er deuchte sie ohne Zweifel ein großer Herr zu sein.

Des Königs Räte, so den schlafenden Schneider gleichfalls gesehen, taten solches Sr. Majestät, ihrem allergnädigsten Könige, zu

wissen mit dem untertänigsten Bemerken, daß, so sich kriegerischer Zwiespalt erhebe, dieser Held ein nützlicher Mann werden und dem Lande gute Dienste leisten könne. Dem König gefiel diese Rede wohl. Er sandte alsbald nach dem geharnischten Schneider und ließ ihn fragen, ob er Dienste begehre. Der Schneider antwortete, eben deshalb sei er hergekommen und bäte die königliche Majestät, wenn Höchstdieselbe ihn zu brauchen gedächte, ihm allergnädigst Dienste zu verleihen. Der König sagte dem Schneiderlein Dienste zu, verordnete ihm ein stattliches Losament und Zimmer und gab ihm eine gute Besoldung, von der es, ohne etwas zu tun, herrlich und in Freuden leben konnte.

Da währte es nicht lange Zeit, so wurden die Ritter des Königs, die nur eine karge Löhnung erhielten, dem guten Schneider gram und hätten gern gewollt, daß er beim Teufel wäre, fürchteten zumal, wenn sie mit ihm uneins würden, möchten sie ihm nicht sattsam Widerstand leisten, da er ihrer sieben allewege auf einen Streich totschlagen würde, sonst hätten sie ihn gern ausgebissen, und so sannen sie täglich und stündlich darauf, wie sie doch von dem gefährlichen Kriegsmann kommen möchten. Da aber ihr Witz und Scharfsinn etwas kurz zugeschnitten war wie ihre Röcklein, so fanden sie keine List, den Helden vom Hofe zu entfernen, und zuletzt wurden sie Rates miteinander, alle zugleich vor den König zu treten und um Urlaub und Entlassung zu bitten, und das taten sie auch.

Als der gute König sah, daß alle seine treuen Diener um eines einzigen Mannes willen ihn verlassen wollten, ward er traurig wie nie zuvor und wünschte, daß er den Helden doch nie möge gesehen haben; er scheute sich aber doch, ihn hinwegzuschicken, weil er fürchten mußte, daß er samt all seinem Volke von ihm möchte erschlagen und hernach sein Königreich von dem schrecklichen Krieger möchte besessen werden. Da nun der König in dieser schweren Sache Rat suchte, was doch zu tun sein möge, um alles gütlich abzutun und zum besten zu lenken, so ersann er letzlich eine List, mit welcher er vermeinte, des Kriegsmannes (den niemand für einen Schneider

schätzte) ledig zu werden. Er sandte zugleich nach dem Helden und sprach zu ihm, wie er (der König) wohl vernommen, daß ein stärkerer Kampfheld auf Erden nimmer zu finden sei denn er (der Schneider). Nun hauseten im nahen Walde zwei Riesen, die täten ihm über die Maßen großen Schaden mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen im Lande umher, und man könne ihnen weder mit Waffen noch sonstwie beikommen, denn sie erschlügen alles, und so er sich es unterfangen wolle, die Riesen umzubringen und brächte sie wirklich um, so solle er des Königs Tochter zur Gemahlin und das halbe Königreich zur Aussteuer erhalten, auch wolle der König ihm hundert Reiter zur Hilfe gegen die Riesen mitgeben.

Auf diese Rede des Königs ward dem Schneiderlein ganz wohl zumute und deuchte ihm schön, daß er sollte eines Königs Tochtermann werden und ein halbes Königreich zur Aussteuer empfangen; es sprach daher kecklich, es wolle gern dem König zu Diensten stehen und die Riesen umbringen und sie wohl ohne Hilfe der hundert Reiter zu töten wissen. Darauf verfügte sich der Schneider in den Wald, hieß die hundert Reiter, die ihm auf Befehl des Königs dennoch folgen mußten, vor dem Walde warten, trat in das Dickicht und lugte umher, ob er die Riesen irgendwo sehen möchte. Endlich, nach langem Suchen, fand er sie beide unter einem Baume schlafend und also schnarchend, daß die Äste an den Bäumen, wie vom Sturmwind gebogen, hin und her rauschten.

Der Schneider besann sich nicht lange, las schnell seine Rocktasche voll Steine, stieg auf den Baum, darunter die Riesen lagen, und begann den einen mit einem derben Steine auf die Brust zu werfen, davon der Riese alsbald erwachte, über seinen Mitgesellen zornig ward und fragte, warum er ihn schlüge. Der andere Riese entschuldigte sich bestens, so gut er's vermochte, daß er mit Wissen nicht geschlagen habe, es müsse denn im Schlafe gewesen sein. Da sie nun wieder entschliefen, faßte der Schneider wieder einen Stein und warf den anderen Riesen, der nun auffahrend sich über seinen Kameraden erzürnte und fragte, warum er ihn werfe. Der aber wollte nun auch davon nichts wissen. Als beiden Riesen

die Augen nach einigem Zanken vom Schlafe wieder zugefallen waren, warf der Schneider abermals gar heftig auf den anderen, daß dieser es nun nicht länger ertragen mochte und auf seinen Gesellen, von dem er sich geschlagen meinte, heftig losschlug; das wollte aber der Genosse auch nicht leiden, und beide sprangen auf, rissen Bäume aus der Erde, ließen jedoch zum Glück den Baum stehen, darauf der Schneider saß, und schlugen so heftig aufeinander los, bis sie beide tot umsanken.

Als der Schneider das sah, ward ihm besser zumute, als ihm jemals gewesen war. Er stieg fröhlich vom Baum, hieb mit seinem Schwerte einem jeden Riesen eine Wunde oder etliche und ging aus dem Walde hervor zu den Reitern. Die fragten ihn, ob er die Riesen entdeckt habe. „Ja," sagte der Schneider, „entdeckt und gesehen habe ich sie und beide totgeschlagen, und ich habe sie unter einem Baume liegenlassen." Das war den Reitern verwunderlich zu hören; sie konnten und wollten es nicht glauben, daß der eine Mann so unverletzt von den Riesen sollte gekommen sein und sie noch dazu totgeschlagen habe, darum ritten sie selbst in den Wald, dieses Wunder zu beschauen und fanden es also, wie der Schneiderheld gesagt hatte. Darob verwunderten sie sich gar sehr und empfanden einen grauslichen Schrecken; es ward ihnen auch noch übler zumute als vorher, da sie fürchteten, der Sieger werde sie alle umbringen, wenn er ihnen feind würde. Sie ritten heim und sagten dem König an, was geschehen sei.

Da nun der Schneider zum König kam, seine Tat selbst anzeigte und die Königstochter samt dem halben Königreiche begehrte, gereute dem König sein Versprechen gar übel, denn die Riesen waren nun erwürgt und konnten keinen Schaden mehr tun. Er dachte darüber nach, wie er des Helden mit Fug abkommen möchte, und war nicht im mindesten gesonnen, ihm die Tochter zu geben. Er sprach daher zum Schneider, wie er im Walde leider noch ein Einhorn habe, das ihm sehr großen Schaden tue an Fischen und Leuten; dasselbe solle er doch auch noch fangen, und so er dieses vollbringe, wolle der König ihm die Tochter geben.

Der gute Schneider war auch das zufrieden, nahm einen Strick, ging hin zu jenem Walde, allwo das wilde Einhorn hauste, und befahl seinen Zugeordneten, draußen vor dem Walde zu warten, er wolle allein hingehen und allein die Tat bestehen, wie er die gegen die zwei Riesen auch allein und ohne andere Hilfe bestanden habe. Als der Schneider eine Weile im Walde umherspaziert war, ersah er das Einhorn, das gegen ihn mit vorgestrecktem Horne daherrannte und ihn umbringen wollte. Er aber war nicht unbehende, wartete, bis das Einhorn ganz nahe an ihn herankam und schlüpfte dann geschwind hinter den nächsten Baum; und da lief das Einhorn, das im vollen Rennen war und sich nicht mehr wenden konnte, mit aller Hast gegen den Baum, den es mit seinem spitzen Horn fast durch und durch stieß, so daß das Horn unverwandt darin steckenblieb. Da trat der Schneider, als er das Einhorn am Baum fest zappeln sah, hervor, schlang ihm den mitgenommenen Strick um den Hals, band es an dem Stamme vollends fest; ging heraus zu seinen Jagdgesellen und zeigte ihnen den Sieg über das wilde Einhorn an. Darauf kam das Schneiderlein zum König, tat demütiglich Meldung von der glücklichen Erfüllung des königlichen Wunsches und erinnerte bescheidentlich an das königliche zweimalige Versprechen. Darob ward der König über die Maßen traurig und wußte nicht, was zu tun sei, da der Schneider die Tochter begehrte, die er doch nicht haben sollte. Nun wünschte er noch eins von dem Kriegsmann. Dieser solle nämlich auch das grausame Wildschwein, das in einem dritten Walde liefe und alles verwüste, einfangen, und so er auch dieses vollbringe, dann wolle der König ihm die Tochter ohne allen Verzug geben, er wolle ihm auch seine ganze Jägerei zur Hilfe beiordnen.

Der Schneider zog, nicht sonderlich erbaut von des Königs abermaligem Begehren, mit seinen Gesellen zum Walde hinaus und befahl ihnen, als er den Forst erreicht hatte, draußen zu bleiben. Des waren die Jäger gar herzlich froh und zufrieden, denn das Wildschwein hatte sie schon öfters dermaßen empfangen, daß ihrer viele das Wiederkommen auf immer vergessen hatten und sie alle

nicht mehr begehrten, ihm nachzustellen. Sie dankten daher dem Schneider sehr aufrichtig, daß er sich allein in die Fahrnis wage und sie in Nummer Sicher dahinten lasse. Der Schneider war nicht lange in den Wald getreten, so wurde das Wildschwein seiner ansichtig und stürzte auf ihn zu mit schäumendem Rachen und wetzenden Hauern und wollte ihn gleich zu Boden rennen, so daß sein Herz erzitterte und er sich schnell nach Rettung umsah. Da stand zum Glück eine alte verfallene Kapelle in dem Walde, worin man vorzeiten Ablaß geholt, und da der Schneider nahe dabei stand, sprang er mit einem Satze hinein, aber auch der Tür gegenüber mit einem Luftsprung durch ein scheibenloses Fenster wieder heraus, und alsbald folgte ihm die Wildsau, die nun in der Kapelle rumorte; der Schneider aber lief flugs um das Häuslein herum, wischte vor an die Tür, warf sie eilends zu und versperrte so das grausame Gewild in das Kirchlein, ging dann hin zu den Jagdgesellen und zeigte ihnen seine Tat an. Die kamen hin, befanden die Sache also wahr und richtig und ritten heim mit großer Verwunderung, dem König Bericht erstattend. Ob nun die Nachricht vom abermaligen Sieg des heldenhaften Kriegsmannes den König mehr froh oder mehr traurig gemacht hat, das mag ein jeder, selbst mit geringem Verstand, leichtlich ermessen, denn der König mußte nun dem Schneider die Tochter geben oder fürchten, daß dieser seine Heldenkraft, davon er drei so erstaunliche Proben gegeben, gegen ihn selber wenden dürfte. Doch ist wohl kein Zweifel, hätte der König vollends gewußt, daß der Held ein Schneider wäre, so hätte er ihm lieber einen Strick zum Aufhenken, als seine Tochter geschenkt. Ob nun aber der König einem Manne ohne Herkunft und ohne hohe Geburt seine Tochter mit kleiner oder großer Bekümmernis gern oder ungern gebe, danach fragte das Schneiderlein gar wenig oder gar nicht, genug, er war stolz und froh, des Königs Tochtermann geworden zu sein. Also wurde die Hochzeit nicht mit allzu großer Freudigkeit von königlicher Seite begangen, und aus einem Schneider war ein Königseidam geworden, ja ein König.

Als eine kleine Zeit vergangen war, hörte die junge Königin,

wie ihr Gemahl im Schlafe redete, und sie vernahm deutlich die Worte: „Knecht, mache mir das Wams — flicke mir die Hosen — spute dich — oder ich — schlage dir das Ellenmaß um die Ohren!“ Das kam der jungen Königin sehr verwunderlich vor; sie merkte schier, daß ihr Gemahl ein Schneider sei und zeigte das ihrem Herrn und Vater an und bat ihn, er möge ihr doch von diesem Manne helfen. Solche Rede durchschnitt des Königs Herz, daß er habe seine einzige Tochter einem Schneider antrauen müssen; er tröstete sie auf das beste und sagte, sie solle nur in der künftigen Nacht die Schlafkammer öffnen, so sollten vor der Tür etliche Diener stehen, und wenn sie wieder solche Worte vernähme, sollten diese Diener hineingehen und den Mann geradezu umbringen. Das ließ sich

die junge Frau gefallen und verhieß, also zu tun. Nun hatte der König aber einen Waffenträger am Hofe, der war dem Schneider hold und hatte des Königs untreue Rede gehört. Er verfügte sich daher eilend zu dem jungen König und eröffnete das schwere Urteil, das über ihn soeben jetzt ergangen und gefällt war, und bat ihn, er möge sich seines Leibes nach besten Kräften wehren. Dem sagte der Schneiderkönig ob seines Warnens großen Dank, und er wisse wohl, was in dieser Sache zu tun sei. Als nun die Nacht gekommen war, begab sich zu gewohnter Zeit der junge König mit seiner Gemahlin zur Ruhe und tat bald, als ob er schliefe. Da stand die Frau heimlich auf und öffnete die Tür, worauf sie sich wieder ganz still niederlegte. Nach einer Weile begann der junge König wie im Schlafe zu reden, aber mit heller Stimme, daß die draußen vor der Kammer es wohl hören konnten: „Knecht, mache mir das Wams — flicke mir die Hosen, — oder ich will dir das Ellenmaß um die Ohren schlagen. Ich — hab' Sieben auf einen Streich — totgeschlagen — zwei Riesen hab' ich totgeschlagen — das Einhorn hab' ich gefangen — die Wildsau hab' ich auch gefangen — sollt' ich die fürchten, die draußen vor der Kammer stehen?"

Als die vor der Kammer solche Worte vernahmen, so flohen sie nicht anders, als jagten sie tausend Teufel, und keiner wollte der sein, der sich an den Schneider wagte. Und so war und blieb das tapfere Schneiderlein ein König all sein Lebtag und bis an sein Ende.

Tischlein deck dich, Goldesel, und Knüppel aus dem Sack

Vorzeiten war ein Schneider, der drei Söhne hatte und nur eine einzige Ziege. Aber weil die Ziege alle zusammen mit ihrer Milch ernährte, so mußte sie ihr gutes Futter haben. Täglich wurde sie von den Söhnen nach der Ruhe auf die Weide geführt. Einmal brachte sie der älteste hinaus auf die Wiese, wo die schönsten Kräuter standen, ließ sie da fressen und bis zum Abend herumspringen. Dann wollte er sie heimführen und fragte sie: „Ziege, bist du satt?“ Sie antwortete:

„Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komme nach Haus“, sprach der Junge, faßte sie am Strick, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun,“ sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ — „Oh,“ sprach der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der Vater aber wollte sich selbst davon überzeugen, ging hinab in den Stall, streichelte sein liebes Tier und fragte: „Ziege, bist du auch satt?“ Da antwortete sie:

„Wovon soll ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!“

„Was muß ich hören!“ rief der Schneider, lief hinauf und sprach zu dem Jungen: „Ei, du Lügner sagst, die Ziege wäre satt, und hast sie hungern lassen!“ Und in seinem Zorne nahm er die Elle von der Wand und jagte ihn mit Schlägen hinaus.

Am andern Tage war die Reihe am zweiten Sohn, der suchte an der Gartenhecke einen Platz aus, wo lauter gute Kräuter standen, und die Ziege fraß sie ratzenkahl ab. Als er abends heim wollte, fragte er das Tier: „Ziege, bist du satt?“ Sie antwortete:

„Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus“, sprach der Junge, zog sie heim und band sie im Stalle fest. „Nun,“ fragte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ — „Oh,“ antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der Schneider wollte sich darauf nicht verlassen, ging hinab in den Stall und fragte: „Ziege, bist du auch satt?“ Die Ziege antwortete:

„Wovon soll ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!“

„Der gottlose Bösewicht!“ schrie der Schneider, „so ein frommes Tier hungern zu lassen!“ lief hinauf und schlug mit der Elle den Jungen zur Haustür hinaus.

Die Reihe kam jetzt an den dritten Sohn, der wollte seine Sache gut machen, suchte Buschwerk mit dem schönsten Laube aus und ließ die Ziege davon fressen. Als er abends heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du satt?“ Sie antwortete:

„Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus“, sagte der Junge, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun,“ sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ — „Oh,“ antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der Schneider traute nicht, ging hinab in den Stall und fragte: „Ziege, bist du satt?“ Das boshafte Tier antwortete:

„Wovon soll ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!“

„O die Lügenbrut!“ rief der Schneider, „einer so gottlos und pflichtvergessen wie der andere! Ihr sollt mich nicht länger zum Narren haben!“ Und vor Zorn ganz außer sich sprang er hinauf und gerbte dem Jungen mit der Elle den Rücken so gewaltig, daß er zum Haus hinaussprang.

Der alte Schneider war nun mit seiner Ziege allein. Am andern Morgen ging er hinab in den Stall, liebkoste die Ziege und sprach: „Komm, liebes Tierchen, ich will dich selbst zur Weide führen.“ Er nahm sie am Strick und brachte sie zu grünen Hecken und unter Schafrippe und was sonst die Ziegen gern fressen. „Da kannst du dich einmal nach Herzenslust sättigen“, sprach er zu ihr und ließ sie weiden bis zum Abend. Da fragte er: „Ziege, bist du satt?“ Sie antwortete:

„Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus“, sagte der Schneider, führte sie in den Stall und band sie fest. Als er wegging, wandte er sich noch einmal um und sagte: „Nun bist du doch einmal satt!“ Aber die Ziege machte es ihm nicht besser und rief:

„Wie sollt' ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!“

Als der Schneider das hörte, stutzte er und sah wohl, daß er seine drei Söhne ohne Ursache verstoßen hatte. „Wart',“ rief er, „du undankbares Geschöpf! Dich fortzujagen ist noch zu wenig; ich will dich zeichnen, daß du dich unter ehrbaren Schneidern nicht mehr darfst sehen lassen.“ In einer Hast sprang er hinauf, holte sein Bartmesser, seifte der Ziege den Kopf ein und schor sie so glatt wie seine flache Hand. Und weil die Elle zu ehrenvoll gewesen

wäre, holte er die Peitsche und versetzte ihr solche Hiebe, daß sie in gewaltigen Sprüngen davonlief.

Als nun der Schneider so ganz einsam in seinem Hause saß, verfiel er in große Traurigkeit, denn er hätte seine Söhne gern wieder gehabt, aber niemand wußte, wohin sie geraten waren. Der älteste war zu einem Schreiner in die Lehre gegangen, da lernte er fleißig und unverdrossen, und als seine Zeit herum war, daß er wandern sollte, schenkte ihm der Meister ein Tischchen, das gar kein besonderes Aussehen hatte und von gewöhnlichem Holz war; aber es hatte eine gute Eigenschaft. Wenn man es hinstellte und sprach: „Tischchen, deck' dich!" so war das gute Tischchen auf einmal mit einem saubern Tüchlein bedeckt, und stand da ein Teller, und Messer und Gabel daneben, und Schüsseln mit Gesottenem und Gebratenem, soviel Platz hatten, und ein großes Glas mit rotem Wein leuchtete, daß einem das Herz lachte. Der junge Gesell dachte: „Damit hast du genug für dein Lebtag", zog guter Dinge in der Welt umher und bekümmerte sich gar nicht darum, ob ein Wirtshaus gut oder schlecht, und ob etwas darin zu finden war oder nicht. Wenn es ihm gefiel, so kehrte er gar nicht ein, sondern im Feld, im Wald, auf einer Wiese, wo er Lust hatte, nahm er sein Tischchen vom Rücken, stellte es vor sich hin und sprach: „Tischchen, deck' dich!" so war alles da, was sein Herz begehrte. Endlich kam es ihm in den Sinn, er wollte zu seinem Vater zurückkehren, sein Zorn würde sich gelegt haben, und mit dem „Tischchendeckdich" würde er ihn gern wieder aufnehmen.

Es trug sich zu, daß er auf dem Heimweg abends in ein Wirtshaus kam, das mit Gästen angefüllt war. Sie hießen ihn willkommen und luden ihn ein, sich zu ihnen zu setzen und mit ihnen zu essen, sonst würde er schwerlich noch etwas bekommen. „Nein," antwortete der Schreiner, „die paar Bissen will ich euch nicht von dem Munde nehmen, lieber sollt ihr meine Gäste sein." Sie lachten und meinten, er treibe seinen Spaß mit ihnen. Er aber stellte sein hölzernes Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen, deck' dich!" Augenblicklich war es mit Speisen besetzt, so gut, wie

sie der Wirt nicht hätte herbeischaffen können, und wovon der Geruch den Gästen lieblich in die Nase stieg. „Zugegriffen, liebe Freunde!“ sprach der Schreiner, und die Gäste, als sie sahen, wie es gemeint war, ließen sich nicht zweimal bitten, rückten heran, zogen ihre Messer und griffen tapfer zu. Was sie aber am meisten wunderte: wenn eine Schüssel leer geworden war, so stellte sich gleich eine volle von selbst an ihren Platz. Der Wirt stand in einer Ecke und sah dem Dinge zu. Er wußte gar nicht, was er sagen sollte, dachte aber: „Einen solchen Koch könntest du in deiner Wirtschaft wohl brauchen.“ Der Schreiner und seine Gesellschaft waren lustig bis in die späte Nacht, endlich aber legten sie sich schlafen. Der junge Geselle hatte sein Wunschtischchen an die Wand gestellt.

Dem Wirte aber ließen seine Gedanken keine Ruhe; es fiel ihm ein, daß in seiner Rumpelkammer ein altes Tischchen stände, das gerade so aussähe. Das holte er ganz leise herbei und vertauschte es mit dem Wunschtischchen. Am andern Morgen zahlte der Schreiner sein Schlafgeld, packte das Tischchen auf, dachte gar nicht daran, daß er einen falschen haben könnte, und ging seiner Wege. Zu Mittag kam er bei seinem Vater an, der ihn mit großer Freude empfing. „Nun, mein lieber Sohn, was hast du gelernt?“ fragte er ihn. „Vater, ich bin ein Schreiner geworden.“ — „Ein gutes Handwerk,“ erwiderte der Alte, „aber was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?“ — „Vater, das Beste, was ich mitgebracht habe, ist ein Tischchen.“ Der Schneider betrachtete es von allen Seiten und sagte dann: „Daran hast du kein Meisterstück gemacht; das ist ein altes und schlechtes Tischchen.“ — „Aber es ist ein ‚Tischchendeckdich‘,“ antwortete der Sohn; „wenn ich es hinstelle und sage ihm, es soll sich decken, so stehen gleich die schönsten Gerichte darauf und ein Wein dabei, der das Herz erfreut. Ladet nun alle Verwandte und Freunde ein, die sollen sich einmal laben und erquicken, denn das Tischchen macht sie alle satt.“ Als die Gesellschaft beisammen war, stellte er sein Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen, deck’ dich!“ Aber das Tischchen regte sich nicht und blieb so leer wie ein anderer Tisch, der die Sprache nicht

versteht. Da merkte der Geselle, daß ihm das Tischchen vertauscht war, und er schämte sich, weil er wie ein Lügner dastand. Die Verwandten aber lachten ihn aus und mußten ungetrunken und ungegessen wieder heimwandern. Der Vater holte seine Lappen wieder herbei und schneiderte fort, der Sohn aber ging bei einem Meister in die Arbeit.

Der zweite Sohn war zu einem Müller gekommen und bei ihm in die Lehre gegangen. Als er seine Jahre herum hatte, sprach der Meister: „Weil du dich so wohl gehalten hast, so schenke ich dir einen Esel von einer besondern Art; er zieht nicht am Wagen und trägt auch keine Säcke." — „Wozu ist er denn nütze?" fragte der junge Geselle. „Er speit Gold", antwortete der Müller. „Wenn du ihn auf ein Tuch stellst und sprichst: ‚Bricklebrit!' so speit dir das gute Tier Goldstücke aus." — „Das ist eine schöne Sache", sprach der Geselle, dankte dem Meister und zog in die Welt. Wenn er Geld nötig hatte, brauchte er nur zu seinem Esel „Bricklebrit" zu sagen, so regnete es Goldstücke, und er hatte weiter keine Mühe, als sie von der Erde aufzuheben. Wo er hinkam, war ihm das Beste gut genug, und je teurer, je lieber, denn er hatte immer einen vollen Beutel. Als er sich eine Zeitlang in der Welt umgesehen hatte, dachte er: „Du mußt deinen Vater aufsuchen; wenn du mit dem Goldesel kommst, wird er seinen Zorn vergessen und dich gut aufnehmen."

Es trug sich zu, daß er in dasselbe Wirtshaus geriet, in welchem seinem Bruder das Tischchen vertauscht worden war. Er führte seinen Esel an der Hand, und der Wirt wollte ihm das Tier abnehmen und anbinden. Der junge Geselle aber sprach: „Gebt Euch keine Mühe, meinen Grauschimmel führe ich selbst in den Stall und binde ihn auch selbst an, denn ich muß wissen, wo er steht." Dem Wirt kam das wunderlich vor, und er meinte, einer, der seinen Esel selbst besorgen müßte, hätte nicht viel zu verzehren; als aber der Fremde in die Tasche griff, zwei Goldstücke herausholte und sagte, er sollte nur etwas Gutes für ihn einkaufen, so machte er große Augen, lief und suchte das Beste, das er auftreiben konnte.

Nach der Mahlzeit fragte der Gast, was er schuldig wäre. Der Wirt wollte die doppelte Kreide nicht sparen und sagte, noch ein paar Goldstücke müßte er zulegen. Der Geselle griff in die Tasche, aber sein Geld war eben zu Ende. „Wartet einen Augenblick, Herr Wirt," sprach er, „ich will nur gehen und Geld holen", nahm aber das Tischtuch mit. Der Wirt wußte nicht, was das heißen sollte, war neugierig und schlich ihm nach, und da der Gast die Stalltür zuriegelte, so guckte er durch ein Astloch. Der Fremde breitete nun unter dem Esel das Tuch aus, rief „Bricklebrit", und augenblicklich fing das Tier an, Gold zu speien, daß es ordentlich auf die Erde herunterregnete. „Ei der Tausend," dachte der Wirt, „da sind die Dukaten bald geprägt! So ein Geldbeutel ist nicht übel!" — Der Gast bezahlte seine Zeche und legte sich schlafen. Der Wirt aber schlich in der Nacht hinab in den Stall, führte den Münzmeister weg und band einen andern Esel an seine Stelle.

Den folgenden Morgen in der Frühe zog der Geselle mit seinem Esel von dannen und meinte, er hätte seinen Goldesel. Mittags kam er bei seinem Vater an, der sich freute, als er ihn wiedersah, und ihn gern aufnahm. „Was ist aus dir geworden, mein Sohn?" fragte der Alte. „Ein Müller, lieber Vater", antwortete er. „Was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?" — „Weiter nichts als einen Esel." — „Esel gibt's hier genug," sagte der Vater, „da wäre mir doch eine gute Ziege lieber gewesen." — „Ja," antwortete der Sohn, „aber es ist kein gemeiner Esel, sondern ein Goldesel; wenn ich sage: ‚Bricklebrit', so speit er Euch ein ganzes Tuch voll Goldstücke. Laßt nur alle Verwandten herbeirufen, ich mache sie alle zu reichen Leuten." — „Das laß ich mir gefallen," sagte der Vater, „dann brauch' ich mich mit der Nadel nicht weiter zu quälen", sprang selbst fort und rief die Verwandten herbei. Sobald sie beisammen waren, hieß sie der Müller Platz machen, breitete sein Tuch aus und brachte den Esel in die Stube. „Jetzt gebt acht", sagte er, und rief: „Bricklebrit!" — aber es fielen keine Goldstücke herab, und es zeigte sich, daß das Tier nichts von dieser Kunst verstand, denn es bringt's nicht jeder Esel so weit.

Da machte der arme Müller ein langes Gesicht, sah ein, daß er betrogen war, und bat die Verwandten um Verzeihung, die nun so arm heimgingen, als sie gekommen waren. Es blieb nichts übrig, der Alte mußte wieder zur Nadel greifen und der Junge sich bei einem Müller verdingen.

Der dritte Bruder war zu einem Drechsler in die Lehre gegangen, und weil es ein kunstreiches Handwerk ist, so mußte er am längsten lernen. Seine Brüder aber meldeten ihm in einem Briefe, wie schlimm es ihnen ergangen war, und wie der Wirt sie noch am letzten Abend vor der Heimkehr um ihre schönen Wünschdinge betrogen hätte. Als der Drechsler nun ausgelernt hatte und wandern sollte, schenkte ihm sein Meister, weil er sich so wohl gehalten hatte, einen Sack und sagte: „Es liegt ein Knüppel darin." — „Den Sack kann ich umhängen, und er kann mir gute Dienste leisten, aber was soll der Knüppel darin? Der macht ihn nur schwer", sprach der Gesell. „Das will ich dir sagen", entgegnete der Meister. „Hat dir jemand etwas zuleide getan, so sprich nur: ‚Knüppel aus dem Sack!' so springt der Knüppel heraus unter die Leute und tanzt ihnen so lustig auf dem Rücken herum, daß sie sich acht Tage nicht regen und bewegen können; und eher läßt er nicht ab, als bis du sagst: ‚Knüppel in den Sack!'" Der Gesell hängte den Sack um und zog dankend fort, und wenn ihm jemand zu nahe kam und auf den Leib wollte, so sprach er bloß: „Knüppel aus dem Sack!" und alsbald sprang der Knüppel heraus und klopfte einem nach dem andern den Rock oder das Wams gleich auf dem Rücken aus und wartete nicht erst, bis er abgelegt hatte; und das ging so geschwind, daß, ehe sich's einer versah, die Reihe schon an ihm war.

Der junge Drechsler langte zur Abendzeit in dem Wirtshaus an, wo seine Brüder bestohlen worden waren. Er legte seinen Ranzen vor sich auf den Tisch und fing an, zu erzählen, was er alles Merkwürdiges in der Welt gesehen habe. „Ja," sagte er, „man findet wohl ein Tischchendeckdich, einen Goldesel und dergleichen lauter gute Dinge, die ich nicht verachte, aber das ist alles

nichts gegen den Schatz, den ich erworben habe und mit mir da in meinem Sack führe." Der Wirt spitzte die Ohren. „Was in aller Welt mag das sein?" dachte er. „Der Sack ist wohl mit lauter Edelsteinen angefüllt; den sollte ich billig auch noch haben, denn guter Dinge sind drei." Als Schlafenszeit war, streckte sich der Gast auf die Bank und legte seinen Sack als Kopfkissen unter. Der Wirt, als er meinte, der Gast läge in tiefem Schlaf, ging herbei, rückte und zog ganz sachte und vorsichtig an dem Sack, ob er ihn vielleicht wegziehen und einen andern unterlegen könnte. Der Drechsler aber hatte schon lange darauf gewartet. Wie nun der Wirt eben einen herzhaften Ruck tun wollte, rief der Gesell: „Knüppel aus dem Sack!" Alsbald fuhr das Knüppelchen heraus, dem Wirt auf den Leib und rieb ihm die Nähte, daß es eine Art hatte. Der Wirt schrie zum Erbarmen, aber je lauter er schrie, desto kräftiger schlug der Knüppel ihm den Takt dazu auf seinen Rücken, bis er endlich erschöpft zur Erde fiel. Da sprach der Drechsler: „Wenn du das Tischchendeckdich und den Goldesel nicht wieder herausgibst, so soll der Tanz von neuem angehen." — „Ach nein," rief der Wirt ganz kleinlaut, „ich gebe alles gern wieder heraus, laß nur den verwünschten Kobold wieder in den Sack kriechen." Da sprach der Geselle: „Ich will Gnade für Recht er-

gehen lassen, aber hüte dich vor Schaden!" Dann rief er: „Knüppel in den Sack!" und ließ ihn ruhen.

Der Drechsler zog am andern Morgen mit dem Tischchendeckdich und dem Goldesel heim zu seinem Vater. Der Schneider freute sich, als er ihn wieder sah, und fragte auch ihn, was er in der Fremde gelernt hätte. „Lieber Vater," antwortete der jüngste Sohn, „ich bin ein Drechsler geworden." — „Ein kunstreiches Handwerk!" sagte der Vater. „Was hast du von der Wanderschaft mitgebracht?" — „Ein kostbares Stück, lieber Vater," antwortete der Sohn, „einen Knüppel in dem Sack." — „Was?" rief der Vater, „einen Knüppel? Das ist der Mühe wert! Den kannst du dir von jedem Baume abhauen." — „Aber einen solchen nicht, lieber Vater; sag' ich: ‚Knüppel aus dem Sack!' so springt der Knüppel heraus und macht mit dem, der's nicht gut mit mir meint, einen schlimmen Tanz und läßt nicht eher nach, als bis er auf der Erde liegt und um gut Wetter bittet. Sehr Ihr, mit diesem Knüppel hab' ich das Tischchendeckdich und den Goldesel wieder herbeigeschafft, die der diebische Wirt meinen Brüdern abgenommen hatte. Jetzt laßt sie beide rufen und ladet alle Verwandten ein, ich will sie speisen und tränken und ihnen die Taschen mit Gold füllen." Der alte Schneider wollte nicht recht trauen, brachte aber doch die Verwandten zusammen. Da deckte der Drechsler ein Tuch in die Stube, führte den Goldesel herein und sagte zu seinem Bruder: „Nun, lieber Bruder, sprich mit ihm!" Der Müller sagte: „Brickebrit!" und augenblicklich sprangen die Goldstücke auf das Tuch herab, als käme ein Platzregen, und der Esel hörte nicht eher auf, als bis alle so viel hatten, als sie tragen konnten. Dann holte der Drechsler das Tischchen und sagte: „Lieber Bruder, sprich du mit ihm!" Und kaum hatte der Schreiner „Tischchen, deck dich!" gesagt, so war es gedeckt und mit den schönsten Speisen reichlich besetzt. Da ward eine Mahlzeit gehalten, wie der gute Schneider noch keine in seinem Hause erlebt hatte, und die ganze Verwandtschaft blieb bis in die Nacht beisammen, und waren alle lustig und vergnügt. Der Schneider verschloß nun Nadel und Zwirn, Elle und

Bügeleisen in einen Schrank und lebte mit seinen drei Söhnen in Freude und Herrlichkeit.

Wo ist aber die Ziege hingekommen, die schuld war, daß der Schneider seine drei Söhne fortjagte? Sie schämte sich, daß sie einen kahlen Kopf hatte, lief in eine Fuchshöhle und verkroch sich hinein. Als der Fuchs nach Hause kam, funkelten ihm zwei große Augen aus der Dunkelheit entgegen, daß er erschrak und wieder zurücklief. Da begegnete ihm der Bär, und da der Fuchs ganz verstört aussah, so sprach jener: „Was ist dir, Bruder Fuchs, was machst du für ein Gesicht?“ — „Ach,“ antwortete der Rote, „ein grimmig Tier sitzt in meiner Höhle und hat mich mit feurigen Augen angeklotzt.“ — „Das wollen wir bald austreiben“, sprach der Bär, ging mit zur Höhle und schaute hinein. Als er aber die feurigen Augen erblickte, wandelte ihn ebenfalls Furcht an; er wollte mit dem grimmigen Tiere nichts zu tun haben und nahm Reißaus. Die Biene begegnete ihm, und da sie merkte, daß es ihm in seiner Haut nicht wohl zumute war, sprach sie: „Bär, du machst ja ein gewaltig verdrießliches Gesicht, wo ist deine Lustigkeit geblieben?“ — „Du hast gut reden,“ antwortete der Bär, „es sitzt ein grimmiges Tier mit Glotzaugen in dem Hause des Roten, und wir können es nicht herausjagen.“ Die Biene sprach: „Du dauerst mich, Bär. Ich bin ein armes, schwaches Geschöpf, das Ihr im Wege nicht anschaut, aber, ich glaube doch, daß ich Euch helfen kann.“ Sie flog in die Fuchshöhle, setzte sich der Ziege auf den glattgeschorenen Kopf und stach sie so gewaltig, daß sie aufsprang. „Meh, meh!“ schrie sie und lief wie toll in die Welt hinein. Niemand aber weiß auf diese Stunde, wo sie hingelaufen ist.

Aschenputtel

Einem reichen Manne wurde die Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach: „Liebes Kind, bleib fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf dich herabblicken und will um dich sein.“ Darauf tat sie die Augen zu und verschied. — Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zum Grabe der Mutter und weinte, aber sie war fromm und gut. Als der Winter kam, deckte er ein weißes Schneetuch auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder weggenommen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Stiefmutter brachte zwei Töchter mit ins Haus, die schön von Angesicht waren, aber garstig von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit an für das Mädchen. „Soll das dumme Ding bei uns in der Stube sitzen?“ sprachen die Stiefschwestern. „Wer Brot essen will, muß es sich verdienen. Darum hinaus mit der Küchenmagd!“ Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen alten grauen Kittel an und gaben ihm hölzerne Schuhe. „Seht einmal die stolze Prinzessin, wie sie geputzt ist!“ riefen sie spöttisch, lachten und führten das Kind in die Küche. Da mußte es vom Morgen bis zum Abend alle schwere Arbeit tun: Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Obendrein taten ihm die garstigen Schwestern manchen Schabernack an, verspotteten es und schütteten ihm Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es

lange sitzen mußte, um sie wieder auszulesen. Wenn es abends sich müde gearbeitet hatte, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben den Herd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal in die Stadt zur Messe reisen wollte. Da fragte er die Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte. „Schöne Kleider," sagte die eine, „Perlen und Edelsteine", die andere. „Aber du, Aschenputtel," sprach der Vater, „was willst du haben?"

„Ach, lieber Vater," sagte das arme Mädchen, „das erste Reis, das Euch auf dem Heimweg auf den Hut stößt, das brecht für mich ab."

Er kam nun in die große Stadt und kaufte für die beiden Stiefschwestern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine. Als er darauf auf dem Rückwege durch den grünen Busch ritt, streifte ihn ein Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er es ab und nahm es mit. Als er nach Hause kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und Aschenputtel erhielt das Reis von dem Haselbusch. Es dankte ihm und ging zu seiner Mutter Grab und pflanzte den Zweig darauf und weinte sehr, daß die Tränen darauf niederfielen und ihn begossen. Das Reis aber wuchs und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam ein weißes Vöglein auf den Baum, und wenn das Mädchen einen Wunsch aussprach, so warf das Vöglein herab, was jenes sich gewünscht hatte.

Es begab sich aber, daß der König des Landes ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte und wozu alle Jungfrauen im Lande eingeladen wurden, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen möchte. Als die Stiefschwestern das hörten, waren sie guter Dinge, riefen Aschenputtel und sprachen: „Kämme uns das Haar, bürste uns die Schuhe und mache die Schnallen fest; wir gehen zur Hochzeit auf des Königs Schloß." Aschenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen

wäre. Es bat darum die Stiefmutter, sie möchte es ihm erlauben. „Du, Aschenputtel," sprach die Stiefmutter, „bist voll Staub und Schmutz und willst zur Hochzeit gehen? Du hast ja weder Kleider noch Schuhe und willst tanzen?" Als Aschenputtel aber immer beweglicher bat, sprach die Stiefmutter endlich: „Da habe ich dir eine Schüssel Linsen in die Asche geschüttet; wenn du die Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mitgehen."

Das Mädchen ging durch die Hintertür nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unterm Himmel, kommt und helft mir lesen: ‚Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen'!"

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit dem Köpfchen und fingen an: pick, pick! pick, pick! Und da fingen die übrigen auch an: pick, pick! pick, pick! und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Kaum war eine Stunde herum, so waren alle Linsen in die Schüssel gelesen, und die Vögel flogen wieder hinaus. Da brachte Aschenputtel der Stiefmutter die volle Schüssel und freute sich, glaubte nun, es dürfe mit auf die Hochzeit gehen. Aber die Frau sprach: „Nein, Aschenputtel, du hast keine guten Kleider und kannst nicht tanzen; du würdest nur ausgelacht werden." Als es nun weinte, sprach die Stiefmutter: „Wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst du mitgehen." Und sie dachte, „das kann es ja nimmermehr tun."

Das Mädchen ging durch die Hintertür nach dem Garten und rief wieder: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unterm Himmel, kommt und helft mir lesen: ‚Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen'!"

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die

Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen und fingen an: pick, pick! pick, pick! Und da fingen die übrigen an: pick, pick! pick, pick! und lasen alle guten Körner in die Schüsseln. Da trug diese das Mädchen zur Stiefmutter, freute sich und glaubte, nun dürfe es mit auf die Hochzeit gehen. Aber jene sprach: „Es hilft dir alles nichts, du kommst nicht mit, denn du hast keine guten Kleider und kannst nicht tanzen; wir müßten uns deiner schämen." Darauf kehrte die Stiefmutter ihr den Rücken und eilte mit ihren zwei stolzen Töchtern davon.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselstrauch und rief:

„Bäumchen, rüttle dich und schüttle dich!
Wirf Gold und Silber über mich!"

Da warf der Vogel ein golden und silbern Kleid herab und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. In aller Eile zog das Mädchen das Kleid an und ging auf das Schloß. Seine Stiefschwestern und deren Mutter aber kannten es nicht; sie meinten, es müsse eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in dem Kleide aus. An Aschenputtel dachten sie nicht im geringsten; sie meinten, es säße daheim im Schmutz und suche die Linsen aus der Asche.

Da kam der Königssohn dem schönen Kinde entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch sonst mit niemand anderem tanzen; also daß er Aschenputtels Hand nicht losließ, und wenn ein anderer kam, der es zum Tanz aufforderte, sprach der Prinz: „Das ist meine Tänzerin." Aschenputtel tanzte, bis es Abend war, da wollte es nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach: „Ich gehe mit dir", denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Es entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Als man aber darin nachsah, war niemand darin, und als die Eltern mit den Schwestern nach Hause kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche am Herd; es war nämlich geschwind aus dem Taubenhaus hinten

wieder herabgesprungen, hatte das schöne Kleid und die Pantoffeln auf das Grab gelegt, und der Vogel hatte alles wieder weggenommen, und dann hatte Aschenputtel sich im grauen Kittel geschwind in die Asche gesetzt.

Am andern Tage, als das Fest von neuem anhub, und die Eltern mit den beiden Töchtern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbusch und sprach:

„Bäumchen, rüttle dich und schüttle dich!
Wirf Gold und Silber über mich!“

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab als vordem. Als aber das Mädchen auf der Hochzeit erschien, erstaunte jedermann über seine Schönheit und Sittsamkeit. Der Königssohn hatte schon auf seine Tänzerin gewartet, nahm sie gleich bei der Hand und tanzte nur allein mit ihr. Wenn ein anderer sie auffordern wollte, mit ihm zu tanzen, so sprach der Prinz: „Das ist meine Tänzerin.“ Als Aschenputtel nun am Abend fortgehen wollte, ging ihm der Königssohn nach; denn er hätte gern gesehen, in welchem Hause es wohnte. Aber das flinke Mädchen lief hinter das Schloß in den Garten, kletterte behend auf einen Birnbaum, und der Prinz wußte nicht, wohin es gekommen war. Als die Eltern und Schwestern nach Hause kamen, saß unser Aschenputtel wieder in der Asche am Herde und hatte sein graues Kittelchen an. Es war vom Baum herabgesprungen, hatte dem Vogel sein schönes Kleid gegeben und kam glücklich nach Hause.

Am dritten Tage, als die Eltern und Stiefschwestern fort waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen:

„Bäumchen, rüttle dich und schüttle dich!
Wirf Gold und Silber über mich!“

Da kam ein Kleid herab, das war so prächtig und glänzend, wie es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als Aschenputtel auf die Hochzeit kam, wußten die Gäste

nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Der Königssohn tanzte mit dem Mägdelein ganz allein, und zu jedem andern, der es zum Tanz aufforderte, sprach er: „Das ist meine Tänzerin."

Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort, und der Königssohn wollte es begleiten; aber es entsprang ihm so geschwind, daß er nicht folgen konnte. Der Prinz hatte aber eine List gebraucht und die Treppenstufen mit Pech bestreichen lassen; da war, als das Mädchen hinabsprang, sein linker Schuh hängengeblieben. Der Königssohn hob ihn auf, und er war klein und zierlich und ganz golden.

Am andern Tage ließ der Königssohn ausrufen, nur die Jungfrau, an deren Fuß der kleine Pantoffel passe, wolle er zu seiner Gemahlin machen. Nun kamen auch die Schwestern herbei und probierten den Pantoffel an. Und als die älteste in der Kammer war mit ihrer Mutter, da war ihr Fuß zu groß. Die Mutter aber gab ihr ein Messer und sprach: „Hau die große Zehe ab! Wenn du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen", und sie tat es, zwängte den Fuß in den Pantoffel hinein und ging heraus zum Königsohn. Der nahm sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei. Da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen und riefen:

„Rucke die guck, rucke die guck,
Blut ist im Schuck (Schuh);
Der Schuck ist zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim."

Da blickte der Prinz auf den Schuh und sah, wie das Blut herausquoll. Er wendete sein Pferd um und brachte die falsche Braut wieder nach Hause und sagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schwester sollte den Schuh anziehen. Da ging sie in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Pantoffel, aber die Ferse war zu groß. Die Mutter reichte ihr schnell ein Messer und sprach: „Hau ein Stück von der Ferse ab!" und sie tat es,

verbiß den Schmerz und ging zu dem Königssohn heraus. Der nahm sie aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorüberkamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

„Rucke die guck, rucke die guck,
Blut ist im Schuck;
Der Schuck ist zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim."

Der Königssohn blickte wieder auf den Fuß und sah, wie Blut aus dem Schuh quoll. Da wendete er sein Pferd und brachte die falsche Braut zurück. Er sagte: „Das ist nicht die rechte, habt Ihr keine andere Tochter?" „Nein," sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbuttetes Aschenputtel da; aber das kann unmöglich die Braut sein." Der Königssohn sagte, er sollte es nur hereinrufen, aber die Mutter sprach: „Ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen." Der Königssohn wollte es aber durchaus sehen, und Aschenputtel wurde gerufen. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Prinzen, der ihm den goldnen Schuh reichte. Dann setzte es sich auf einen Schemel, zog den Fuß aus dem schweren Holzschuh und steckte ihn in den Pantoffel, der saß wie angegossen. Und als sich Aschenputtel in die Höhe richtete und der König ihm ins Gesicht sah, da erkannte er das liebe Mädchen, mit dem er immer getanzt hatte, und er rief: „Das ist die rechte Braut!" Die Stiefmutter und die Schwestern erschraken und wurden ganz bleich vor Ärger und Verdruß; der Bräutigam aber nahm seine Braut vor sich aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Auf dem Bäumchen saßen wieder die beiden weißen Täubchen und riefen:

„Rucke die guck, rucke die guck,
Kein Blut ist im Schuck;
Der Schuck ist nicht zu klein,
Die rechte Braut führt er heim."

Und als sie so gerufen hatten, kamen beide herabgeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und sie blieben da sitzen.

Nun sollte die Hochzeit mit dem Königssohne im Schlosse gehalten werden. Die falschen Schwestern waren auch dazu geladen. Als nun das Brautpaar zur Kirche ging, war die älteste Stiefschwester der Braut zur rechten, und die jüngste ging ihr zur linken Seite. Da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus. Hernach, als sie herausgingen, war die älteste zur linken und die jüngste zur rechten Seite; da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus; und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.

Frau Holle

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit tun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße bei einem Brunnen setzen und mußte so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war. Da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Das Mädchen weinte, lief zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es aber so heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast du die Spule hinunterfallen lassen, so hol' sie auch wieder herauf!" Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht, was es anfangen sollte, und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, wo die Sonne schien und viel tausend Blumen standen.

Auf dieser Wiese ging das Mädchen fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot. Das Brot aber rief: „Ach, zieh' mich 'raus, zieh' mich 'raus, sonst verbrenn' ich; ich bin schon längst ausgebacken!" Da trat es herzu und holte mit dem Brotschieber alles nacheinander heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baume, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „Ach, schüttle mich, schüttle mich,

meine Äpfel sind alle miteinander reif!“ Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, und schüttelte, bis keiner mehr oben war. Und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es wieder weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Hause, daraus guckte eine alte Frau. Weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? Bleib' bei mir! Wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich tun willst, so soll dir's gut gehen. Du mußt nur achtgeben, daß du mein Bett gut machst

und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen; dann schneit es in der Welt. Ich bin die Frau Holle.“ Weil die Alte ihm so gut zusprach, so faßte das Mädchen ein Herz, willigte ein und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles zu ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen; dafür hatte es auch ein gutes Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes.

Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig und wußte anfangs selbst nicht, was ihm fehlte. Endlich merkte es, daß es Heimweh war. Ob es ihm hier gleich viel tausendmal besser ging als zu Hause, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Hause gekriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben; ich muß wieder hinauf zu den Meinigen.“ Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Hause verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst hinaufbringen.“ Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Tor. Das Tor wurde aufgetan, und als das Mädchen gerade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist“, sprach die Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf wurde das Tor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Hause, und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kickeriki,
unsere goldene Jungfrau ist wieder hie!“

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester gut aufgenommen.

Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, wie es zu dem großen Reichtum gekommen

war, wollte sie der andern, häßlichen und faulen Tochter gern dasselbe Glück verschaffen. Sie mußte sich an den Brunnen setzen und spinnen, und damit ihre Spule blutig wurde, stach sie sich in den Finger und stieß sich die Hand in die Dornhecke. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam wie die andere auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach, zieh' mich 'raus, zieh' mich 'raus, sonst verbrenn' ich; ich bin schon längst ausgebacken!" Die Faule aber antwortete: „Da hätt' ich Lust, mich schmutzig zu machen!" und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaume, der rief: „Ach, schüttle mich, schüttle mich; meine Äpfel sind alle miteinander reif!" Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen!" und ging damit weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tage tat sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte; denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde. Am zweiten Tage aber fing sie schon an zu faulenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sich's gebührte, und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen. Die Frau Holle führte sie auch zu dem Tore. Als sie aber darunter stand, wurde statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist die Belohnung deiner Dienste", sagte die Frau Holle und schloß das Tor zu. Da kam die Faule heim, aber sie war ganz mit Pech bedeckt, und als sie der Hahn auf dem Brunnen sah, rief er:

„Kickeriki,
unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie!"

Das Pech blieb aber fest an ihr hängen und wollte, solange sie lebte, nicht abgehen.

Der Hahn und die Wachtelhündchen

In einem vornehmen Hause litt eine Wachtelhündin, Mutter von vier jungen, unerzogenen Hündchen, seit einigen Tagen an Ohrenschmerzen und mußte das Zimmer hüten. Sie konnte nun nicht, wie sonst, mit ihren Kleinen in den Hof hinuntergehen. Diese mußten daher jeden Abend, wenn sie von unten heraufkamen, der Mutter alles erzählen, was sie auf dem Hofe Neues erlebt.

Eines Abends hatten die vier Hündchen wieder viel zu berichten:

„Lady", das älteste, hatte mit Nachbars kleinem Spitz sich herumgejagt. „Fidel" war von einem vorübergehenden Schusterjungen arg geneckt worden, hatte aber nachher die schönsten Käserinden zum Geschenk erhalten. „Belline" hatte sich über die Räder an einem Kinderwagen entsetzlich geärgert, weil sie beim Fahren sich so rasch herumdrehten und dabei so häßlich knarrten. Der kleine „Nimrod" endlich, das allerkleinste von den vier Hündchen, hatte sich so sehr vor dem Haushahn gefürchtet, daß es sich hinter der Regentonne verkrochen und gar nicht hatte spielen können.

„Du einfältiges Kind," schalt die alte Hündin, „was hat dir der Hahn denn getan?"

„Ach, Mama," rief Nimrod, „ich wollt' erst mit ihm spielen; aber da kam ich schön an, das ist ja ein böser, stolzer Herr. Er sah mich gar nicht einmal an. Ich denk' mir, er muß kurz vorher mit andern, ebenso vornehmen Herren spazierengeritten sein; denn er

hatte noch die Sporen an den Beinen sitzen. Er war aber auch ganz prächtig angezogen, viel, viel schöner, als die Menschen es sind."

Die Alte schüttelte lächelnd den Kopf; aber Nimrod fuhr immer eifriger fort zu erzählen:

„Hör' nur, was er anhatte! Sein Leibrock war von grüner Seide und über und über mit Gold besetzt; eine rote Mütze saß ihm schräg auf dem Kopf; und denk' nur einmal, den Federbusch, den die Offiziere, die zu unserer Madam immer herkommen, sonst auf dem Hute zu tragen pflegen, hatte er sich hinten an den Leib gesteckt. Das sah einmal närrisch aus!"

„Da hast du, kleiner Naseweis, ihn am Ende ausgelacht?" sprach die Mutter.

„Nein, Mama, gelacht hab' ich ganz gewiß nicht," rief Nimrod, „aber geärgert hab' ich mich über ihn, und da fing ich denn nur ein ganz klein bißchen zu knurren an — na! da hättest du einmal sehen sollen, wie bös er wurde! Den Hals hat er lang in die Höhe gereckt, den Kopf drehte er nach allen Seiten um, und geschimpft hat er, wie ich es noch von keinem Tier gehört habe; selbst unserer Madam ihr alter Papagei kann so arg nicht schimpfen! — War's denn so unrecht, daß ich hinter die Regentonne kroch?"

„Wenn er dich ärgerte, warum bellteſt du ihn denn nicht recht ordentlich an?"

„Das tat ich auch einmal, liebe Mama; aber da ward er noch viel, viel böser. Mit einem fürchterlichen Satz sprang er auf den Zaun, schlug sich mit beiden Flügeln ganz wütend gegen den Bauch und schrie alle Hähne auf dem ganzen Gute zusammen, und die haben ihm auch alle gleich geantwortet, weit, weit her!"

„Und sind auch herbeigekommen?"

„Ja, das kann ich dir wirklich nicht sagen, ich hielt's vor Angst nicht länger hinter meiner Tonne aus, kniff den Schwanz zwischen die Beine und lief, so rasch ich konnte, ins Haus hinein. — Nimm's nicht übel, Mama, ich glaub', ich hab' fürchterlich geschrien!"

Die alte Hündin lachte den kleinen, furchtsamen Schwätzer aus und sprach: „In acht Tagen wird mein Ohr wohl besser und du

wirst wohl etwas vernünftiger sein, dann will ich dir den stolzen Herrn einmal näher zeigen."

Wie gesagt, so getan. Nach acht Tagen ging die Alte mit ihren vier Kindern wieder auf den Hof herunter, wo der Hahn eben seinen Hennen die höflichsten Kratzfüße machte, dann aber, stolz auf einem Beine stehend, mit der vornehmsten Miene von der Welt ringsumher schaute.

„Nun kommt her, ihr Kinderchen," sprach die Mutter, „wenn ich hier bin, braucht ihr euch nicht zu fürchten. Wer von euch den meisten Mut hat, der gehe dreist auf den Hahn los und belle ihn an. Wer das tut, der soll dann auch zum Lohn das schöne durchsichtige Lammsknorpelchen bekommen, das ich mir gestern unter der Strohmatte verwahrt habe."

„Denkt einmal, das Lammsknorpelchen!" riefen die drei ältesten Hündchen und bekamen bei dem Gedanken einen wahren Heldenmut und vor Appetit ganz nasse Schnäuzchen.

Sie wedelten auch schon ganz keck und lustig um die Mutter herum und fingen an, leise zu knurren, um sich noch immer mehr Mut zu machen; der kleine Nimrod aber hielt seinen Schwanz doch noch zwischen den Beinen eingekniffen.

Belline war endlich die erste, die ihren Mut sehen ließ. Sie legte behutsam beide Vorderpfötchen flach vor sich auf die Erde, den Kopf darauf, und kroch so, den Hahn immer scharf ansehend, ganz leise, leise gegen ihn an.

Dieser wollte eben wieder recht lästerlich losschimpfen — hopp! da sprang das flinke Hündchen mit ein paar raschen Sätzen mutig auf ihn zu und bellte mit seiner feinen, gellenden Stimme, so laut es nur irgend konnte.

Ei, wie fuhr der vornehme Herr Hahn da zusammen! Sein langer Hals wurde ganz kurz und immer kürzer, seine hohen Schwungfedern schleiften an der Erde hin, und mit ellenlangen Schritten lief er, so rasch es nur immer ging, Hals über Kopf, rechts und links, und immer im Kreise herum, und das Hündchen

immer hinter ihm her, bis der alte Hasenfuß endlich durch ein Loch in den Hühnerstall entschlüpfte.

Ein schallendes Gelächter erhob sich auf dem ganzen Hofe. Vor Lachen winselten die Hunde, wackelten die Enten, kollerten die Truthühner, und die Knaben, die oben aus den Fenstern zusahen, klatschten in die Hände.

Wie der kleine Nimrod das sah, verlor er alle Furcht, lief mit den Geschwistern ebenfalls nach dem Hühnerstall, und alle bellten noch lange Zeit gegen das Loch, durch das der Hahn entschlüpft war.

Seitdem ist Nimrod so keck geworden, daß er jetzt vor nichts mehr Angst hat und selbst Menschen und Reiter dreist anbellt. Der Hahn aber blieb derselbe aufgeblasene Herr, wie zuvor, und ist auch noch ebenso furchtsam, wo es drauf ankommt, zu zeigen, daß er ein Hahn sei.

Rapunzel

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die wünschten sich schon lange vergeblich ein Kind; endlich machte sich die Frau Hoffnung, der liebe Gott werde ihren Wunsch erfüllen. Die Leute hatten in ihrem Hinterhause ein kleines Fenster; daraus konnte man in einen prächtigen Garten sehen, der voll der schönsten Blumen und Kräuter stand. Er war aber von einer hohen Mauer umgeben, und niemand wagte hineinzugehen, weil er einer Zauberin gehörte, die große Macht hatte und von aller Welt gefürchtet wurde. Eines Tages stand die Frau an diesem Fenster und sah in den Garten hinab. Da erblickte sie ein Beet, das mit den schönsten Rapunzeln bepflanzt war, und sie sahen so frisch und grün aus, daß sie lüstern wurde, von den Rapunzeln zu essen. Das Verlangen nahm jeden Tag zu, und da sie doch wußte, daß sie keine davon bekommen konnte, fiel sie ganz ab, sah blaß und elend aus. Da erschrak der Mann und fragte: „Was fehlt dir, liebe Frau?“ — „Ach,“ antwortete sie, „wenn ich keine Rapunzeln aus dem Garten hinter unserem Hause zu essen kriege, so sterbe ich.“ Der Mann hatte seine Frau sehr lieb und dachte: „Eh' du sie sterben läßt, holst du ihr von den Rapunzeln, es mag kosten, was es will.“

In der Abenddämmerung stieg er über die Mauer in den Garten der Zauberin, stach in aller Eile eine Hand voll Rapunzeln und brachte sie heim zu seiner Frau. Sie machte sich sogleich Salat daraus und aß sie in voller Begierde auf. Sie hatten ihr aber so

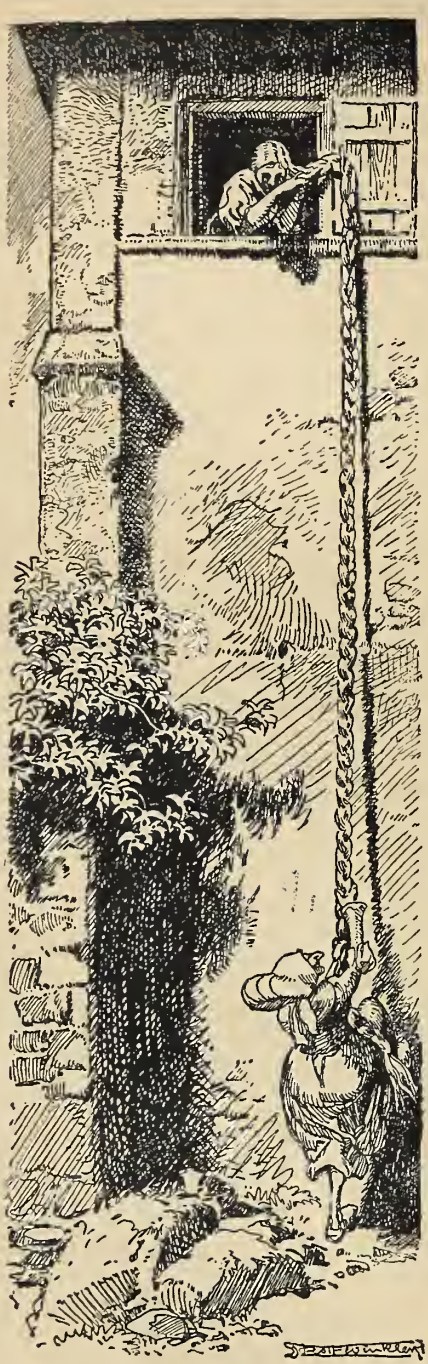
gut, so gut geschmeckt, daß sie den andern Tag noch dreimal so viel Lust danach bekam. Sollte sie Ruhe haben, so mußte der Mann nochmals in den Garten steigen. Er machte sich darum in der Abenddämmerung wieder hinab; als er aber die Mauer herabgeklettert war, erschrak er gewaltig, denn er sah die Zauberin vor sich stehen. „Wie kannst du es wagen," rief sie zornigen Blicks, „in meinen Garten zu steigen und wie ein Dieb mir meine Rapunzeln zu nehmen? Das soll dir schlecht bekommen." — „Ach," antwortete er, „laßt Gnade für Recht ergehen, ich habe mich nur aus Not dazu entschlossen. Meine Frau hat nämlich Eure Rapunzeln aus dem Fenster erblickt und empfindet ein so großes Gelüste, daß sie sterben würde, wenn sie nicht davon zu essen bekäme." Da ließ der Zorn der Zauberin nach, und sie sprach zu dem Mann: „Verhält es sich so, wie du sagst, so will ich dir gestatten, Rapunzeln mitzunehmen, soviel du willst, allein ich mache eine Bedingung: Du mußt mir das Kind geben, das dir deine Frau schenken wird. Es soll ihm gut gehen und ich will wie eine Mutter für dasselbe sorgen." Der Mann sagte in seiner Angst zu, und als das Kind geboren war, war es ein Mädchen, und sogleich erschien die Zauberin, gab ihm den Namen Rapunzel und nahm es mit sich.

Rapunzel war das schönste Kind unter der Sonne. Als es zwölf Jahre geworden, schloß es die Zauberin in einen Turm, der in einem Walde lag und weder Treppe noch Tür hatte, nur ganz oben war ein kleines Fensterchen. Wenn nun die Zauberin in den Turm wollte, so stellte sie sich unten hin und rief:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß mir dein Haar herunter!"

Rapunzel hatte langes, prächtiges Haar, fein gesponnen wie Gold. Wenn sie die Stimme der Zauberin vernahm, band sie ihre Zöpfe los, wickelte sie um den Fensterhaken, und dann fiel das Haar zwanzig Ellen tief herunter, und die Zauberin stieg daran hinauf.

Nach einigen Jahren trug es sich zu, daß der Sohn des Königs durch den Wald ritt und an dem Turme vorüberkam. Da hörte



er einen Gesang, der war so lieblich, daß er anhielt und lauschte. Das war aber Rapunzel, die in ihrer Einsamkeit sich die Zeit damit vertrieb, ihre süße Stimme erschallen zu lassen. Da wollte der Königssohn zu ihr hinaufsteigen und suchte nach der Turmtür, aber es war keine zu finden. Er ritt heim, doch der Gesang hatte ihm so das Herz gerührt, daß er jeden Tag in den Wald ging und zuhörte. Als er einmal so hinter einem Baume stand, sah er die Zauberin herankommen und hörte, wie sie hinaufrief:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!“

Da ließ Rapunzel die Haarflechten herabfallen, und die Zauberin stieg zu ihr hinauf. „Ist das die Leiter, auf welcher man hinaufkommt,“ dachte der Königssohn, „so will ich auch einmal mein Glück versuchen.“ Am folgenden Tage, als es anfing zu dunkeln, ging er zu dem Turme und rief:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!“

Alsbald fielen die Zöpfe herab, und der Königssohn stieg hinauf.

Anfangs erschrak Rapunzel gewaltig, als ein Mann zu ihr hereinkam, wie ihre Augen noch nie einen erblickt hatten; doch der Prinz fing an ganz freundlich mit ihr zu reden und erzählte, daß von ihrem Gesange sein Herz so sehr bewegt worden sei, und es hätte ihm keine Ruhe mehr gelassen, er habe sie sehen müssen. Da verlor Rapunzel alle Angst. Als er sie darauf fragte, ob sie ihn zum Gemahl nehmen wollte, und sie sah, daß er jung und schön war, dachte sie: „Der wird mich lieber haben als die alte Frau Gothel", und sagte: „Ja." Damit legte sie ihre Hand in die seinige. Sie sagte: „Ich will gern mit dir gehen, aber ich weiß nicht, wie ich herabkommen kann. Wenn du kommst, so bring' jedesmal einen Strang Seide mit; daraus will ich eine Leiter flechten, und wenn die fertig ist, so steige ich herunter, und du nimmst mich auf dein Pferd." Sie verabredeten, daß er bis dahin alle Abende zu ihr kommen sollte, denn bei Tag kam die Alte. Die Zauberin merkte auch nichts davon, bis einmal Rapunzel anfing und zu ihr sagte: „Sag' sie mir doch, Frau Gothel, wie kommt es nur, sie wird mir viel schwerer heraufzuziehen, als der junge Königssohn; der ist im Augenblick bei mir." — „Ach, du gottloses Kind," rief die Zauberin, „was muß ich da hören! Ich dachte, ich hätte dich von aller Welt geschieden, und du hast mich doch betrogen." In ihrem Zorne packte sie die schönen Haare der Rapunzel, schlug sie ein paarmal um ihre linke Hand, ergriff eine Schere mit der rechten, und ritsch, ratsch! waren sie abgeschnitten, und die schönen Flechten lagen an der Erde. Nun brachte die unbarmherzige Zauberin die arme Rapunzel in eine Wüstenei, wo sie in großem Jammer und im Elend leben mußte.

Denselben Tag aber, wo die Zauberin Rapunzel verstoßen hatte, machte sie die abgeschnittenen Flechten oben am Fensterhaken fest, und als der Königssohn kam und rief:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!"

da ließ sie es hinab. Der Königssohn stieg hinauf, aber er fand

oben nicht seine liebste Rapunzel, sondern die häßliche Zauberin, die ihn mit bösen und giftigen Blicken ansah. „Aha!“ rief sie höhnisch, „du willst die Frau Liebste holen? Aber der schöne Vogel sitzt nicht mehr im Nest und singt nicht mehr, die Katze hat ihn geholt und wird dir auch noch die Augen auskratzen. Für dich ist Rapunzel verloren, du wirst sie nie wieder erblicken.“ Der Königssohn geriet außer sich vor Schmerz, und in der Verzweiflung sprang er vom Turmfenster herab. Das Leben brachte er davon, aber die Dornen, in die er fiel, zerstachen ihm die Augen. Da irrte er blind im Walde umher, aß nichts als Wurzeln und Beeren und tat nichts als jammern und weinen über den Verlust seiner liebsten Frau. So wanderte er einige Zeit im Elend umher und geriet endlich in die Wüstenei, wo Rapunzel kümmerlich lebte. Er vernahm eine Stimme, und sie deuchte ihm so bekannt. Da ging er darauf zu; und wie er herankam, erkannte ihn Rapunzel, fiel ihm um den Hals und weinte laut. Zwei von ihren Tränen aber benetzten seine Augen. Da wurden sie wieder klar, und er konnte damit sehen wie sonst. Er führte sie in sein Reich, wo er mit großer Freude empfangen wurde, und beide lebten noch lange glücklich und vergnügt.

Das Märchen von dem Witzenspitzel

Es war einmal ein König von Rundumherum, der hatte unter seinen vielen andern Dienern einen Edelknaben, der hieß Witzenspitzel, und er liebte ihn über alles und überhäufte ihn mit tausend Gnaden und Geschenken, weil Witzenspitzel ungemein klug und artig war und alles, was ihm der König zu verrichten gab, mit außerordentlicher Geschicklichkeit ausrichtete. Wegen dieser großen Gunst des Königs waren alle die andern Hofdiener sehr neidisch und bös auf Witzenspitzel;

Denn wurde seine Klugheit belohnt mit Gelde,
so wurde ihre Dummheit bestraft mit Schelte;
und erhielt Witzenspitzel vom König großen Dank,
so erhielten sie von ihm großen Zank;
kriegte Witzenspitzel einen neuen Rock,
so zerschlug er auf ihnen einen neuen Stock;
durfte Witzenspitzel des Königs Hand küssen,
so traktierte der König sie mit Kopfnüssen.

Darüber wurden sie nun gewaltig zornig auf Witzenspitzel und brummten und zischelten den ganzen Tag und steckten überall die Köpfe zusammen und überlegten, wie sie den Witzenspitzel sollten um die Liebe des Königs bringen. Der eine streute Erbsen auf den Thron, damit Witzenspitzel stolpern und den gläsernen Zepter zerbrechen sollte, den er dem König immer reichen mußte; der andere nagelte ihm Melonenschalen unter die Schuhe, damit er ausgleiten

sollte und dem König den Rock begießen, wenn er ihm die Suppe brachte; der dritte setzte allerlei garstige Mücken in einen Strohhalm und blies sie dem König in die Perücke, wenn Witzenspitzel sie frisierte; der vierte tat wieder etwas anderes, und so versuchte jeder etwas, den Witzenspitzel um die Liebe des Königs zu bringen. Witzenspitzel aber war so klug und behutsam und vorsichtig, daß alles umsonst war und er alle Befehle des Königs glücklich zu Ende brachte.

Da nun alle ihre Anschläge nichts fruchten wollten, versuchten sie etwas anderes. Der König hatte einen Feind, mit dem er nie fertig werden konnte und der ihm alles zum Possen tat. Das war ein Riese, der hieß Labelang und wohnte auf einem ungeheuren Berg, wo er in einem dicken, dunkeln Walde in einem prächtigen Schlosse hauste, und hatte außer seiner Frau, die Dickedull hieß, niemand bei sich als einen Löwen Hahnebang und einen Bären Honigbart und einen Wolf Lämmerfraß und einen erschrecklichen Hund Hasenschreck, das waren seine Diener. Außerdem hatte er auch ein Pferd im Stall, Flügelbein genannt.

Nun wohnte in der Gegend von Rundumherum eine sehr schöne Königin, Frau Flugs, die hatte eine Tochter, Fräulein Flink; und der König Rundumherum, der gerne alle andern Länder um sein Land herum auch gehabt hätte, hätte die Königin Frau Flugs gar gerne zu seiner Gemahlin gehabt. Sie ließ ihm aber sagen, daß noch viele andere Könige sie auch gerne zur Gemahlin hätten, daß sie aber keinen nehmen wolle als den allergeschwindesten, und daß der, welcher am nächsten Montag, morgens um halb zehn Uhr, wenn sie in die Kirche gehe, zuerst bei ihr wäre, sie zur Gemahlin und mit ihr das ganze Land haben sollte.

Nun ließ der König Rundumherum alle seine Diener zusammenkommen und fragte sie: „Wie soll ich es doch anfangen, daß ich am Montag zuerst in der Kirche bin und die Königin Flugs zur Gemahlin bekomme?“

Da antworteten ihm seine Diener: „Ihr müßt machen, daß Ihr dem Riesen Labelang sein Pferd Flügelbein bekommt; wenn

RolfWinkler

Ihr darauf reitet, kommt Euch niemand zuvor, und um dieses Pferd zu erhalten, wird niemand geschickter sein als der Edelknabe Witzenspitzel, der ja alles zustande bringt."

So sagten die bösen Diener und hofften schon, der Riese Labelang werde den Witzenspitzel gewiß umbringen. Der König befahl also dem Witzenspitzel, er solle das Pferd Flügelbein bringen.

Witzenspitzel erkundigte sich um alles recht genau, wie es bei dem Riesen Labelang beschaffen sei, und dann nahm er sich einen Schiebekarren und stellte sich einen Bienenkorb darauf und nahm einen Sack, da steckte er einen Gockelhahn hinein und einen Hasen und ein Lamm und legte ihn auf den Karren; weiter nahm er einen Strick mit und eine große Schachtel voll Schnupftabak, hängte eine Kurierpeitsche um, machte sich ein Paar tüchtige Sporen an die Stiefel und marschierte mit seinem Schiebkarren ruhig fort.

Gegen Abend war er endlich den hohen Berg hinauf, und als er durch den dicken Wald kam, sah er das Schloß des Riesen Labelang vor sich. Und es ward Nacht, und er hörte, wie der Riese Labelang und seine Frau Dickedull und sein Löwe Hahnebang und sein Bär Honigbart und sein Wolf Lämmerfraß und sein Hund Hasenschreck gewaltig schnarchten; nur das Pferd Flügelbein war noch munter und scharrte mit den Füßen im Stall.

Da nahm Witzenspitzel leise, leise seinen langen Strick und spannte ihn vor die Schloßtür von einem Baum zum andern und stellte die Schachtel mit dem Schnupftabak dazwischen; dann nahm er den Bienenkorb und setzte ihn an einen Baum in den Weg und ging in den Stall und band das Pferd Flügelbein los und setzte sich mit dem Sack, worin er den Hahn, das Lamm und den Hasen hatte, drauf und gab ihm die Sporen und trieb es hinaus.

Das Pferd Flügelbein aber konnte sprechen und schrie ganz laut:

„Dickedull und Labelang!
Honigbär und Hahnebang!
Lämmerfraß und Hasenschreck!
Witzenspitzel reitet Flügelbein weg!"

und dann galoppierte es fort, was gibst du, was hast du!

Da wachten der Labelang und die Dickedull auf und hörten das Geschrei des Pferdes Flügelbein; geschwind weckten sie den Bären Honigbart und den Löwen Hahnebang, den Wolf Lämmerfraß und den Hund Hasenschreck auf, und alle stürzten zugleich aus dem Schloß heraus, um den Witzenspitzel mit dem Pferd Flügelbein zu fangen.

Aber der Riese Labelang und seine Frau Dickedull stolperten in der Dunkelheit über den Strick, den Witzenspitzel vor der Tür gespannt hatte, und pardauz — da fielen sie gerade mit den Augen und der Nase in die Schachtel voll Schnupftabak hinein, die er dahin gestellt hatte, und rieben sich die Augen und niesten einmal über das andere Mal, und der Labelang sagte: „Zur Gesundheit, Dickedull!“ — „Ich danke“, sagte Dickedull; dann sagte sie: „Zur Gesundheit, Labelang!“ und „Ich danke“, sagte Labelang, und bis sie sich den Tabak aus den Augen geweint und aus der Nase geniest hatten, war Witzenspitzel schier aus dem Wald.

Der Bär Honigbart war zuerst hinter ihm drein, als er aber an den Bienenkorb kam, reizte ihn die Lust zum Honig, und er wollte ihn fressen; da schnurrten die Bienen heraus und zerstachen ihn so, daß er halb blind zurück ins Schloß lief. Witzenspitzel war schon weit aus dem Wald, da hörte er hinter sich den Löwen Hahnebang kommen; geschwind nahm er den Gockelhahn aus seinem Sack, und als er auf einen Baum flog und zu krähen anfing, ward es dem Löwen Hahnebang sehr angst und er lief zurück. Nun hörte Witzenspitzel den Wolf Lämmerfraß hinter sich. Da ließ er geschwind das Lamm aus seinem Sack laufen, und dem sprang der Wolf nach und ließ ihn reiten. Schon war er nahe der Stadt, da hörte er hinter sich ein Gebelle, und wie er sich umschaute, sah er den Hund Hasenschreck angelaufen kommen. Geschwind ließ er nun den Hasen aus dem Sack laufen, und da sprang der Hund dem Hasen nach, und er kam mit Flügelbein glücklich in die Stadt.

Der König dankte dem Witzenspitzel sehr für das Pferd; die falschen Hofdiener aber ärgerten sich, daß er so mit heiler Haut wiedergekommen war. Am nächsten Montag setzte sich der König

gleich auf sein Pferd Flügelbein und zur Königin Flugs, und das Pferd lief so geschwind, daß er viel früher da war und schon mehrere Tänze auf seiner Hochzeit mit der Königin gemacht hatte, als die anderen Könige aus der Gegend erst ankamen. Da er nun mit seiner Königin nach Hause ziehen wollte, sagten seine Diener zu ihm: „Ihro Majestät haben zwar das Pferd des Riesen Labelang; aber wie herrlich wäre es, wenn Sie auch dessen prächtige Kleider hätten, die alles übertreffen, was man bis jetzt gesehen, und der geschickte Witzenspitzel wird dieselben ganz gewiß herbeischaffen, wenn es ihm befohlen wird.

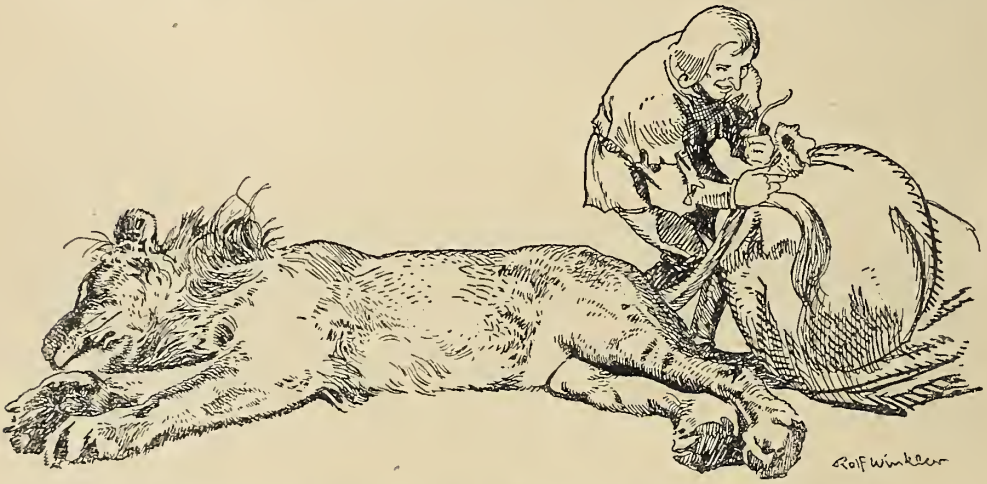
Der König bekam gleich eine große Lust nach den schönen Kleidern des Labelang und gab dem Witzenspitzel abermals den Auftrag. Als dieser sich nun auf den Weg machte, dachten die falschen Hofdiener, er würde diesmal dem Riesen Labelang gewiß nicht entgehen.

Witzenspitzel nahm diesmal nichts mit als einige starke Säcke, und kam wieder vor das Schloß des Labelang, wo er sich auf einen Baum setzte und lauerte, bis alles im Schlosse zu Bette sei. Als alles still geworden war, stieg er vom Baum herunter. Da hörte er auf einmal die Frau Dickedull rufen: „Labelang, ich liege mit dem Kopfe so niedrig, hole mir doch draußen ein Bund Stroh.“ Da schlüpfte Witzenspitzel geschwind in das Bund Stroh, und Labelang trug ihn mitsamt dem Bund in seine Stube, steckte ihn unter das Kopfkissen und legte sich dann auch ins Bett.

Als sie ein wenig eingeschlafen waren, streckte Witzenspitzel die Hand aus dem Stroh und raufte den Labelang tüchtig in den Haaren, und dann die Frau Dickedull auch, worüber beide erwachten und, weil eines glaubte, das andere habe es gerauft, sich einander gewaltig im Bette zerprügelten, während welchem Streit Witzenspitzel aus dem Stroh herauskroch und sich hinter das Bett setzte.

Da sie wieder ruhig eingeschlafen waren, packte Witzenspitzel alle Kleider des Labelang und der Dickedull in seinen Sack und band diesen leise, leise dem schlafenden Löwen Hahnebang an den

Schwanz; dann band er den Wolf Lämmerfraß und den Bären Honigbart und den Hund Hasenschreck, welche alle herum schliefen, an die Bettlade des Riesen fest und machte die Tür weit, weit auf. Er hatte alles so in der Ordnung, da wollte er aber auch dem Riesen seine schöne Bettdecke noch mitnehmen und zupfte ganz sachte, sachte an dem Zipfel, bis er sie heruntergezogen, wickelte sich hinein und setzte sich auf den Sack voll Kleider, die er dem Löwen an den Schwanz gebunden hatte. Nun wehte die kalte



Nachtluft durch die offene Türe der Frau Dickedull an die Beine, sie wachte auf und rief: „Labelang! Du nimmst mir die Decke weg, ich liege ganz bloß.“ — „Dickedull! Du hast mir die Bettdecke genommen“, — darüber fingen sie sich wieder an zu schlagen und zu zanken, und Witzenspitzel fing laut an zu lachen. Nun merkten sie etwas und riefen: „Dieb da! Dieb da! Auf, Hahnebang! Auf, Lämmerfraß! Honigbart und Hasenschreck! Dieb da!“ — Da wachten die Tiere auf, und der Löwe Hahnebang sprang fort; weil er aber das Bündel angebunden hatte, worauf der Witzenspitzel in die Bettdecke gewickelt saß, fuhr der wie in einem Wagen hinter ihm her und fing einigemal an, wie ein Hahn, kikriki, kikriki zu schreien; da kriegte der Löwe eine solche Angst, daß er immer, immer zulief, bis an das Stadttor, wo Witzenspitzel ein Messer herauszog

und hinten den Strick abschnitt, so daß der Löwe, der im besten Ziehen war, auf einmal ausfuhr und so mit dem Kopf wider das Tor rannte, daß er tot an die Erde fiel.

Die andern Tiere, welche Witzenspitzel an die Bettstelle des Riesen gebunden hatte, konnten diese nicht zum Tor hinausbringen, weil sie zu breit war, und zerrten die Bettlade so in der Stube herum, daß Labelang und Dickedull herausfielen und aus großem Zorn den Wolf und den Bären und den Hund totschlugen, welche doch gar nichts dafür konnten.

Als die Wache in der Stadt den großen Stoß, den der Löwe gegen das Stadttor getan hatte, hörte, öffnete sie das Tor, und Witzenspitzel brachte dem König die Kleider des Labelang und der Dickedull, worüber dieser vor Freuden aus der Haut fahren wollte, denn niemals waren noch solche Kleider gesehen worden. Es war dabei ein Jagdrock, von den Pelzen aller vierfüßigen Tiere so schön zusammengenäht, daß daran die ganze Geschichte des Reinecke Fuchs zu sehen war. Weiter ein Vogelstellerrock, von den Federn aller Vögel der Welt: vorn ein Adler, hinten eine Eule, und in der Tasche eine Drehorgel und ein Glockenspiel, welche wie alle Vögel durcheinandersangen. Dann ein Bade- und Fischfängerkleid, aus allen Fischhäuten der Welt zusammengenäht, daß man einen ganzen Walfisch- und Heringsfang darauf sah. Dann ein Gartenkleid der Frau Dickedull, worauf alle Arten von Blumen und Kräutern, Salat und Gemüse abgebildet war. Was aber alles übertraf, war die Bettdecke, sie war von lauter Fledermauspelz zusammengenäht und alle Sterne des Himmels mit Brillanten daraufgestickt.

Die königliche Familie wurde ganz dumm von lauter Betrachten und Bewundern. Witzenspitzel wurde geküßt und gedrückt, und seine Feinde platzten bald vor Zorn, daß er wieder so glücklich dem Riesen Labelang entgangen sei.

Doch ließen sie den Mut nicht sinken und setzten dem König in den Kopf, jetzt fehle ihm nichts mehr als das Schloß des Labelang selber, dann hätte er alles, was ihm zu wünschen übrig sei, und

der König, der ein rechter Kindskopf war und alles haben wollte, was ihm einfiel, sagte gleich zu Witzenspitzel, er solle ihm das Schloß des Labelang schaffen, dann wolle er ihn belohnen.

Witzenspitzel besann sich nicht lange und lief zum drittenmal nach dem Schloß des Labelang. Da er dahin kam, war der Riese nicht zu Hause, und in der Stube hörte er etwas schreien wie ein Kalb. Da guckte er durchs Fenster und sah, daß die Riesin Dickedull einen kleinen Riesen auf dem Arm hatte, der bleckte die Zähne und schrie wie ein Kalb, während sie dabei Holz hackte.

Witzenspitzel ging hinein und sagte: „Guten Tag, große, schöne, breite, dicke Frau! Wie mögt Ihr Euch nur bei dem allerliebsten Kinde so viele Arbeit machen, habt Ihr denn keine Knechte oder Mägde? Wo ist denn Euer lieber Herr Gemahl?“ — „Ach!“ sagte Dickedull, „mein Mann Labelang ist ausgegangen, die Herren Gevattern einzuladen, wir wollen einen Schmaus halten; und nun soll ich allein kochen und braten, denn mein Mann hat den Wolf und Bären und Hund, die uns sonst geholfen, totgeschlagen, und der Löwe ist auch fort.“

„Das ist freilich sehr beschwerlich für Euch,“ sagte Witzenspitzel, „wenn ich Euch helfen kann, soll es mir lieb sein.“

Da bat ihn Dickedull, er solle ihr nur vier Stück Holz kleinmachen, und Witzenspitzel nahm die Axt und sagte zu der Riesin: „Haltet mir das Holz ein wenig!“ Die Riesin bückte sich und hielt das Holz; da hob Witzenspitzel die Axt auf, und ratsch! hieb er der Dickedull den Kopf ab und ritsch! dem kleinen Mollakopp auch, und da lagen sie.

Nun machte er ein großes, tiefes Loch gerade vor die Türe des Schlosses und warf die Dickedull und Mollakopp hinein und deckte das Loch oben ganz dünne mit Zweigen und Blättern zu; dann steckte er in allen Stuben des Schlosses eine Menge Lichter an und nahm einen großen Kessel, da paukte er mit Kochlöffeln darauf und nahm einen blechernen Trichter, darauf blies er die Trompete und schrie immer dazwischen: „Vivat! Es lebe Ihro Majestät, der König Rundumherum!“ —

Als Labelang abends nach Hause kam und die vielen Lichter in seinem Schlosse sah und das Vivatgeschrei hörte, ward er ganz rasend vor Zorn und rannte mit solcher Wucht gegen die Türe, daß er, da er über das mit Zweigen bedeckte Loch laufen wollte, durchfiel und mit großem Geschrei in der Grube gefangen lag, welche Witzenspitzel dann mit Steinen über ihm zufüllte.

Hierauf nahm Witzenspitzel den Schlüssel des Riesenschlosses und brachte ihn dem König Rundumherum, der sich sogleich mit der Königin Flugs und ihrer Tochter, der Prinzessin Flink, und dem Witzenspitzel nach dem Schloß begab und alles betrachtete. Nachdem sie vierzehn Tage lang alle die vielen Stuben, Kammern, Kellerlöcher, Dachluken, Ofenlöcher, Feueröfen, Küchenherde, Holzställe, Speisekammern, Rauchkammern und Waschküchen u. dgl. betrachtet hatten und fertig waren, fragte der König den Witzenspitzel, was er zur Belohnung für seine treuen Dienste haben wollte. Da sagte er, die Prinzessin Flink, und die war es auch zufrieden. Da wurde Hochzeit gehalten, und Witzenspitzel und die Prinzessin Flink blieben auf dem Riesenschloß wohnen, wo sie bis auf diesen Tag zu suchen sind.

Der Tannenbaum

Draußen im Walde stand ein niedlicher kleiner Tannenbaum. Er hatte einen guten Platz; Sonne konnte er von allen Seiten bekommen; Luft war auch genug vorhanden, und rings umher wuchsen viele größere Kameraden, sowohl Tannen als Fichten. Aber der kleine Tannenbaum wollte so gern schnell wachsen. Er achtete nicht auf den warmen Sonnenschein und die frische Luft; er kümmerte sich nicht um die Bauernkinder, die vorbeikamen und lustig plauderten, wenn sie im Walde Erdbeeren und Himbeeren sammelten. Oft kamen sie mit einem ganzen Topf voll oder hatten Erdbeeren auf einen Strohhalm gezogen; dann setzten sie sich neben den kleinen Baum und sagten: „Nein, wie niedlich klein der ist!“ Aber das mochte der Baum gar nicht gern hören.

Im nächsten Jahre war er schon um einen ganzen Trieb größer, und das Jahr darauf war er um noch einen länger; denn bei einem Tannenbaum kann man immer an den Trieben, die er hat, sehen, wieviel Jahre er gewachsen ist.

„Oh, wäre ich doch auch so ein großer Baum, wie die andern!“ seufzte der kleine Baum. „Dann könnte ich meine Zweige auch so weit ausbreiten und mit dem Wipfel in die weite Welt hinausblicken! Die Vögel würden dann Nester zwischen meine Zweige bauen, und wenn der Wind wehte, könnte ich mich auch so vornehm verbeugen wie die andern dort!“

Er hatte gar keine Freude am Sonnenschein, an den Vögeln und an den roten Wolken, die morgens und abends über ihn dahinsegelten.

War's nun Winter und der Schnee lag glänzend weiß ringsumher, so kam oft ein Hase gesprungen und setzte gerade über den kleinen Baum hinweg, — oh, das war ärgerlich! — Aber zwei Winter vergingen, und im dritten war der Baum so groß, daß der Hase um ihn herumlaufen mußte. „Oh, wachsen, wachsen, groß und alt werden, das ist doch das einzig Schöne in dieser Welt!" dachte der Baum.

Im Herbste kamen immer Holzhauer und fällten einige der größten Bäume. Das geschah jedes Jahr, und dem jungen Tannenbaum, der nun ganz gut gewachsen war, wurde angst und bange dabei; denn die großen, prächtigen Bäume fielen mit Gekrach und Gepraſſel zur Erde. Die Zweige wurden ihnen abgehauen; die Bäume sahen ganz nackt, lang und schmal aus; sie waren fast nicht mehr zu erkennen. Aber dann wurden sie auf den Wagen gelegt, und die Pferde zogen sie zum Walde hinaus.

Wo sollten sie hin? Was stand ihnen bevor?

Im Frühjahr, als die Schwalben und Störche kamen, fragte sie der Baum: „Wißt ihr nicht, wohin sie geführt wurden? Seid ihr ihnen nicht begegnet?"

Die Schwalben wußten es nicht; aber der Storch sah nachdenklich aus, nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ja, ich glaube wohl! Mir begegneten viele neue Schiffe, als ich aus Ägypten flog. Auf den Schiffen waren prächtige Mastbäume; ich darf wohl annehmen, daß sie es waren; denn sie dufteten nach Tannen. Ich kann vielmals von ihnen grüßen. Oh, die prangen, die prangen!"

„Oh, wäre ich doch auch groß genug, um über das Meer hinfahren zu können! Wie ist denn eigentlich dieses Meer, und wie sieht es aus?"

„Ja, das ist zu weitläufig zu erklären!" sagte der Storch, und damit ging er fort.

„Freue dich deiner Jugend!" sagten die Sonnenstrahlen; „freue dich deines frischen Wachstums, des jungen Lebens, das in dir ist!"

Und der Wind küßte den Baum, und der Tau weinte Tränen über ihn; aber das verstand der Tannenbaum nicht.

Wenn es gegen die Weihnachtszeit ging, so wurden ganz junge Bäume gefällt, Bäume, die oft nicht einmal so groß oder in gleichem Alter mit diesem Tannenbaum waren, der weder Rast noch Ruhe hatte, sondern immer davon wollte. Diese jungen Bäume, und es waren gerade die allerschönsten, behielten stets ihre Zweige. Sie wurden auf Wagen geladen, und Pferde zogen sie fort, zum Walde hinaus.

„Wohin sollen die?“ fragte der Tannenbaum. „Sie sind nicht größer als ich; da war sogar einer, der viel kleiner war. Weshalb behielten sie alle ihre Zweige? Wohin werden sie gefahren?“

„Das wissen wir! Das wissen wir!“ zwitscherten die Sperlinge. „Wir haben unten in der Stadt durch die Fensterscheiben geschaut. Wir wissen, wohin sie fahren! Oh, sie gelangen zur größten Pracht und Herrlichkeit, die man sich nur denken kann! Wir haben in die Fenster geguckt und gesehen, daß sie mitten in der warmen Stube aufgepflanzt und mit den schönsten Sachen geschmückt wurden, mit vergoldeten Äpfeln, Honigkuchen, Spielzeug und vielen Hunderten von Lichtern.“

„Und dann—?“ fragte der Tannenbaum und bebte an allen Zweigen. „Und dann? Was geschieht dann?“

„Ja, mehr haben wir nicht gesehen! Es war unübertrefflich!“

„Ob ich wohl auch bestimmt bin, diesen glanzvollen Weg zu gehen?“ jubelte der Baum. „Das ist noch besser, als über das Meer zu wandern! Wie ich an Sehnsucht leide! Wäre es doch Weihnachten! Nun bin ich doch groß und ausgewachsen wie die andern, die im vorigen Jahre weggeführt wurden! — Oh, wäre ich erst auf dem Wagen! Wäre ich doch schon in der warmen Stube mit all der Pracht und Herrlichkeit! Und dann —? Ja, dann kommt noch etwas Besseres, noch weit Schöneres; weshalb würden sie mich sonst so schmücken! Es muß noch etwas Größeres, noch Herrlicheres kommen! — Aber was? Oh, ich leide! Ich sehne mich! Ich weiß selbst nicht, wie mir ist!“

„Freue dich unser!“ sagten Luft und Sonnenschein; „freue dich deiner frischen Jugend hier draußen im Freien!“

Aber der Tannenbaum freute sich gar nicht; er wuchs und wuchs. Im Winter und Sommer stand er grün; dunkelgrün stand er da. Die Leute, die ihn sahen, sagten: „Das ist ein schöner Baum!“ Und zur Weihnachtszeit wurde er von allen zuerst gefällt. Die Axt hieb tief durchs Mark; der Baum fiel mit einem Seufzer zu Boden. Er fühlte einen Schmerz, eine Ohnmacht; er konnte gar nicht an ein Glück denken. Er war betrübt, von der Heimat scheiden zu müssen, von dem Platze, auf dem er emporgeschossen war. Er wußte ja, daß er nie die lieben, alten Kameraden, die kleinen Büsche und Blumen ringsumher, ja, vielleicht nicht einmal die Vögel, wiedersehen würde. Die Abreise war durchaus kein Vergnügen.

Der Baum kam erst wieder zu sich selber, als er im Hofe mit den andern Bäumen abgeladen wurde und einen Mann sagen hörte: „Der ist prächtig! Wir brauchen keinen andern mehr zu suchen!“

Nun kamen zwei Diener in vollem Staat und trugen den Tannenbaum in einen großen, schönen Saal. Ringsum an den Wänden hingen Bilder, und neben dem großen Kachelofen standen chinesische Vasen mit Löwen auf den Deckeln. Da waren Schaukelstühle, seidene Sofas, große Tische voller Bilderbücher und Spielzeug für hundertmal hundert Taler, — wenigstens sagten das die Kinder. Und der Tannenbaum wurde in ein großes, mit Sand gefülltes Gefäß gestellt; aber niemand konnte sehen, daß es ein Gefäß war; denn es wurde rundherum mit grünem Zeug behängt und stand auf einem großen, bunten Teppich. Oh, wie der Baum bebte! Was wird nun wohl geschehen? Sowohl die Diener als das Fräulein schmückten ihn. An seine Zweige hingen sie kleine Netze, aus farbigem Papier ausgeschnitten; jedes Netz war mit Zuckerwerk gefüllt. Vergoldete Äpfel und Nüsse hingen herab, als wären sie festgewachsen, und über hundert rote, blaue und weiße Lichterchen wurden in den Zweigen festgesteckt. Puppen, die leibhaftig wie Menschen aussahen, — der Baum hatte früher noch nie solche gesehen — schwebten im Grünen, und ganz oben auf der Spitze wurde ein großer Stern von Flittergold befestigt. Das war prächtig, ganz außerordentlich prächtig!

„Heute abend," sagten alle, „heute abend wird er strahlen!"

„Oh," dachte der Baum, „wäre es doch schon Abend! Würden nur die Lichter bald angezündet! Und was dann wohl geschieht? Ob wohl die Bäume aus dem Walde kommen und mich sehen? Ob die Sperlinge wieder gegen die Fensterscheiben fliegen? Ob ich hier festwachse und Winter und Sommer geschmückt stehenbleiben werde?"

Ja, er wußte gut Bescheid! Aber er hatte ordentlich Borkenschmerzen vor lauter Sehnsucht, und Borkenschmerzen sind für einen Baum ebenso schlimm wie für uns Kopfschmerzen.

Nun wurden die Lichter angezündet. Welcher Glanz! Welche Pracht! Der Baum bebte dabei so sehr an allen Zweigen, daß ein Licht die grünen Nadeln anbrannte. Es qualmte ordentlich.

„Lieber Gott!" schrien die Fräulein und löschten es hastig aus.

Jetzt durfte der Baum nicht einmal mehr beben. Oh, das war ein Grauen! Ihm war so bange, daß er etwas von seinem Schmucke verlor; er war ganz betäubt von all dem Glanze. — — Und nun gingen beide Flügeltüren auf, und eine Menge Kinder stürzten herein, als wollten sie den ganzen Baum umwerfen; die älteren Leute kamen bedächtig nach. Die Kleinen standen ganz stumm, — aber nur einen Augenblick; dann jubelten sie wieder, daß es nur so schallte. Sie tanzten um den Baum herum, und ein Geschenk nach dem andern wurde abgepflückt.

„Was machen sie denn nur?" dachte der Baum. „Was soll das bedeuten?" Und die Lichter brannten bis dicht an die Zweige herunter, und je nachdem sie niederbrannten, wurden sie ausgelöscht, und dann erhielten die Kinder Erlaubnis, den Baum zu plündern. Oh, sie stürzten auf ihn ein, daß es in allen Zweigen knackte. Wäre er nicht mit der Spitze und dem Goldstern an der Decke festgebunden gewesen, so wäre er umgestürzt.

Die Kinder tanzten nun mit ihrem prächtigen Spielzeug herum. Niemand sah nach dem Baume, ausgenommen das alte Kindermädchen, das kam und zwischen die Zweige blickte, aber nur um zu sehen, ob nicht eine Feige oder ein Apfel vergessen war.

„Eine Geschichte! Eine Geschichte!“ riefen die Kinder und zogen einen kleinen dicken Mann zum Baume hin. Und er setzte sich gerade unter den Baum; „denn da sind wir im Grünen,“ sagte er, „und der Baum kann besonderen Nutzen davon haben, wenn er zuhört. Aber ich erzähle euch nur eine Geschichte! Wollt ihr nun die von Ivede-Avede hören oder die von Klumpe-Dumpe, der die Treppe hinabfiel und doch auf den Thron kam und die Prinzessin erhielt?“

„Ivede-Avede!“ schrien einige! „Klumpe-Dumpe!“ schrien andere. Das war ein Rufen und Schreien! Nur der Tannenbaum schwieg ganz still und dachte: „Werde ich denn gar nicht gefragt? Soll ich nichts dabei zu tun haben?“ Ja, er hatte schon seine Schuldigkeit getan!

Und der Mann erzählte von „Klumpe-Dumpe, der die Treppe hinabfiel und doch auf den Thron kam und die Prinzessin erhielt.“ Und die Kinder klatschten in die Hände und riefen: „Erzähle; erzähle!“ Sie wollten auch die Geschichte von Ivede-Avede hören; aber sie bekamen nur die von Klumpe-Dumpe. Der Tannenbaum stand ganz still und gedankenvoll da; nie hatten die Vögel draußen im Walde dergleichen erzählt. „Klumpe-Dumpe fiel die Treppe hinab und bekam doch die Prinzessin! Ja, ja; so geht es in der Welt!“ dachte der Tannenbaum und glaubte, daß es wirklich wahr sei, weil es solch ein netter Mann war, der es erzählte. „Ja, ja! wer kann es wissen! Vielleicht falle ich auch die Treppe hinab und bekomme eine Prinzessin!“ Und er freute sich darauf, den nächsten Tag wieder mit Lichtern und Spielzeug, Gold und Früchten angeputzt zu werden.

„Morgen will ich nicht zittern!“ dachte er. „Ich will mich recht all meiner Herrlichkeit freuen! Morgen werde ich wieder die Geschichte von Klumpe-Dumpe und vielleicht auch die von Ivede-Avede hören. Und der Baum stand still und gedankenvoll die ganze Nacht hindurch.

Am Morgen kam der Knecht und das Mädchen herein.

„Nun beginnt der Staat von neuem!“ dachte der Baum. Aber

sie schleppten ihn zum Zimmer hinaus, dann die Treppe hinauf auf den Boden, und hier, in einem dunklen Winkel, wohin kein Tageslicht schien, stellten sie ihn hin. „Was soll das bedeuten?“ dachte der Baum. „Was soll ich hier wohl machen? Was werde ich hier wohl zu hören bekommen?“ Und er lehnte sich an die Mauer und stand und dachte und dachte. — — Und er hatte Zeit genug dazu; denn es vergingen Tage und Nächte. Niemand kam hinauf, und als endlich jemand kam, geschah es nur, um einige große Kasten in den Winkel zu stellen. Der Baum stand so versteckt, daß man glauben mußte, er wäre rein vergessen.

„Jetzt ist es Winter draußen!“ dachte er. „Die Erde ist hart und mit Schnee bedeckt; die Menschen können mich jetzt nicht pflanzen. Deshalb soll ich wohl bis zum Frühjahr hier im Schutze stehen. Wie wohlbedacht das ist! Wie die Menschen doch gut sind! — Wäre es hier nur nicht so dunkel und so schrecklich einsam! — Nicht einmal ein kleiner Hase kommt hierher! — Das war doch schöner da draußen im Walde, wenn Schnee lag und der Hase vorbeisprang; ja selbst, als er über mich hinwegsprang! Aber damals konnte ich das nicht einmal leiden. Hier oben ist es doch entsetzlich einsam!“

„Piep, piep!“ sagte da eine kleine Maus und huschte hervor, und dann kam noch eine kleine. Sie beschnüffelten den Tannenbaum, und dann schlüpften sie zwischen seine Zweige.

„Es ist eine greuliche Kälte!“ sagten die kleinen Mäuschen. „Sonst ist es hier ganz schön. Nicht wahr, du alter Tannenbaum?“

„Ich bin gar nicht alt!“ sagte der Tannenbaum. „Es gibt viele die weit älter sind als ich!“

„Wo kommst du denn her?“ fragten die Mäuse; „und was weißt du Neues?“ Sie waren gewaltig neugierig. „Erzähle uns doch von dem schönsten Ort auf Erden! Bist du dort gewesen? Bist du in der Speisekammer gewesen, wo Käse auf den Börten liegt und Schinken unter der Decke hängt, wo man auf Talglichten tanzt, mager hineingeht und fett herauskommt?“

„Das kenne ich nicht,“ sagte der Baum; „aber den Wald kenne

ich, wo die Sonne scheint und wo die Vögel singen." Und dann erzählte er alles aus seiner Jugend. Die kleinen Mäuse hatten früher dergleichen noch nie gehört, und sie horchten auf und sagten: „Nein, wieviel du gesehen hast! Wie glücklich du gewesen bist!"

„Ich?" sagte der Tannenbaum und dachte nach über das, was er selbst erzählt hatte. „Ja, es waren im Grunde ganz fröhliche Zeiten!" — Aber dann erzählte er vom Weihnachtsabend, als er mit Kuchen und Lichtern geschmückt war.

„Oh," sagten die kleinen Mäuse, „wie glücklich du gewesen bist, du alter Tannenbaum!"

„Ich bin gar nicht alt," erwiderte der Baum; „erst diesen Winter bin ich aus dem Walde gekommen! Ich bin in meinem allerbesten Alter; ich bin nur im Wachstum unterbrochen."

„Wie schön du erzählst!" sagten die kleinen Mäuse. Und in der nächsten Nacht kamen sie mit vier andern kleinen Mäusen, die auch den Baum erzählen hören sollten. Je mehr er aber erzählte, desto deutlicher erinnerte er sich selbst an alles und dachte: „Es waren doch ganz schöne Zeiten! Aber sie können wiederkommen! Ja, sie können wiederkommen! Klumpe-Dumpe fiel die Treppe hinab und erhielt doch die Prinzessin; vielleicht kann ich auch noch eine Prinzessin bekommen!" Und dann dachte der Tannenbaum an eine kleine, niedliche Birke, die draußen im Walde wuchs; das war für den Tannenbaum eine wirkliche, schöne Prinzessin.

„Wer ist Klumpe-Dumpe?" fragten die kleinen Mäuse. Und dann erzählte der Tannenbaum das ganze Märchen; er konnte sich jedes einzelnen Wortes entsinnen, und die Mäuschen waren nahe daran, aus lauter Freude darüber bis in die Spitze des Baumes zu springen. In der nächsten Nacht kamen noch viel mehr Mäuse, und am Sonntag sogar zwei Ratten. Aber die meinten, die Geschichte sei gar nicht schön, und das betrübte die kleinen Mäuse; denn nun gefiel sie ihnen auch nicht mehr.

„Wissen Sie nur die eine Geschichte?" fragten die Ratten.

„Nur die eine!" erwiderte der Baum; „die hörte ich an meinem

glücklichsten Abend. Damals aber dachte ich gar nicht daran, wie glücklich ich war!"

„Das ist eine ganz erbärmliche Geschichte! Wissen Sie keine von Speck und Talglichten? Keine Speisekammergeschichte?"

„Nein!" sagte der Baum.

„Ja, dann danken wir dafür!" sagten die Ratten und gingen zu den Ihrigen zurück.

Die kleinen Mäuse blieben zuletzt auch weg. Da seufzte der Baum: „Es war doch ganz hübsch, als sie noch um mich herumsaßen, die munteren Mäuschen, und zuhörten, wenn ich erzählte! Nun ist das auch vorbei! — Aber ich werde daran denken, damit ich mich um so mehr freue, wenn ich nun wieder hervorgeholt werde!"

Aber wann geschah das? — Ja, es war eines Morgens, da kamen die Leute und kramten auf dem Boden umher. Die Kasten wurden weggeräumt, der Baum wurde hervorgezogen. Sie warfen ihn ziemlich unsanft auf den Fußboden; aber ein Knecht schleppte ihn gleich nach der Treppe hin, wo das Tageslicht schimmerte.

„Nun beginnt das Leben wieder!" dachte der Baum. Er fühlte die frische Luft, die ersten Sonnenstrahlen, — und nun war er draußen im Hofe. Alles ging so geschwind; der Baum vergaß völlig, sich selbst zu betrachten. Da war so vieles ringsumher zu sehen. Der Hof stieß an einen Garten, und alles blühte darin. Die Rosen hingen so frisch und duftend über das kleine Gitter hinaus; die Lindenbäume blühten, und die Schwalben flogen umher und sagten: „Quirre-wirre-wit, mein Mann ist kommen!" Doch es war nicht der Tannenbaum, den sie meinten.

„Nun werde ich leben!" jubelte dieser und breitete seine Zweige weit aus. Aber ach, sie waren alle vertrocknet und gelb, und er lag da im Winkel zwischen Unkraut und Nesseln. Der Stern von Goldpapier saß noch oben an der Spitze und glänzte im Sonnenschein.

Im Hofe spielten ein paar von den munteren Kindern, die zur Weihnachtszeit den Baum umtanzt hatten und so froh über ihn

gewesen waren. Eins der kleinsten lief hin und riß den Goldstern ab.

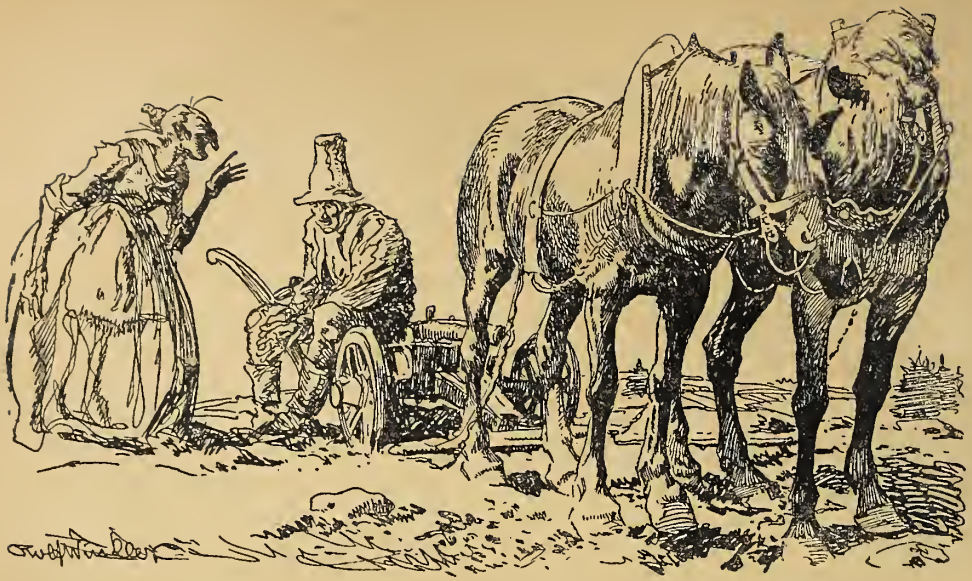
„Sieh, was da noch an dem häßlichen, alten Weihnachtsbaum sitzt!“ sagte es und trat auf die Zweige, so daß sie unter seinen Stiefeln knackten.

Und der Baum sah auf all die Blumenpracht und Frische im Garten. Er betrachtete sich selbst und wünschte, daß er in seinem dunklen Winkel auf dem Boden liegengeblieben wäre. Er gedachte seiner frischen Jugend im Walde, des lustigen Weihnachtsabends und der kleinen Mäuse, die so vergnügt die Geschichte von Klumpe-Dumpe angehört hatten.

„Vorbei! Vorbei!“ sagte der arme Baum. „Hätte ich mich doch gefreut, als ich es noch konnte! Vorbei! Vorbei!“

Und der Knecht kam und hieb den Baum in kleine Stücke; ein ganzes Bündel lag bald da. Hell flackerte es auf unter dem großen Braukessel, und es seufzte so tief, und jeder Seufzer war einem kleinen Schusse gleich. Deshalb liefen die Kinder, die da spielten, herbei und setzten sich vor das Feuer, blickten hinein und riefen: „Piff! paff!“ Aber bei jedem Knall, der ein tiefer Seufzer war, dachte der Baum an einen Sommertag im Walde oder an eine Winternacht da draußen, wenn die Sterne funkelten. Er dachte an den Weihnachtsabend und an Klumpe-Dumpe, das einzige Märchen, das er gehört hatte und das er zu erzählen wußte —, und dann war der Baum verbrannt.

Die Knaben spielten im Garten, und der kleinste hatte den Goldstern auf der Brust, den der Baum an seinem glücklichsten Abend getragen hatte. Damit war's schon längst vorbei, und mit dem Baum war es vorbei und mit dieser Geschichte auch. Vorbei, vorbei, — so geht's mit allen Geschichten!



Der Wunschring

Ein junger Bauer, mit dem es in der Wirtschaft nicht recht vorwärts gehen wollte, saß auf seinem Pfluge und ruhte einen Augenblick aus, um sich den Schweiß vom Gesichte zu wischen. Da kam eine alte Hexe vorbeigeschlichen und rief ihm zu: „Was plagst du dich und bringst's doch zu nichts? Geh zwei Tage geradeaus, bis du an eine große Tanne kommst, die frei im Walde steht und alle anderen Bäume überragt. Wenn du sie umschlägst, ist dein Glück gemacht."

Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen, nahm sein Beil und machte sich auf den Weg. Nach zwei Tagen fand er die Tanne. Er ging sofort daran, sie zu fällen, und in dem Augenblicke, wo sie umstürzte und mit Gewalt auf den Boden schlug, fiel aus ihrem höchsten Wipfel ein Nest mit zwei Eiern heraus. Die Eier rollten auf den Boden und zerbrachen, und wie sie zerbrachen, kam aus dem einen Ei ein junger Adler heraus, und aus dem andern fiel ein kleiner goldener Ring. Der Adler wuchs

zusehends, bis er wohl halbe Manneshöhe hatte, schüttelte seine Flügel, als wollte er sie probieren, erhob sich etwas über die Erde und rief dann:

„Du hast mich erlöst! Nimm zum Dank den Ring, der in dem anderen Ei gewesen ist! Es ist ein Wunschring. Wenn du ihn am Finger umdrehst und dabei einen Wunsch aussprichst, wird er alsbald in Erfüllung gehen. Aber es ist nur ein einziger Wunsch im Ringe. Darum überlege dir wohl, was du dir wünschest, auf daß es dich nicht nachher gereue."

Darauf hob sich der Adler hoch in die Luft, schwebte lange noch in großen Kreisen über dem Haupte des Bauers und schoß dann wie ein Pfeil nach Morgen.

Der Bauer nahm den Ring, steckte ihn an den Finger und begab sich auf den Heimweg. Als es Abend war, langte er in einer Stadt an; dort war ein Goldschmied im Laden und hatte viel köstliche Ringe feil. Da zeigte ihm der Bauer seinen Ring und fragte ihn, was er wohl wert wäre. „Einen Pappenstiel!" versetzte der Goldschmied. Da lachte der Bauer laut auf und erzählte ihm, daß es ein Wunschring sei und mehr wert als alle Ringe zusammen, die jener feilhielte. Doch der Goldschmied war ein falscher, ränkevoller Mann. Er lud den Bauer ein, über Nacht bei ihm zu bleiben, sagte: „Einen Mann, wie dich, mit solchem Kleinode zu beherbergen, bringt Glück; bleibe bei mir!" und bewirtete ihn aufs schönste mit Wein und glatten Worten, und als er nachts schlief, zog er ihm unbemerkt den Ring vom Finger und steckte ihm statt dessen einen ganz gleichen, gewöhnlichen Ring an.

Am nächsten Morgen konnte es der Goldschmied kaum erwarten, daß der Bauer aufbräche. Er weckte ihn schon in der frühesten Morgenstunde und sprach: „Du hast noch einen weiten Weg vor dir. Es ist besser, wenn du dich früh aufmachst."

Sobald der Bauer fort war, ging er eiligst in seine Stube, schloß die Läden, damit niemand etwas sähe, riegelte dann auch noch die Tür hinter sich zu, stellte sich mitten in die Stube, drehte

den Ring um und rief: „Ich will gleich hunderttausend Taler haben.“

Kaum hatte er dies ausgesprochen, so fing es an Taler zu regnen, harte blanke Taler, als wenn es mit Mulden gösse, und die Taler schlugen ihm auf Kopf, Schulter und Arme. Er fing an kläglich zu schreien und wollte zur Tür springen, doch ehe er sie erreichen und aufriegeln konnte, stürzte er, am ganzen Leibe blutend, zu Boden. Aber der Talerregen nahm kein Ende, und bald brach von der Last die Diele zusammen, und der Goldschmied mitsamt dem Gelde stürzte in den tiefen Keller. Darauf regnete es immer weiter, bis die Hunderttausend voll waren, und zuletzt lag der Goldschmied tot im Keller und auf ihm das viele Geld. Von dem Lärm kamen die Nachbarn herbeigeeilt, und als sie den Goldschmied tot unter dem Gelde liegen fanden, sprachen sie: „Es ist doch ein großes Unglück, wenn der Segen so knüppeldick kommt!“ Darauf kamen auch die Erben und teilten.

Unterdes ging der Bauer vergnügt nach Hause und zeigte seiner Frau den Ring. „Nun kann es gar nicht fehlen, liebe Frau“, sagte er. „Unser Glück ist gemacht. Wir wollen uns nur recht überlegen, was wir uns wünschen wollen.“

Doch die Frau wußte gleich guten Rat. „Was meinst du, wenn wir uns noch etwas Acker wünschten? Wir haben gar so wenig. Da reicht so ein Zwickel gerade zwischen unsern Acker hinein; den wollen wir uns wünschen.“

„Das wäre der Mühe wert“, erwiderte der Mann. „Wenn wir ein Jahr lang tüchtig arbeiten und etwas Glück haben, können wir ihn uns vielleicht kaufen.“ Darauf arbeiteten Mann und Frau ein Jahr lang mit aller Anstrengung, und bei der Ernte hatte es noch nie so geschüttet wie dieses Mal, so daß sie sich den Zwickel kaufen konnten und noch ein Stück Geld übrig blieb. „Siehst du!“ sagte der Mann, „wir haben den Zwickel, und der Wunsch ist immer noch frei.“

Da meinte die Frau, es wäre wohl gut, wenn sie sich noch eine Kuh wünschten und ein Pferd dazu. „Frau,“ entgegnete aber-

mals der Mann, indem er mit dem übrig gebliebenen Gelde in der Hosentasche klapperte, „was wollen wir wegen solch einer Lumperei unsern Wunsch vergeben? Die Kuh und das Pferd kriegen wir auch so.“

Und richtig, nach abermals einem Jahre waren die Kuh und das Pferd reichlich verdient. Da rieb sich der Mann vergnügt die Hände und sagte: „Wieder ein Jahr den Wunsch erspart und doch alles bekommen, was man sich wünschte. Was wir für ein Glück haben!“ Doch die Frau redete ihrem Mann ernstlich zu, endlich einmal an den Wunsch zu gehen.

„Ich kenne dich gar nicht wieder“, versetzte sie ärgerlich. „Früher hast du immer geklagt und gebarmt und dir alles mögliche gewünscht, und jetzt, wo du's haben kannst, wie du's willst, plagst und schindest du dich, bist mit allem zufrieden und läßt die schönsten Jahre vergehen. König, Kaiser, Graf, ein großer, dicker Bauer könntest du sein, alle Truhen voll Geld haben — und kannst dich nicht entschließen, was du wählen willst.“

„Laß doch dein ewiges Drängen und Treiben“, erwiderte der Bauer. „Wir sind beide noch jung, und das Leben ist lang. Ein Wunsch nur ist in dem Ringe und der ist bald getan. Wer weiß, was uns noch einmal zustößt, wo wir den Ring brauchen. Fehlt es uns denn an etwas? Sind wir nicht, seit wir den Ring haben, schon so herauf gekommen, daß sich alle Welt wundert? Also sei verständig. Du kannst dir ja mitttlerweile immer überlegen, was wir uns wünschen könnten.“

Damit hatte die Sache vorläufig ein Ende. Und es war wirklich, als wenn mit dem Ringe der volle Segen ins Haus gekommen wäre, denn Scheuern und Kammern wurden von Jahr zu Jahr voller und voller, und nach einer langen Reihe von Jahren war aus dem kleinen, armen Bauer ein großer, dicker Bauer geworden, der den Tag über mit den Knechten schaffte und arbeitete, als wollte er die ganze Welt verdienen, nach dem Vesper aber behäbig und zufrieden vor der Haustür saß und sich von den Leuten guten Abend wünschen ließ.

So verging Jahr um Jahr. Dann und wann, wenn sie ganz allein waren und niemand es hörte, erinnerte zwar die Frau ihren Mann immer noch an den Ring und machte ihm allerhand Vorschläge. Da er aber jedesmal erwiderte, es habe noch vollauf Zeit, und das Beste falle einem stets zuletzt ein, so tat sie es immer seltner, und zuletzt kam es kaum noch vor, daß auch nur von dem Ringe gesprochen wurde. Zwar der Bauer selbst drehte ihn täglich wohl zwanzigmal am Finger um und besah sich ihn, aber er hütete sich, einen Wunsch dabei auszusprechen.

Und dreißig und vierzig Jahre vergingen, und der Bauer und seine Frau waren alt und schneeweiß geworden, der Wunsch aber war immer noch nicht getan. Da erwies ihnen Gott eine Gnade und ließ sie beide in einer Nacht selig sterben.

Kinder und Kindeskinder standen um ihre beiden Särge und weinten, und als eins von ihnen den Ring abziehen wollte, sagte der älteste Sohn:

„Laßt den Vater seinen Ring mit ins Grab nehmen. Er hat sein Lebtag seine Heimlichkeiten mit ihm gehabt. Es ist wohl ein liebes Andenken. Und die Mutter besah sich den Ring auch so oft; am Ende hatte sie ihn dem Vater in ihren jungen Tagen geschenkt."

So wurde denn der alte Bauer mit dem Ringe begraben, der ein Wunschring sein sollte und keiner war, und doch so viel Glück ins Haus gebracht hatte, als ein Mensch sich nur wünschen kann. Denn es ist eine eigne Sache mit dem, was richtig und was falsch ist; und schlecht Ding in guter Hand ist immer noch sehr viel mehr wert, wie gut Ding in schlechter. —

Der kleine Däumling

Es war einmal ein armer Korbmacher, der hatte mit seiner Frau sieben Jungen; da war einer immer kleiner als der andere, und der jüngste war bei seiner Geburt nicht viel über Fingerlänge; daher nannte man ihn Däumling. Zwar ist er hernach noch ein wenig gewachsen, doch nicht gar zu sehr, und den Namen Däumling hat er behalten. Doch war es ein gar kluger und pfiffiger kleiner Knirps, der an Gewandtheit und Schlauheit alle seine Brüder in den Sack steckte.

Den Eltern ging es erst gar übel, denn Korbmacher und Strohflechter ist keine so nahrhafte Profession wie Semmelbacken und Kälberschlachten, und als vollends eine teure Zeit kam, wurde dem armen Korbmacher und seiner Frau himmelangst, wie sie ihre sieben Würmer, die alle mit äußerst gutem Appetit gesegnet waren, satt machen sollten. Da beratschlagten sie eines Abends miteinander, als die Kinder zu Bett waren, was sie anfangen wollten, und wurden Rates, die Kinder mit in den Wald zu nehmen, wo die Weiden wachsen, aus denen man Körbe flicht, und sie heimlich zu verlassen. Das alles hörte der Däumling, der nicht schlief wie seine Brüder, und schrieb sich der Eltern übeln Ratschlag hinter die Ohren. Er dachte auch die ganze Nacht nach, da er vor Sorgen doch kein Auge zutun konnte, wie er es machen sollte, sich und seinen Brüdern zu helfen.

Frühmorgens lief der Däumling an den Bach, suchte sich die kleinen Taschen voll weiße Kiesel und ging wieder heim. Seinen Brüdern sagte er von dem, was er erhorcht hatte, kein Sterbens-

wörtchen. Nun machten sich die Eltern auf in den Wald, hießen die Kinder folgen, und der Däumling ließ ein Kieselsteinchen nach dem anderen auf den Weg fallen; das sah niemand, weil er als der jüngste, kleinste und schwächste stets hintennach trottelte. Das wußten die Alten schon nicht anders.

Im Walde machten sich die Eltern unvermerkt von den Kindern fort, und auf einmal waren sie weg. Als das die Kinder merkten,

erhoben sie allzumal, Däumling ausgenommen, ein Zetergeschrei. Däumling lachte und sprach zu seinen Brüdern: „Heult und schreit nicht so jämmerlich! Wir wollen den Weg schon allein finden.“ Und nun ging Däumling voran und nicht hinterdrein und richtete sich genau nach den weißen Kieselsteinchen, fand auch den Weg ohne alle Mühe.

Als die Eltern heimkamen, bescherte ihnen Gott Geld ins Haus; eine alte Schuld, auf die sie nicht mehr gehofft hatten, wurde von einem Nachbar an sie abgezahlt, und nun kaufte man Eßwaren, daß sich der Tisch bog. Aber nun kam auch die Reue, daß die Kinder

verstoßen worden waren, und die Frau begann erbärmlich zu lamentieren: „Ach du lieber, allerliebster Gott! Wenn wir doch die Kinder nicht im Wald gelassen hätten! Ach, jetzt könnten sie sich dicksatt essen, und so haben die Wölfe sie vielleicht schon im Magen! Ach, wären nur unsere lieben Kinder da!“ — „Mutter, da sind wir ja!“ sprach ganz geruhig der kleine Däumling, der bereits mit seinen Brüdern vor der Tür angelangt war und die Wehklage gehört hatte. Er öffnete die Tür, und herein trippelten die kleinen Korbmacher — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben. Ihren guten Appetit hatten sie wieder mitgebracht, und daß der Tisch so reichlich gedeckt war, galt ihnen als ein gefundenes Essen. Die Herrlichkeit war groß, daß die Kinder wieder da waren, und es wurde, solange das Geld reichte, in Freuden gelebt; dies ist armer Handarbeiter Gewohnheit.

Nicht lange währte es, so war in des Korbmachers Hütte Schmalhans wieder Küchenmeister, und es erwachte aufs neue der Vorsatz, die Kinder im Walde ihrem Schicksal zu überlassen. Da der Plan wieder als lautes Abendgespräch zwischen Vater und Mutter verhandelt wurde, so hörte auch der kleine Däumling alles, das ganze Gespräch, Wort für Wort, und er nahm sich's zu Herzen.

Am anderen Morgen wollte Däumling abermals aus dem Häuschen schlüpfen, um Kieselsteine aufzulesen, aber o weh! da war's verriegelt, und Däumling war viel zu klein, als daß er den Riegel hätte erreichen können, er gedachte aber sich anders zu helfen. Wie es fort ging zum Walde, steckte Däumling Brot ein und streute davon Krümchen auf den Weg, meinte, ihn dadurch wiederzufinden.

Alles begab sich wie das erstemal, nur mit dem Unterschied, daß Däumling den Heimweg nicht fand, dieweil die Vögel alle Krümchen rein aufgefressen hatten. Nun war guter Rat teuer, und die Brüder machten ein Geheul in dem Walde, daß es zum Steinerbarmen war. Dabei tappten sie durch den Wald, bis es ganz finster wurde, und fürchteten sich über die Maßen, bis auf Däumling, der schrie nicht und fürchtete sich nicht. Unter dem schirmen-

den Laubdach eines Baumes auf weichem Moos schliefen die sieben Brüder, und als es Tag war, stieg Däumling auf einen Baum, die Gegend zu erkunden. Erst sah er nichts weiter als eitel Waldbäume, dann aber entdeckte er das Dach eines kleinen Häuschens, rutschte vom Baum herab und ging seinen Brüdern tapfer voran. Nach manchem Kampf mit Dickicht, Dornen und Disteln sahen alle das Häuschen durch die Büsche blicken und schritten guten Mutes darauf los, und klopften ganz bescheidentlich an der Tür an. Da trat eine Frau heraus, und Däumling bat gar schön, sie doch einzulassen, sie hätten sich verirrt und wüßten nicht wohin. Die Frau sagte: „Ach, ihr armen Kinder!“ und ließ den Däumling mit seinen Brüdern eintreten, sagte ihnen aber auch gleich, daß sie im Hause des Menschenfressers wären, der besonders gern die kleinen Kinder fräße. Das war eine schöne Zuversicht! Die Kinder zitterten wie Espenlaub, als sie das hörten, hätten lieber gern selbst zu essen gehabt und sollten nun statt dessen gegessen werden. Doch die Frau war gut und mitleidig, verbarg die Kinder und gab ihnen auch etwas zu essen. Bald darauf hörte man Tritte, und es klopfte stark an der Tür: das war kein anderer als der heimkehrende Menschenfresser. Er setzte sich gleich an den Tisch zur Mahlzeit, ließ Wein auftragen und schnüffelte, als wenn er etwas röche, dann rief er seiner Frau zu: „Ich wittre Menschenfleisch!“ Die Frau wollte es ihm ausreden, er aber ging seinem Geruch nach und — fand die Kinder. Die waren ganz hin vor Entsetzen. Schon wetzte er sein langes Messer, die Kinder zu schlachten, und nur allmählich gab er den Bitten seiner Frau nach, sie noch ein wenig am Leben zu lassen und aufzufüttern, weil sie doch gar zu dürr seien, besonders der kleine Däumling. So ließ der böse Mann und Kinderfresser sich endlich beschwichtigen. Die Kinder wurden zu Bett gebracht und zwar in derselben Kammer, wo ebenfalls in einem großen Bette Menschenfressers sieben Töchter schliefen, die so alt waren wie die sieben Brüder. Sie waren von Angesicht sehr häßlich, jede hatte aber ein goldenes Krönlein auf dem Haupte. Das alles war der Däumling gewahr worden, machte sich ganz still

aus dem Bette, nahm seine und seiner Brüder Nachtmützen, setzte diese Menschenfressers Töchtern auf und deren Krönchen sich und seinen Brüdern.

Der Menschenfresser trank viel Wein, und da kam ihn seine böse Lust wieder an, die Kinder zu morden; er nahm sein Messer und schlich in die Schlafkammer, wo sie schliefen, willens, ihnen die Hälse abzuschneiden. Es war aber stockdunkel in der Kammer, und der Menschenfresser tappte blind umher, bis er an ein Bett stieß; da fühlte er nach den Köpfen der darin Schlafenden. Er merkte aber die Krönchen und sprach: „Halt da! Das sind deine Töchter. Bald hättest du betrunkenes Schaf einen Eselsstreich gemacht!“

Nun tappelte er nach dem anderen Bette, fühlte da die Nachtmützen und schnitt seinen sieben Töchtern die Hälse ab, einer nach der anderen. Dann legte er sich nieder und schlief seinen Rausch aus. Wie der Däumling ihn schnarchen hörte, weckte er seine Brüder, schlich sich mit ihnen aus dem Hause und suchte das Weite. Aber wie sehr sie auch eilten, so wußten sie doch weder Weg noch Steg und liefen in der Irre herum voll Angst und Sorge nach wie vor.

Als der Morgen kam, erwachte der Menschenfresser und sprach zu seiner Frau: „Geh und richte die Krabben zu, die gestrigen!“ Sie meinte, sie sollte die Kinder nun wecken, und ging voll Angst um sie hinauf in die Kammer. Welch ein Schrecken für die Frau, als sie nun sah, was geschehen war; sie fiel gleich in Ohnmacht über diesen schrecklichen Anblick, den sie hatte. Als sie nun dem Menschenfresser zu lange blieb, ging er selbst hinauf, und da sah er, was er angerichtet hatte. Seine Wut, in die er geriet, ist nicht zu beschreiben. Jetzt zog er seine Siebenmeilenstiefel an; das waren Stiefel, wenn man damit sieben Schritte tat, so war man eine Meile gegangen, das war nichts Kleines. Nicht lange, so sahen die sieben Brüder ihn von weitem über Berg und Täler schreiten und waren sehr in Sorgen; doch Däumling versteckte sich mit ihnen in der Höhlung eines großen Felsens. Als der Menschen-

fresser an diesen Felsen kam, setzte er sich darauf, um ein wenig zu ruhen, weil er müde geworden war, und bald schlief er ein und schnarchte, daß es war, als brause ein Sturmwind. Wie der Menschenfresser so schlief und schnarchte, schlich sich Däumling hervor wie ein Mäuschen aus seinem Loch und zog ihm die Siebenmeilenstiefel aus und zog sie selber an. Zum Glück hatten diese Stiefel die Eigenschaft, an jeden Fuß wie angemessen zu passen. Nun nahm er an jede Hand einen seiner Brüder, diese faßten wieder einander an den Händen, und so ging es, hast du nicht gesehen, mit Siebenmeilenstiefelschritten nach Hause. Da waren sie alle willkommen. Däumling empfahl seinen Eltern, ein sorglich Auge auf die Brüder zu haben, er wolle nun mit Hilfe der Stiefel selbst sein Fortkommen finden, und als er das kaum gesagt hatte, so tat er einen Schritt und war schon weit fort, noch einen, und er stand über eine halbe Stunde auf einem Berge, noch einen, und er war allen aus den Augen.

Nachderhand hat der Däumling mit seinen Stiefel sein Glück gemacht und viele große und weite Reisen unternommen, hat vielen Herren gedient, und wenn es ihm nicht gefallen hat, ist er spornstreichs weitergegangen. Kein Verfolger zu Fuß und zu Pferd konnte ihn einholen, und seine Abenteuer, die er mit Hilfe seiner Stiefel bestand, sind nicht zu beschreiben.

König Drosselbart

Ein König hatte eine Tochter, die war wunderschön, aber stolz und übermütig, so daß ihr kein Freier gut genug war. Sie wies einen nach dem andern ab und trieb dazu noch Spott mit ihnen. Einmal ließ der König ein großes Fest anstellen, und lud dazu aus der Nähe und Ferne alle heiratslustigen Männer ein. Sie wurden alle in eine Reihe nach Rang und Stand geordnet; erst kamen die Könige, dann die Herzöge, die Fürsten, Grafen und Freiherren, zuletzt die Edelleute. Nun wurde die Königstochter durch die Reihen geführt, aber an jedem hatte sie etwas auszusetzen. Der eine war zu dick: „Das Weinfaß!“ sprach sie. Der andre zu lang: „Lang und schlank hat keinen Gang.“ Der dritte zu kurz: „Kurz und dick hat kein Geschick.“ Der vierte zu blaß: „Der bleiche Tod!“ Der fünfte zu rot: „Der Zinshahn!“ Der sechste war nicht einmal gerad genug: „Grünes Holz, hinterm Ofen getrocknet!“ Und so hatte sie an einem jeden etwas auszusetzen, besonders aber machte sie sich über einen guten König lustig, der ganz oben stand und dem das Kinn ein wenig krumm gewachsen war. „Ei,“ rief sie und lachte, „der hat ein Kinn, wie die Drossel einen Schnabel“, und seit der Zeit bekam er den Namen Drosselbart. Der alte König aber, als er sah, daß seine Tochter nichts tat, als über die Leute spotten, und alle Freier, die da versammelt waren, verschmähte, ward er zornig und schwur, sie solle den ersten besten Bettler zum Manne nehmen, der vor seine Tür käme.

Ein paar Tage darauf hub ein Spielmann an unter dem Fenster zu singen, um damit ein geringes Almosen zu verdienen. Als es

der König hörte, sprach er: „Laßt ihn herauf kommen.“ Da trat ein schmutziger Spielmann herein, sang vor dem König und seiner Tochter und bat, als er fertig war, um eine milde Gabe. Der König sprach: „Dein Gesicht hat mir so wohl gefallen, daß ich dir meine Tochter zur Frau geben will.“ Die Königstochter erschrak, aber der König sagte: „Ich habe den Eid getan, dich dem ersten besten Bettelmann zu geben, den will ich auch halten.“ Es half keine Einrede, der Pfarrer wurde geholt, und sie mußte sich gleich mit dem Spielmann trauen lassen. Als das geschehen war, sprach der König: „Nun schickt sich's nicht weiter, daß du in meinem Schlosse bleibst, du kannst nun mit deinem Manne fortziehen.“

Der Bettelmann nahm sie mit hinaus, und sie kamen in einen großen Wald. Da sagte sie:

„Ach, wem gehört der schöne Wald?“
„Der gehört dem König Drosselbart.
Hätt'st du'n genommen, so wär' er dein.“
„Ich arme Jungfer zart,
ach hätt' ich genommen den König Drosselbart!“

Darauf kamen sie über eine große Wiese, da fragte sie wieder:

„Wem gehört die schöne, grüne Wiese?“
„Sie gehört dem König Drosselbart.
Hätt'st du'n genommen, so wär' sie dein.“
„Ich arme Jungfer zart,
ach hätt' ich genommen den König Drosselbart!“

Dann kamen sie durch eine große Stadt, da fragte sie wieder:

„Wem gehört wohl diese schöne Stadt?“
„Sie gehört dem König Drosselbart.
Hätt'st du'n genommen, so wär' sie dein!“
„Ich arme Jungfer zart,
ach hätt' ich genommen den König Drosselbart!“

„Es gefällt mir gar nicht,“ sprach der Spielmann, „daß du dir immer einen andern zum Mann wünschest, bin ich dir nicht gut genug?“

Endlich kamen sie an ein ganz kleines Häuschen, da sprach sie:

„Ach, Gott, was für ein Häuselein!
Wem mag das elende, winzige Häuschen sein?“

Der Spielmann antwortete: „Das ist mein und dein Haus, wo wir zusammen wohnen.“ „Wo sind die Diener?“ sprach die Königstochter. „Was, Diener?“ antwortete der Bettelmann, „du mußt selber tun, was du willst getan haben. Mach' nur gleich Feuer an und stell' Wasser auf, daß du mir mein Essen kochst; ich bin ganz müde.“ Die Königstochter verstand aber nichts vom Feuermachen und Kochen, und der Bettelmann mußte selber mit Hand anlegen, daß es noch so leidlich ging. Als sie die schmale Kost gegessen hatten, legten sie sich zu Bett, aber am Morgen trieb er sie schon früh heraus, weil sie das Haus besorgen sollte. Ein paar Tage lebten sie auf die Art schlecht und recht und zehrten ihren Vorrat auf. Da sprach der Mann: „Frau, so geht's nicht länger, daß wir hier zehren und nichts verdienen. Du sollst Körbe flechten.“ Er ging aus, schnitt Weiden und brachte sie heim. „Ich sehe, das geht nicht,“ sprach der Mann, „spinn' lieber, vielleicht kannst du das besser.“ Sie setzte sich hin und versuchte zu spinnen, aber der harte Faden schnitt sie bald in die weichen Finger, daß das Blut daran herunter lief. „Siehst du,“ sprach der Mann, „du taugst zu keiner Arbeit, mit dir bin ich schlimm angekommen. Nun will ich's versuchen und einen Handel mit Töpfen und irdenem Geschirr anfangen; du sollst dich auf den Markt setzen und die Ware feilhalten.“ „Ach,“ dachte sie, „wenn auf den Markt Leute aus meines Vaters Reich kommen und sehen mich dasitzen und feilhalten, wie werden sie mich verspotten!“ Aber es half nichts, sie mußte sich fügen, wenn sie nicht des Hungers sterben wollten. Das erstemal ging's gut, denn die Leute kauften der Frau, weil sie schön war, gern ihre Ware ab und bezahlten, was sie forderte; ja, viele gaben ihr das Geld und ließen ihr die Töpfe noch dazu. Nun lebten sie von dem Erworbenen, so lange es dauerte; da handelte der Mann wieder eine Menge neues Geschirr ein, und sie setzte

sich an eine Ecke des Marktes und stellte es um sich her und hielt feil. Da kam plötzlich ein trunkener Husar dahergejagt und ritt geradezu in die Töpfe hinein, daß alles in tausend Scherben zersprang. Sie fing an zu weinen und wußte vor Angst nicht,

was sie anfangen sollte. „Ach, wie wird mir's ergehen!" rief sie, „was wird mein Mann dazu sagen!" Sie lief heim und erzählte ihm das Unglück. „Wer setzt sich auch an die Ecke des Marktes mit irdenem Geschirr!" sprach der Mann, „laß nur das Weinen, ich sehe wohl, du bist zu keiner ordentlichen Arbeit zu gebrauchen; da bin ich in unsres Königs Schloß gewesen und habe gefragt,

ob sie nicht eine Küchenmagd brauchen könnten, und sie haben mir versprochen, sie wollten dich dazu nehmen, dafür bekommst du freies Essen."

Nun ward die Königstochter eine Küchenmagd, mußte dem Koch zur Hand gehen und die sauerste Arbeit tun. Sie machte sich an beiden Seiten in den Taschen ein Töpfchen fest, darin brachte sie, was ihr von dem Übriggebliebenen zuteil ward, nach Haus, und sie lebten zusammen davon. Es trug sich zu, daß die Hochzeit des ältesten Königsohnes sollte gefeiert werden, da ging die arme Frau hinauf, stellte sich vor die Saaltür und sah zu. Als nun die Lichter angezündet wurden und immer einer schöner als der andre hereintrat und alles voll Pracht und Herrlichkeit war, da dachte sie mit betrübtem Herzen an ihr Schicksal und verwünschte ihren Stolz und Übermut, der sie erniedrigt und in diese Armut gestürzt hatte. Von den köstlichen Speisen, die da ein- und ausgetragen wurden, erhielt sie von den Dienern manchmal etwas geschenkt, das tat sie in ihr Töpfchen und wollte es heimtragen. Auf einmal trat der Königssohn in goldenen Kleidern daher, und als er die schöne Frau in der Tür stehen sah, ergriff er sie bei der Hand und wollte mit ihr tanzen, aber sie wollte nicht und erschrak, denn sie sah, daß es der König Drosselbart war, der um sie gefreit und den sie mit Spott abgewiesen hatte. Als sie sich sträubte, zog er sie herein; da ging das Band auf, welches die Taschen hielt, und die Töpfe fielen heraus, daß die Suppe floß und die Brocken umhersprangen. Und wie das die Leute sahen, entstand ein allgemeines Gelächter und Spotten, und sie war so beschämt, daß sie sich lieber tausend Klafter unter die Erde gewünscht hätte. Sie sprang zur Tür und wollte entfliehen, aber auf der Treppe holte sie ein Mann ein und brachte sie zurück, und wie sie ihn ansah, war es der König Drosselbart selbst, der sprach ihr freundlich zu: „Fürchte dich nicht, ich und der Spielmann, der mit dir in dem elenden Häuschen gewohnt hat, sind eins. Dir zuliebe habe ich mich so verstellt, und der Husar, der dir die Töpfe entzweigeritten hat, bin ich auch gewesen. Das alles ist geschehen, um deinen

stolzen Sinn zu beugen und dich für deinen Hochmut, womit du mich verspottet hast, zu strafen. Nun aber ist's vorüber, und jetzt soll unser Hochzeitsfest sein." Da kamen die Kammerfrauen und taten ihr die prächtigsten Kleider an, und ihr Vater kam und der ganze Hof, und wünschten ihr Glück zu ihrer Vermählung mit dem König Drosselbart, und die rechte Freude fing jetzt erst an. Ich wollte, du und ich wären auch dabei gewesen.

Die Mühle, die auf dem Meeresgrunde mahlt

In alten Zeiten gab es einmal zwei Brüder; der eine war reich, und der andere arm. Als nun der Weihnachtsabend herankam, hatte der Arme keinen Bissen zu essen im Hause, weder Fleisch noch Brot; er ging deshalb zu seinem Bruder und bat ihn im Namen Gottes um eine Kleinigkeit zu Weihnachten. Es war wohl nicht das erstemal, daß ihm der Bruder hatte etwas geben müssen; aber er war immer etwas geizig und daher nicht sonderlich erfreut über den Besuch. „Willst du tun, was ich dir sage, dann sollst du einen ganzen Schinken bekommen", meinte er. Ja, das wolle er gerne, sagte der arme Bruder und bedankte sich.

„Da hast du ihn, fahr' nun zur Hölle damit", sagte der Reiche und warf ihm den Schinken zu.

„Was ich versprochen habe, muß ich halten", sagte der andere; er nahm den Schinken und machte sich auf den Weg. Dann wanderte er den ganzen Tag hindurch, bis er in der Dämmerung an ein Haus kam, aus dem es hell herausschimmerte. „Hier ist es gewiß", dachte der Mann mit dem Schinken. Im Holzschuppen stand ein alter Mann mit einem langen, weißen Bart, der zum Weihnachtsabend Holz klein machte.

„Guten Abend", sagte der Mann mit dem Schinken.

„Guten Abend, wohin willst du noch so spät?" fragte der Alte.

„Ich sollte eigentlich in die Hölle, aber ich weiß nicht, ob ich auf dem rechten Weg dahin bin", antwortete der Arme.

„Doch, du bist ganz recht gegangen, dies hier ist die Hölle," sagte der alte Mann, „wenn du aber nun hineinkommst, werden sie

dir alle deinen Schinken abkaufen wollen, denn Schweinefleisch ist ein seltenes Gericht in der Hölle; aber du sollst ihn nicht für Geld verkaufen, sondern die alte Handmühle verlangen, die hinter der Tür steht. Wenn du dann wieder herauskommst, will ich dir zeigen, wie man die Mühle behandeln muß; die ist nämlich zu allerlei nütze", sagte er.

Der Mann mit dem Schinken dankte für die gute Auskunft und klopfte bei dem Teufel an. Als er hineinkam, ging es, wie der alte Mann gesagt hatte: alle Teufel, die großen und die kleinen, wimmelten um ihn herum wie Ameisen, und der eine überbot immer den anderen, um den Schinken zu bekommen.

„Ich hatte freilich die Absicht, ihn mit meinem Weibe am Christabend zu verzehren," sagte der Mann, „da ihr jedoch so erpicht darauf seid, will ich ihn euch lassen. Aber wenn ich ihn verkaufen soll, so will ich die alte Handmühle dafür, die hinter der Tür steht."

Der Teufel wollte die Mühle nicht gern hergeben; er feilschte und handelte mit dem Manne, dieser aber blieb bei seiner Bedingung, und so mußte der Teufel mit der Mühle herausrücken. Als dann der Mann wieder auf den Hof herauskam, fragte er den alten Holzfäller, wie er nun die Mühle gebrauchen müsse, und als

der es ihm gezeigt hatte, bedankte er sich und machte sich schnellstens auf den Heimweg. Aber so sehr er sich auch beeilte, so kam er doch erst nach Hause, als es eben in der Christnacht zwölf Uhr schlug.

„Aber wo in aller Welt bist du denn geblieben?" fragte die Frau, „hier habe ich nun Stunde um Stunde gesessen und gewartet und habe nicht einmal zwei Stecken, die ich kreuzweise unter den Topf mit der Weihnachtssuppe hätte legen können."

„Ach, ich konnte nicht früher kommen, denn ich hatte noch allerlei zu besorgen, und einen weiten Weg hatte ich auch. Aber jetzt sollst du mal sehen!" sagte der Mann. Er stellte die Mühle auf den Tisch und befahl ihr zu mahlen. Zuerst Lichter, dann ein Tischtuch, dann Essen und Bier und sonst allerlei Gutes zum Weihnachtsschmaus; und wie er der Mühle befahl, so mahlte sie. Seine Frau bekreuzte sich ein ums andere Mal und wollte wissen, wo er die Mühle her habe, aber der Mann wollte mit der Sprache nicht heraus.

„Es ist ganz einerlei, wo ich sie her habe. Du siehst, daß die Mühle gut ist, und daß das Mahlwasser nicht einfriert", sagte der Mann. Und so mahlte er Essen und Trinken und alle guten Sachen für die ganze Weihnachtszeit, und am dritten Tage lud er seine Freunde zu sich ein, denn er wollte ihnen ein Gastmahl geben.

Als der reiche Bruder sah, was alles zu dem Festmahl bereit stand, ärgerte er sich grün und gelb, weil er seinem Bruder durchaus nichts gönnte.

„Am Weihnachtsabend war er noch so bettelarm, daß er zu mir kam und mich um Gottes willen um eine Kleinigkeit bat, und jetzt hält er ein Fest, wie wenn er Graf oder König wäre", sagte er. „Aber wo zum Teufel hast du denn den Reichtum gefunden?" fragte er den Bruder. Aber der andere hatte keine Lust zu beichten, nur gegen Abend, als der Wein ihm zu Kopf gestiegen war, kam er doch mit der Mühle zum Vorschein. „Da siehst du sie!" sagte er und ließ die Mühle bald dies, bald jenes mahlen. Als der reiche Bruder das sah, wollte er ihm die Mühle gern abkaufen, aber darauf wollte der andere durchaus nicht eingehen. Endlich aber

ließ er sich doch herbei, für dreihundert Taler die Mühle herzugeben. Aber bis zum Heumonat wollte er sie noch behalten, da wollte er sich recht viel Essen vorrätig mahlen lassen, so daß er auf lange Zeit ausgesorgt habe.

In dieser Zeit wurde die Mühle nicht rostig, das kann man sich denken. Und als der Heumonat herankam, erhielt sie der reiche Bruder. Aber wie die Mühle zu stellen sei, das hatte er ihm nicht gesagt.

Es war am Abend, als man die Mühle brachte. Der Reiche bat seine Frau, mit den Schnittern aufs Feld zu gehen, er wolle derweilen für das Mittagbrot sorgen. Als es auf zwölf zuging, stellte er die Mühle auf den Küchentisch und befahl: „Jetzt mahle Hering und Milchsuppe, daß es eine Art hat!“ Da fing die Mühle an zu mahlen, Hering und Milchsuppe, erst alle Schüsseln und Töpfe voll, und dann so viel, daß die ganze Küche davon schwamm. Den Mann packte die Wut. Die Mühle war doch besessen! Er drehte und stellte an ihr herum, aber wie er sie auch stellte, sie hörte nicht auf zu mahlen, und zuletzt stand die Milchsuppe schon so hoch, daß der Mann nahe daran war, zu ertrinken. Nun riß er die Stubentür auf, aber es dauerte nicht lange, so hatte die Mühle auch die Stube voll gemahlen, und nur mit genauer Not konnte der Mann noch die Türklinke in der Flut von lauter Milchsuppe erfassen. Wie er nun die Tür aufgemacht hatte, stürzte er hinaus ins Freie, und Hering und Milchsuppe immer hinter ihm drein, so daß der ganze Hof und das Feld davon strömte.

Indessen deuchte es der Frau, die das Heu auf dem Felde kehrte, es dauere ziemlich lange, ehe ihr Mann käme und sie zum Mittag abriefe. „Wir wollen nur nach Hause gehen,“ sagte sie zu den Schnittern, „denn ich kann es mir wohl denken, er kann mit der Milchsuppe nicht allein fertig werden, und ich muß ihm nun helfen.“

Sie machten sich also auf und gingen nach Hause. Wie sie aber hinter den Berg kamen, schwamm ihnen Hering, Milchsuppe und Brot entgegen, alles durcheinander, und der Mann lief immer

ROLF CUNARD

voran. „Gott gebe," rief er, „daß jeder von euch hundert Bäuche hätte, um in sich zu schlingen, nehmt euch aber in acht, daß ihr nicht in meinem Mittagessen ersauft!" Und damit fuhr er an ihnen vorbei, als wäre der Teufel hinter ihm her, und hinüber zu seinem Bruder; den bat er um Gottes willen, er möchte doch die Mühle sogleich wiedernehmen; „denn mahlt sie noch eine Stunde dazu," sprach er, „so vergeht das ganze Dorf in Hering und Milchsuppe." Der Bruder aber wollte die Mühle nicht wiedernehmen, wenn der andere ihm nicht noch dreihundert Taler dazu bezahlte. Weil nun durchaus kein anderer Rat war, so mußte der Reiche mit dem Gelde heraus. Nun hatte der Arme sowohl Geld als die Mühle, und da dauerte es dann nicht lange, so hatte er sich ein Haus gebaut, noch weit prächtiger als das, worin der Bruder wohnte. Mit der Mühle mahlte er so viel Gold zusammen, daß er die Wände mit lauter Goldplatten bekleiden konnte, und das Haus lag so nahe am Strande, daß man den Goldglanz des Hauses schon von weitem auf dem Meere sah. Alle, die da vorbeisegelten, hielten dort an, um den reichen Mann in dem goldenen Hause zu besuchen und die wunderbare Mühle zu sehen, von der man weit und nah sprach.

Einmal kam auch ein Fischer dort vorbei, der wollte ebenfalls die Mühle sehen, und als er sie gesehen hatte, fragte er, ob sie wohl auch Salz mahlen könne. „Ja, Salz kann sie auch mahlen", sagte der Mann; und nun wollte der Schiffer sie ihm durchaus abkaufen, sie möchte kosten, was sie wolle; „denn habe ich die," dachte er, „dann brauch' ich nicht immer so weit übers wilde Meer zu segeln, um Salz zu holen, sondern kann mir einen guten Tag machen." Anfangs aber wollte der Mann sie durchaus nicht losschlagen; aber der Schiffer bat ihn so lange und so flehend, bis er sie ihm endlich für viele tausend Taler verkaufte. Als nun der Schiffer die Mühle bekommen hatte, blieb er nicht lange in der Gegend, denn er dachte, dem Manne könne der Handel nachher wieder leid werden. Er ließ sich auch nicht einmal so viel Zeit, daß er ihn fragte, wie er die Mühle stellen müßte, sondern ging schnell auf sein Schiff und stieß von Land. Als er ein Stück hinaus in

die offene See gekommen war, nahm er seine Mühle hervor. „Mahl' Salz, daß es Art hat!" rief er. Da fing die Mühle an und mahlte Salz, daß es knisterte und sprühte. Als der Schiffer sein Schiff voll hatte, wollte er die Mühle stopfen, aber wie er's auch anfing und sie stellen und drehen mochte, die Mühle mahlte immer fort, und der Salzhaufen wuchs höher und immer höher, und zuletzt versank das ganze Schiff ins Meer. Da steht nun die Mühle auf dem Meeresgrunde und mahlt noch am heutigen Tag; und daher kommt es, daß das Meerwasser salzig ist.

Rumpelstilzchen

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem König zu sprechen kam, und um sich ein Ansehen zu geben, sagte er zu ihm: „Ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen.“ Der König, der das Gold liebte, sprach zum Müller: „Das ist eine Kunst, die mir wohlgefällt. Wenn deine Tochter so geschickt ist, so bring' sie morgen in mein Schloß, da werde ich sie auf die Probe stellen.“ Und als das Mädchen gekommen war, führte sie der König in eine Kammer, die ganz mit Stroh angefüllt war, gab ihr Spinnrad und Haspel und sprach: „Jetzt mach' dich an die Arbeit, und wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so mußt du sterben.“ Darauf schloß er die Kammer fest zu, und das Mädchen blieb allein darin.

Da saß sie nun und wußte um ihr Leben keinen Rat, denn sie verstand gar nichts davon, wie man Stroh zu Gold spinnen konnte, und ihre Angst wurde immer größer, daß sie endlich zu weinen anfing. Da ging auf einmal die Tür auf, und herein trat ein kleines, kleines Männlein und sprach: „Guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint sie so sehr?“ — „Ach,“ antwortete das Mädchen, „ich soll Stroh zu Gold spinnen und verstehe das doch gar nicht.“ Sprach das Männlein: „Was gibst du mir, wenn ich dir's spinne?“ — „Mein Halsband“, sagte das Mädchen. Das Männlein nahm das Halsband, setzte sich vor das Spinnrad, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann

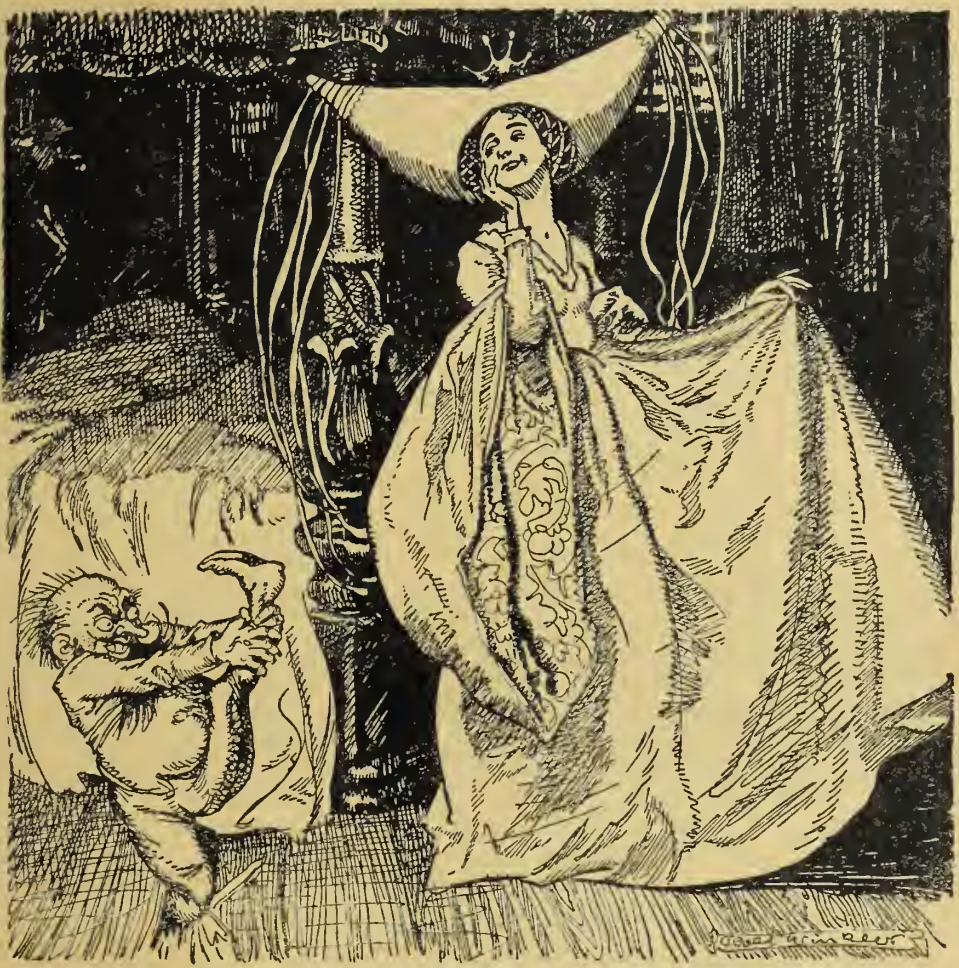
steckte es eine andere auf, und schnurr, schnurr, schnurr, war auch die zweite voll; und so ging's fort bis zum Morgen, da war alles Stroh versponnen, und alle Spulen waren voll Gold.

Bei Sonnenaufgang kam schon der König, und als er das Gold erblickte, erstaunte er und freute sich, aber sein Herz wurde nur noch goldgieriger. Er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer, die voll Stroh lag, bringen, die war noch viel größer als die vorige, und befahl ihr, das Stroh auch in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte. Da ging abermals die Tür auf, und das Männlein erschien und sprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?“ — „Meinen Ring vom Finger“, antwortete das Mädchen. Das Männlein nahm den Ring, fing wieder an zu schnurren mit dem Rad und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Golde gesponnen. Der König freute sich über die Maßen bei dem Anblicke, war aber noch immer nicht Goldes satt, sondern ließ das Mädchen in eine noch größere Kammer bringen, die voll Stroh war, und sprach: „Das mußt du noch in dieser Nacht verspinnen; wenn dir das gelingt, sollst du meine Gemahlin werden.“ — Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum drittenmal und sprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh spinne?“ — „Ich habe nichts mehr, was ich geben könnte“ antwortete das arme Mädchen. „So versprich mir, wenn du Königin wirst, dein erstes Kind.“ — „Wer weiß, wie das noch geht“, dachte die Müllerstochter und wußte sich in der Not auch nicht anders zu helfen; sie versprach also dem Männlein, was es verlangte, und dasselbe verspann noch einmal alles Stroh zu Gold.

Als am Morgen der König kam und alles so fand, wie er es gewünscht hatte, hielt er Hochzeit, und die schöne Müllerstochter wurde eine Königin.

Über ein Jahr bekam die Königin ein schönes Kind, aber sie dachte gar nicht mehr an das Männlein. Da trat es plötzlich in ihre Kammer und sprach: „Nun gib mir, was du versprochen hast!“

Die Königin erschrak und bot dem Männlein alle Reichtümer des Reiches an, wenn es ihr das Kind lassen wollte; aber das Männlein sprach: „Etwas Lebendes ist mir lieber als alle Schätze



der Welt.“ Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, daß das Zwerglein Mitleid empfand. „Drei Tage will ich dir Zeit lassen,“ sagte es, „wenn du bis dahin meinen Namen weißt, sollst du dein Kind behalten.“

Nun dachte die Königin die ganze Nacht über an alle Namen,

die sie jemals gehört hatte, und schickte einen Boten über Land, der sollte sich erkundigen weit und breit nach neuen Namen. Als am andern Tag das Männlein kam, fing sie an mit Kaspar, Melchior, Balzer, und sagte alle Namen, die sie wußte, nach der Reihe her; aber bei jedem sprach das Männlein: „Nein, so heiß' ich nicht." Den zweiten Tag ließ sie herumfragen bei allen Leuten und sagte darauf dem Männlein die ungewöhnlichsten und seltsamsten Namen auf, wie Rippenbiest, Hammelswade, Schnurbein, aber es blieb dabei: „Nein, so heiß' ich nicht." Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück und erzählte: „Keinen einzigen neuen Namen fand ich, aber als ich an einen hohen Berg um die Waldecke kam, wo sich Fuchs und Hase Gutenacht sagen, sah ich da ein kleines Haus und davor ein Feuer brennen; um dasselbe sprang ein gar zu lächerliches Männlein, hüpfte auf einem Bein und schrie:

„Heute back' ich, morgen brau' ich,
übermorgen hol' ich der Königin ihr Kind.
Ach, wie gut ist's, daß niemand weiß,
daß ich Rumpelstilzchen heiß'!"

Da war die Königin froh, ach, so froh, daß sie nun den Namen wußte, und als kurz darauf das Männlein hereinkam und fragte: „Nun, Frau Königin, wie heiß' ich?" fragte sie erst: „Heißest du vielleicht Kunz?" — „Nein." — „Heißest du Heinz?" — „Nein."

„Heißest du etwa Rumpelstilzchen?"

„Das hat dir der Teufel gesagt, das hat dir der Teufel gesagt!" schrie erbost das Männlein und stieß vor Zorn mit dem rechten Fuß so tief in die Erde, daß es bis an den Leib hineinfuhr; dann packte es in seiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen und riß sich selbst mitten entzwei.

Das unsichtbare Königreich

In einem kleinen Hause, welches wohl eine Viertelstunde abseits von dem übrigen Dorfe auf der halben Berghöhe lag, wohnte mit seinem alten Vater ein junger Bauer namens Jörg. Es gehörte zu dem Hause so viel Acker Feld, daß beide eben keine Sorgen hatten. Gleich hinter dem Hause fing der Wald an, mit Eichen und Buchen, so alt, daß die Enkelkinder von denen, welche sie gepflanzt hatten, schon seit mehr als hundert Jahren tot waren; vor ihm aber lag ein alter zerbrochener Mühlstein — wer weiß, wie der dahin gekommen war. Wer sich auf ihn setzte, der hatte eine wundervolle Aussicht hinab ins Tal, auf den Fluß, der das Tal durchströmte, und die Berge, die jenseits des Flusses aufstiegen. Hier saß der Jörg am Abend, wenn er seine Arbeit auf dem Felde getan hatte, den Kopf auf die Hände, und die Ellenbogen auf die Knie gestützt, oft stundenlang und träumte, und weil er sich wenig um die Leute im Dorfe bekümmerte und meist still und in sich gekehrt einherging, wie einer, der allerhand denkt, nannten ihn die Leute spottweise Traumjörge. Dies war ihm jedoch völlig gleichgültig.

Je älter er aber ward, desto stiller wurde er; und als sein alter Vater endlich starb, und er ihn unter einer großen alten Eiche begraben hatte, wurde er ganz still. Wenn er dann auf dem alten zerbrochenen Mühlstein saß, was er jetzt noch viel häufiger tat als zuvor, und hinab in das herrliche Tal sah, wie die Abendnebel an dem einen Ende hereintraten und langsam an den Bergen hinwandelten, wie es dann dunkler wurde und dunkler, bis

zuletzt der Mond und die Sterne in ihrer ganzen Herrlichkeit am Himmel heraufzogen: dann wurde es ihm so recht wunderbar ums Herz. Denn dann fingen die Wellen im Fluß zu singen an, anfangs ganz leise, bald aber deutlich vernehmbar, und sie sangen von den Bergen, wo sie herkämen, vom Meere, wo sie hin wollten, und von den Nixen, die tief unten im Grunde des Flusses wohnten. Darauf begann auch der Wald zu rauschen, ganz anders wie ein gewöhnlicher Wald, und erzählte die wunderbarsten Sachen. Besonders der alte Eichbaum, der an seines Vaters Grabe stand, der wußte noch viel mehr wie alle die andern Bäume. Die Sterne aber, die hoch am Himmel standen, bekamen die größte Lust herabzufallen in den grünen Wald und in den blauen Strom, und flimmerten und zitterten, wie jemand, der es gar nicht mehr aushalten kann. Doch die Engel, von denen hinter jedem Sterne einer steht, hielten sie jedesmal fest und sagten: „Sterne, Sterne, macht keine Torheit! Ihr seid ja viel zu alt dazu, viele tausend Jahr und noch mehr! Bleibt im Land und nährt euch redlich."

Es war ein wunderbares Tal! — Aber alles das sah und hörte bloß der Traumjörge. — Die Leute, welche im Dorfe wohnten, ahnten nichts davon; denn es waren ganz gewöhnliche Leute. Dann und wann schlugen sie einen von den alten Baumriesen um, zersägten und zerspellten ihn, und wenn sie eine hübsche Klafter aufgerichtet hatten, sprachen sie: „Nun können wir uns wieder eine Weile Kaffee kochen." Und im Fluß wuschen sie ihre Wäsche; das war ihnen sehr bequem. Von den Sternen aber, wenn sie so recht funkelten, sagten sie weiter nichts als: „Es wird heute nacht recht kalt werden; wenn nur unsere Kartoffeln nicht erfrieren." Versuchte es einmal der arme Traumjörge, ihnen eine andere Meinung beizubringen, so lachten sie ihn aus. Es waren eben ganz gewöhnliche Leute. Wie er nun so eines Tages wieder auf dem alten Mühlsteine saß und bei sich bedachte, daß er doch auf der ganzen Welt so mutterseelenallein sei, schlief er ein. Da träumte ihm, es hinge vom Himmel eine goldene Schaukel an zwei silbernen Seilen herab. Jedes Seil war an einem Sterne befestigt;

auf der Schaukel aber saß eine wunderschöne Prinzessin und schaukelte sich so hoch, daß sie vom Himmel zur Erde herab und von der Erde wieder zum Himmel hinaufflog. Jedesmal, wenn die Schaukel bis zur Erde kam, klatschte die Prinzessin vor Freude in ihre Hände und warf ihm eine Rose zu. Aber plötzlich rissen die Seile, und die Prinzessin flog weit in den Himmel hinein, immer weiter, immer weiter, bis er sie zuletzt nicht mehr sehen konnte.

Da wachte er auf, und als er sich umsah, lag neben ihm auf dem Mühlsteine ein großer Strauß von Rosen.

Am nächsten Tage schlief er wieder ein und träumte dasselbe. Beim Erwachen lagen richtig die Rosen wieder da.

So ging es die ganze Woche hindurch. Da sagte sich Traumjörge, daß doch irgend etwas Wahres an dem Traume sein müsse, weil er ihn immer und immer wieder träume. Er schloß sein Haus zu und machte sich auf, die Prinzessin zu suchen.

Nachdem er viele Tage gegangen war, erblickte er von weitem ein Land, wo die Wolken bis auf die Erde hingen. Er wanderte rüstig darauf zu, kam aber in einen großen Wald. Plötzlich hörte er ein ängstliches Stöhnen und Wimmern, und als er auf die Stelle zu gegangen war, von welcher das Gestöhne und Gewimmer herkam, sah er einen ehrwürdigen Greis mit silbergrauem Barte auf der Erde liegen. Zwei widerlich häßliche, splitternackte Kerle knieten auf ihm und suchten ihn zu erwürgen. Da blickte er um sich, ob er nicht irgendeine Waffe fände, mit der er den beiden Kerlen zu Leibe gehen könnte, und da er nichts fand, riß er in seiner Todesangst einen großen Baumast ab. Kaum jedoch hatte er diesen erfaßt, als er sich in seinen Händen zu einer mächtigen Hellebarde verwandelte. Damit stürmte er auf die beiden Ungeheuer los und rannte sie ihnen durch den Leib, so daß sie mit Geheul den Alten losließen und fortsprangen.

Darauf hob er den ehrwürdigen Greis auf, tröstete ihn und fragte, warum ihn die beiden nackten Kerle hätten erwürgen wollen.

Da erzählte jener, er sei der König der Träume und aus Versehen etwas vom Wege ab in das Reich seines größten Feindes,

des Königs der Wirklichkeit, gekommen. Sobald dies der König der Wirklichkeit bemerkt habe, hätte er ihm durch zwei seiner Diener auflauern lassen, damit sie ihm den Garaus machten.

„Hattest du denn dem König der Wirklichkeit etwas zuleide getan?“ fragte Traumjörge.

„Behüte Gott!“ versicherte jener. „Er wird aber überhaupt sehr leicht gegen andere ausfällig. Dies liegt in seinem Charakter — und mich besonders haßt er wie die Sünde!“

„Aber die Kerle, die er geschickt hatte, dich zu erwürgen, waren ja ganz nackt!“

„Jawohl,“ sagte der König, „splitterfasernackt. Das ist so Mode im Lande der Wirklichkeit. Alle Leute gehen dort nackt, selbst der König, und schämen sich nicht einmal. Es ist ein abscheuliches Volk! — Weil du mir nun aber das Leben gerettet hast, will ich mich dankbar gegen dich erweisen und dir mein Land zeigen. Es ist wohl das herrlichste der Welt, und die Träume sind meine Untertanen!“

Darauf ging der König der Träume voran, und Jörg folgte ihm. Als sie an die Stelle kamen, wo die Wolken auf die Erde hingen, wies der König auf eine Falltür, welche so versteckt im Busch lag, daß sie gar nicht zu finden war, wenn man es nicht wußte. Er hob sie auf und führte seinen Begleiter fünfhundert Stufen hinab in eine hell erleuchtete Grotte, welche sich meilenweit in wunderbarer Pracht hinzog. Es war unsäglich schön! Da waren Schlösser auf Inseln mitten in großen Seen, und die Inseln schwammen umher wie Schiffe. Wenn man in ein solches Schloß hineingehen wollte, brauchte man sich nur an das Ufer zu stellen und zu rufen:

„Schlößlein, Schlößlein, schwimme her,
weil ich gerne in dir wär!“

dann kam es von selbst an das Ufer. Weiter waren noch andere Schlösser da auf Wolken; die flogen langsam in der Luft. Sprach man aber:

„Schlößlein, steig’ herab zu mir,
denn ich wäre gern bei dir!“

so senkten sie sich langsam nieder. Außerdem waren noch da Gärten mit Blumen, die am Tage dufteten und in der Nacht leuchteten; schillernde Vögel, die Märchen erzählten, und eine Menge anderer ganz wunderbarer Sachen. Traumjörge konnte mit Staunen und Bewundern gar nicht fertig werden.

„Nun will ich dir auch noch meine Untertanen, die Träume, zeigen", sagte der König. „Ich habe deren drei Sorten. Gute Träume für die guten Menschen, böse Träume für die bösen und außerdem Traumkobolde. Mit den letzteren mache ich mir zuweilen einen Spaß, denn ein König muß auch zuweilen seinen Spaß haben." —

Zuerst führte er ihn also in eins der Schlösser, welches eine so verzwickte Bauart hatte, daß es förmlich komisch aussah: „Hier wohnen die Traumkobolde," sprach er, „kleines, übermütiges schabernackiges Volk. Tut niemandem was, aber neckt gern."

„Komm einmal her, Kleiner," rief er darauf einem

der Kobolde zu, „und sei einmal einen einzigen Augenblick ernsthaft.“ Hernach fuhr er fort und sagte zu Traumjörge: „Weißt du, was der Schelm tut, wenn ich ihm einmal ausnahmsweise erlaube, auf die Erde hinaufzusteigen? Er läuft ins nächste Haus, holt den ersten besten Menschen, der gerade wunderschön schläft, aus den Federn, trägt ihn auf den Kirchturm und wirft ihn kopfüber herunter. Dann springt er eiligst die Turmtreppe hinab, so daß er unten eher ankommt, fängt ihn auf, trägt ihn wieder nach Haus und schmeißt ihn so ins Bett, daß es kracht und er davon aufwacht. Dann reibt dieser sich den Schlaf aus den Augen, sieht sich ganz verwundert um und spricht: „Ei du lieber Gott, war mir's doch gerade, als wenn ich vom Kirchturm herabfiele. Es ist nur gut, daß ich bloß geträumt habe.“

„Das ist der?“ rief Traumjörge. „Siehst du, der ist auch schon einmal bei mir gewesen! Wenn er aber wiederkommt und ich erwische ihn, soll's ihm schlecht ergehen.“ Kaum hatte er dies gesagt, so sprang ein andrer Traumkobold unter dem Tische hervor. Der sah fast aus wie ein kleiner Hund, denn er hatte ein ganz zottiges Wämslein an, und die Zunge steckte er auch heraus.

„Der ist auch nicht viel besser,“

meinte der Traumkönig. „Er bellt wie ein Hund, und dabei hat er Kräfte wie ein Riese. Wenn dann die Leute im Traume Angst bekommen, hält er sie an Händen und Beinen fest, daß sie nicht fort können."

„Den kenne ich auch", fiel Traumjörge ein. „Wenn man fort will, ist es einem, als wenn man starr und steif wie ein Stück Holz wäre. Wenn man den Arm aufheben will, geht es nicht, und wenn man die Beine rühren will, geht es auch nicht. Manchmal ist's aber kein Hund, sondern ein Bär, oder ein Räuber, oder sonst etwas Schlimmes!"

„Ich werde ihnen nie wieder erlauben, dich zu besuchen, Traumjörge", beruhigte ihn der König. „Nun komm' einmal zu den bösen Träumen, aber fürchte dich nicht, sie werden dir keinen Schaden zufügen; sie sind nur für die bösen Menschen." Damit traten sie in einen ungeheuren Raum ein, der von einer alten Mauer umgeben und mittelst einer gewaltigen eisernen Tür verschlossen war. Hier wimmelte es von den greulichsten Gestalten und den entsetzlichsten Ungeheuern. Manche sahen wie Menschen, manche halb wie Menschen, halb wie Tiere, manche ganz wie Tiere aus. Erschrocken wich Traumjörge zurück bis an die eiserne Tür. Doch der König redete ihm freundlich zu und sprach: „Willst du dir nicht genauer besehen, was böse Menschen träumen müssen?" Und er winkte einem Traume, der zunächst stand; das war ein scheußlicher Riese, der hatte unter jedem Arme ein Mühlrad.

„Erzähle, was du heute nacht tun wirst!" herrschte der König ihn an.

Da zog das Ungeheuer den Kopf in die Schultern und den Mund bis zu den Ohren, wackelte mit dem Rücken wie einer, der sich so recht freut, und sagte grinsend: „Ich gehe zum reichen Mann, der seinen Vater hat hungern lassen. Als der alte Mann sich eines Tages auf die steinerne Treppe vor dem Hause seines Sohnes gesetzt hatte und um Brot bat, kam der Sohn und sagte zum Gesinde: ‚Jagt mir einmal den Hampelmann fort!' Da gehe ich nun nachts zu ihm und ziehe ihn zwischen den zwei Mühlrädern

durch, bis alle seine Knochen hübsch kurz und klein gebrochen sind. Ist er dann so recht schmeidig und zappelig geworden, so nehme ich ihn am Kragen, schüttle ihn und sage: ‚Siehst du, wie hübsch du nun zappelst, du Hampelmann!‘ Dann wacht er auf, klappert mit den Zähnen und ruft: ‚Frau, bring' mir noch ein Deckbett, mich friert.‘ Und wenn er wieder eingeschlafen ist, mache ich's aufs neue!“

Als Traumjörge dies gehört, drängte er sich mit Gewalt zur Tür hinaus, den König nach sich ziehend, und rief: „Nicht einen Augenblick länger bleibe ich hier bei den bösen Träumen. Das ist ja entsetzlich!“

Doch der König führte ihn nun in einen prächtigen Garten, wo die Wege von Silber, die Beete von Gold und die Blumen von geschliffenen Edelsteinen waren. In diesem gingen die guten Träume spazieren. Das erste, was er sah, war ein Traum wie eine junge blasse Frau, die hatte unter dem einen Arme eine Arche Noah und unter dem andern einen Baukasten.

„Wer ist denn das?“ fragte der Traumjörge.

„Die geht abends immer zu einem kleinen kranken Knaben, dem seine Mutter gestorben ist. Am Tage ist er ganz allein, und niemand bekümmert sich um ihn; aber gegen Abend geht sie zu ihm, spielt mit ihm und bleibt die ganze Nacht. Er schläft immer schon sehr früh ein, deshalb geht sie auch so zeitig. Die andern Träume gehen viel später. — Komm nur weiter; wenn du alles sehen willst, müssen wir uns sputen!“

Darauf gingen sie tiefer in den Garten hinein, mitten unter die guten Träume. Es waren Männer, Frauen, Greise und Kinder, alle mit lieben und guten Gesichtern und in den schönsten Kleidern. In den Händen trugen viele von ihnen alle möglichen Dinge, die sich das Herz nur wünschen kann. — Auf einmal blieb Traumjörge stehen und schrie so laut auf, daß alle Träume sich umdrehten.

„Was hast du denn?“ fragte der König.

„Da ist ja meine Prinzessin, die mir so oft erschienen ist und mir die Rosen geschenkt hat!“ rief Traumjörge ganz entzückt aus.

„Freilich, freilich!“ erwiderte jener. „Das ist sie. Nicht wahr, ich habe dir immer einen sehr hübschen Traum geschickt? Es ist beinahe der hübscheste, den ich habe.“

Da lief der Traumjörge auf die Prinzessin zu, die gerade wieder auf ihrer kleinen goldenen Schaukel saß und sich schaukelte. Sobald sie ihn kommen sah, sprang sie herab und ihm gerade in die Arme. Er aber nahm sie an der Hand und führte sie an eine goldene Bank. Da setzten sich beide hin und erzählten sich, wie hübsch es wäre, daß sie sich wieder sähen. Und wenn sie damit fertig waren, fingen sie immer wieder von vorn an. Der König der Träume aber ging mittlerweile fortwährend auf dem großen Wege, der gerade durch den Garten ging, auf und ab, die Hände auf dem Rücken, und zuweilen nahm er die Uhr heraus und sah nach, wie spät es wäre, weil der Traumjörge und die Prinzessin immer noch nicht mit dem fertig waren, was sie sich zu erzählen hatten. Zuletzt ging er jedoch wieder zu ihnen und sagte: „Kinder, nun ist es gut! Du, Traumjörge, hast noch weit nach Hause, und über Nacht kann ich dich nicht hier behalten, denn ich habe keine Betten, weil nämlich die Träume nicht schlafen, sondern nachts immer zu den Menschen auf die Erde hinaufgehen müssen; und du, Prinzeßchen, du mußt dich fertig machen. Zieh' dich heute einmal ganz rosa an und nachher komm' zu mir, damit ich dir sage, wem du heute erscheinen und was du ihm sagen sollst.“

Als dies Traumjörge gehört, ward es ihm auf einmal so mutig ums Herz, wie noch nie in seinem Leben. Er stand auf und sagte mit fester Stimme: „Herr König, von meiner Prinzessin laß ich nun und nimmermehr. Entweder Ihr müßt mich hier unten behalten, oder Ihr müßt mir sie mit auf die Erde geben. Ich kann ohne sie nicht leben, dazu habe ich sie viel zu lieb!“ Dabei trat ihm in jedes Auge eine Träne, so groß wie eine Haselnuß.

„Aber Jörge, Jörge,“ erwiderte der König, „es ist ja der allerhübscheste Traum, den ich habe! Doch du hast mir das Leben gerettet, so sei es denn. Nimm deine Prinzessin und steige mit ihr hinauf zur Erde. Sobald du oben angelangt bist, so nimm

ihr den silbernen Schleier vom Kopf und wirf ihn mir durch die Falltür wieder herab. Dann wird deine Prinzessin von Fleisch und Blut wie ein anderes Menschenkind sein; denn jetzt ist es ja nur ein Traum!"

Da bedankte sich Traumjörge auf das herzlichste und sagte: „Lieber König, weil du nun einmal so überaus gut bist, so möchte ich wohl noch eine Bitte wagen. Sieh, eine Prinzessin habe ich nun, doch es fehlt mir immer noch ein Königreich; und es ist doch ganz unmöglich, daß eine Prinzessin ohne ein Königreich sein kann. Kannst du mir denn keines verschaffen, wenn es auch nur ein ganz kleines ist?"

Darauf antwortete der König: „Sichtbare Königreiche, Traumjörge, habe ich zwar nicht zu vergeben, aber unsichtbare, und davon sollst du eins bekommen, und zwar eins der größten und herrlichsten, was ich noch habe."

Da fragte Traumjörge, wie es mit den unsichtbaren Königreichen beschaffen wäre; indes der König bedeutete ihn, er würde dies schon alles erfahren und sein blaues Wunder erleben, so schön und herrlich sei es mit den unsichtbaren Königreichen.

„Nämlich," sagte er, „mit den gewöhnlichen, sichtbaren ist es doch zuweilen eine sehr unangenehme Sache. Zum Exempel: Du bist König in einem gewöhnlichen Königreiche, und frühmorgens tritt der Minister an dein Bett und sagt: ‚Majestät, ich brauche tausend Taler fürs Reich.' Darauf öffnest du die Staatskasse und findest auch nicht einen Heller darin! Was willst du dann anfangen? Oder, zum andern: Du bekommst Krieg und verlierst, und der andere König, der dich besiegt hat, heiratet deine Prinzessin; dich aber sperrt er in einen Turm. So etwas kann in einem unsichtbaren Königreiche nicht vorfallen!"

„Wenn wir es nun aber nicht sehen," fragte Traumjörge, noch immer etwas betreten, „was kann uns dann unser Königreich nützen?"

„Du sonderbarer Mensch," sagte der König darauf und hielt den Zeigefinger an die Stirn, „du und deine Prinzessin, ihr seht

es schon! Ihr seht die Schlösser und Gärten, die Wiesen und Wälder, die zu dem Königreich gehören, wohl! Ihr wohnt darin, geht spazieren und könnt alles damit machen, was euch gefällt; nur die andern Leute sehen es nicht."

Da war Traumjörge hoch erfreut, denn es war ihm schon etwas ängstlich zumute, ob die Leute im Dorfe ihn nicht scheel ansehen würden, wenn er mit seiner Prinzessin nach Hause käme und König wäre. Er nahm sehr gerührt Abschied vom König der Träume, stieg mit der Prinzessin die fünfhundert Stufen hinauf, nahm ihr den silbernen Schleier vom Kopf und warf ihn hinunter. Darauf wollte er die Falltür zumachen, aber sie war sehr schwer. Er konnte sie nicht halten und ließ sie fallen. Da gab es einen ungeheuren Knall, fast so arg, als wenn viele Kanonen auf einmal losgeschossen werden, und es vergingen ihm auf einen Augenblick die Sinne. Als er wieder zu sich kam, saß er vor seinem Häuschen auf dem alten Mühlstein, und neben ihm die Prinzessin, und sie war von Fleisch und Blut, wie ein gewöhnliches Menschenkind. Sie hielt seine Hand, streichelte sie und sagte: „Du lieber, guter, närrischer Mensch, du hast dich so lange nicht getraut, mir zu sagen, wie lieb du mich hast? Hast du dich denn vor mir gefürchtet?"

Und der Mond ging auf und beleuchtete den Fluß, die Wellen schlugen klingend ans Ufer, und der Wald rauschte; doch sie saßen immer noch und schwatzten. Da war es plötzlich, als wenn eine kleine, ganz schwarze Wolke vor den Mond träte, und auf einmal fiel etwas vor ihre Füße nieder, wie ein großes zusammengelegtes Tuch. Darauf stand der Mond wieder in vollem Glanze. Sie hoben das Tuch auf und breiteten es auseinander. Es war aber sehr fein und viele hundertmal zusammengelegt, so daß sie viel Zeit brauchten. Als sie es vollständig auseinandergefaltet hatten, sah es aus wie eine große Landkarte. In der Mitte ging ein Fluß, und zu beiden Seiten waren Städte, Wälder und Seen. Da merkten sie, daß es ein Königreich war, und daß es der gute Traumkönig ihnen vom Himmel hatte herunterfallen lassen. Und als sie sich nun ihr kleines Häuschen besahen, war es zu einem

wundervollen Schlosse geworden, mit gläsernen Treppen, Wänden von Marmelstein, Tapeten von Samt und spitzen Türmen mit blauen Schieferdächern. Da faßten sie sich an und gingen in das Schloß hinein, und als sie eintraten, waren schon die Untertanen versammelt und verneigten sich tief. Pauken und Trompeten erschallten, und Edelknaben gingen vor ihnen her und streuten Blumen. Da waren sie König und Königin.

Am andern Morgen aber lief es wie ein Feuer durch das Dorf, daß der Traumjörge wiedergekommen sei und sich eine Frau mitgebracht habe. „Das wird auch was recht Gescheites sein", sagten die Leute. „Ich habe sie heute früh schon gesehen," fiel einer von den Bauern ins Wort, „als ich in den Wald ging. Sie stand mit ihm vor der Türe. Es ist nichts Besonderes, eine ganz gewöhnliche Person, klein und schmächtig. Ziemlich ärmlich war sie auch angezogen. Wo soll's denn am Ende auch herkommen! Er hat nichts, da wird sie wohl auch nichts haben!"

So schwatzten sie, die dummen Leute; denn sie konnten es nicht sehen, daß es eine Prinzessin war. Und daß das Häuschen sich in ein großes, wundervolles Schloß verwandelt hatte, bemerkten, sie in ihrer Einfalt auch nicht, denn es war eben ein unsichtbares Königreich, was dem Traumjörge vom Himmel herabgefallen war. Aus diesem Grunde bekümmerte er sich auch um die dummen Leute gar nicht, sondern lebte in seinem Königreich und mit seiner lieben Prinzessin herrlich und vergnügt. Und er bekam sechs Kinder, eins immer schöner wie das andere, und das waren lauter Prinzen und Prinzessinnen. Niemand aber wußte es im Dorfe, denn das waren ganz gewöhnliche Leute und viel zu einfältig, um es einzusehen.

ROLF WINKLER

Vom klugen Schneiderlein

Es war einmal eine Prinzessin, gewaltig stolz; kam ein Freier, so gab sie ihm etwas zu raten auf, und wenn er's nicht erraten konnte, so wurde er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekanntmachen, wer ihr Rätsel löste, sollte sich mit ihr vermählen, und möchte kommen, wer da wollte. Endlich fanden sich auch drei Schneider zusammen; davon meinten die zwei ältesten, sie hätten so manchen feinen Stich getan und hätten's getroffen, da konnte es ihnen nicht fehlen, sie müßten es auch hier treffen. Der dritte war auch ein kleiner, unnützer Springinsfeld, der nicht einmal sein Handwerk recht verstand, aber meinte, er müßte dabei Glück haben, denn woher sollte es ihm sonst kommen? Da sprachen die zwei andern zu ihm: „Bleib nur zu Hause, du wirst mit deinem bißchen Verstand nicht weit kommen." Das Schneiderlein ließ sich aber nicht irremachen und sagte, es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt und wollte sich schon helfen, und ging dahin, als wäre die ganze Welt sein.

Da meldeten sich die drei bei der Prinzessin und sagten, sie sollte ihnen ihre Rätsel vorlegen; es wären die rechten Leute angekommen, die hätten einen feinen Verstand, daß man ihn wohl in eine Nadel einfädeln könnte. Da sprach die Prinzessin: „Ich habe zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben ist das?" — „Wenn's weiter nichts ist," sagte der erste, „es wird schwarz und weiß sein, wie Tuch, das man Kümmel und Salz nennt." Die Prinzessin sprach: „Falsch geraten, es antworte der zweite!" Da sagte der zweite: „Ist's nicht schwarz und weiß, so ist's braun

und rot, wie meines Vaters Bratenrock." — „Falsch geraten," sagte die Prinzessin, „antworte der dritte! Dem seh' ich's an, der weiß es sicherlich." Da trat das Schneiderlein keck heran und sprach: „Die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf, und das sind die zweierlei Farben." Wie die Prinzessin das hörte, wurde sie blaß und wäre vor Schrecken beinahe umgefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen, und sie hatte doch fest geglaubt, das würde kein Mensch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wiederkam, sprach sie: „Damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins tun. Unten im Stalle liegt ein Bär; bei dem sollst du diese Nacht zubringen. Wenn ich dann morgen aufstehe, und du bist noch am Leben, so sollst du mich heiraten." Sie dachte aber, damit wollte sie das Schneiderlein los werden, denn der Bär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die Tatzen gekommen war. Das Schneiderlein ließ sich nicht abschrecken, war ganz vergnügt und sprach: „Frisch gewagt ist halb gewonnen."

Als nun der Abend kam, wurde mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht. Der Bär wollte auch gleich auf den kleinen Kerl los und ihm mit seiner Tatze einen guten Willkommen geben. „Sachte, sachte," sprach das Schneiderlein, „ich will dich schon zur Ruhe bringen!" Da holte es ganz gemächlich, als hätt' es keine Sorgen, welsche Nüsse aus der Tasche, biß sie auf und aß die Kerne. Wie der Bär das sah, bekam er Lust und wollte auch Nüsse haben. Das Schneiderlein griff in die Tasche und reichte ihm eine Handvoll; es waren aber Wackersteine oder Bachkiesel. Der Bär steckte sie ins Maul, konnte aber nichts aufbringen, er mochte beißen, wie er wollte. „Ei, dachte er, „was bist du für ein dummer Klotz, kannst nicht einmal die Nüsse aufbeißen", und sprach zum Schneider: „Mein, beiß mir die Nüsse auf!" — „Da siehst du, was du für ein Kerl bist", sagte das Schneiderlein. „Du hast ein so gewaltiges Maul und kannst die kleine Nuß nicht aufbeißen." Da nahm es die Steine, war hurtig, steckte dafür eine Nuß in den Mund, und — knack! war sie entzwei. „Ich muß

das Ding noch mal probieren," sprach der Bär, „wenn ich's so ansehe, ich meine, ich müßte es auch können." Da gab ihm das Schneiderlein abermals Wackersteine, und der Bär arbeitete und biß aus Leibeskräften hinein. Aber du glaubst auch nicht, daß er sie aufgebracht habe. Wie das vorbei war, holte der Schneider eine Violine unter dem Rock hervor und spielte sich ein Stückchen auf. Als der Bär die Musik vernahm, konnte er es nicht lassen und fing an zu tanzen, und als er ein Weilchen getanzt hatte, gefiel ihm das Ding so gut, daß er zum Schneiderlein sagte: „Hör', ist das Geigen schwer?" — „Kinderleicht; siehst du, mit der Linken leg' ich die Finger auf, und mit der Rechten streich' ich mit dem Bogen drauflos, da geht's lustig, hopsasa, vivallerla!" — „So geigen," sagte der Bär, „das möchte ich auch verstehen, damit ich tanzen könnte, so oft ich Lust hätte. Was meinst du dazu? Willst du mich darin unterrichten?" — „Von Herzen gern," sagte das Schneiderlein, „wenn du Geschick dazu hast. Aber weis einmal deine Tatzen her; die sind gewaltig lang. Ich muß die Nägel ein wenig verschneiden." Da ward ein Schraubstock herbeigeholt, und der Bär legte seine Tatzen darauf, das Schneiderlein aber schraubte sie ganz fest und sprach: „Nun warte, bis ich mit der Schere komme!" ließ den Bären brummen, soviel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bund Stroh und schlief bis zum frühen Morgen.

Als die Prinzessin am Abend das Gebrumme hörte, glaubte sie nicht anders, als der Bär brumme vor Freuden und hätte dem Schneider den Garaus gemacht. Am Morgen stand sie ganz unbesorgt und vergnügt auf; als sie aber nach dem Stall schaut, steht das Schneiderlein ganz munter davor und ist gesund wie ein Fisch im Wasser.

Da konnte die Prinzessin nun kein Wort mehr dagegen sagen, weil sie es öffentlich gelobt hatte, und der König ließ einen schönen Wagen kommen, darin mußte sie mit dem Schneider zum Traualtar fahren. Wie sie eingestiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die ein falsches Herz hatten und dem andern sein Glück nicht gönnten, in den Stall und schraubten den Bären los. Der

Bär rannte jetzt in voller Wut hinter dem Wagen her. Die Prinzessin hörte ihn schnauben und brummen, und es ward ihr angst, daß sie rief: „Ach, der Bär ist hinter uns und wird dich holen!“ Das Schneiderlein war hurtig, stellte sich auf den Kopf, streckte die Beine zum Wagenfenster heraus und rief: „Siehst du den Schraubstock? Wenn du nicht gleich umkehrst, so sollst du wieder hinein.“ Wie der Bär das sah, drehte er um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr nun ungestört zur Kirche, und die Prinzessin ward ihm angetraut, und er lebte mit ihr vergnügt wie eine Heidelerche.

Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler.

Die Prinzessin auf der Erbse

Es war einmal ein Prinz, der wollte eine Prinzessin heiraten; aber es sollte eine wirkliche Prinzessin sein. Da reiste er in der ganzen Welt umher, um eine solche zu finden; doch nirgends wollte es ihm glücken. Prinzessinnen gab es zwar genug; ob es aber wirkliche Prinzessinnen waren, das konnte er nie recht herausbringen. Immer gab es etwas, was nicht stimmte. So kam er denn wieder nach Hause und war sehr betrübt; denn er hätte doch gar zu gern eine wirkliche Prinzessin gehabt.

Eines Abends gab es ein furchtbares Gewitter: es blitzte und donnerte, der Regen strömte hernieder; es war ganz entsetzlich! Da klopfte es an das Stadttor, und der alte König ging hin, um zu öffnen.

Es war eine Prinzessin, die draußen vor dem Tore stand. Lieber Gott, wie war sie von dem Regen und dem bösen Wetter zugerichtet! Das Wasser lief ihr von den Haaren und den Kleidern herunter; es lief in die Schuhspitzen hinein und an den Hacken wieder heraus. Und doch sagte sie, daß sie eine wirkliche Prinzessin sei.

„Nun, das wollen wir bald herausbekommen!“ dachte die alte Königin. Aber sie sagte weiter nichts, sondern ging in die Schlafkammer, nahm alle Bettstücke aus der Bettstelle und legte eine Erbse unten auf den Boden. Darauf nahm sie zwanzig Matratzen, legte sie über die Erbse, und dann noch zwanzig Eiderdaunenbetten oben auf die Matratzen.

In diesem Bette mußte nun die Prinzessin die Nacht schlafen.

Am andern Morgen fragte man sie, wie sie geschlafen habe.

„Oh, furchtbar schlecht!“ sagte die Prinzessin. „Ich habe fast die ganze Nacht kein Auge zugemacht. Gott weiß, was da im Bette gewesen sein mag! Ich habe auf etwas Hartem gelegen, so daß ich am ganzen Körper braun und blau bin. Es war wirklich entsetzlich!“

Nun war es klar, daß es eine richtige Prinzessin war, weil sie durch die zwanzig Matratzen und die zwanzig Eiderdaunenbetten hindurch noch die Erbse gespürt hatte. So empfindlich konnte nur eine wirkliche Prinzessin sein.

Da nahm sie der Prinz zur Frau; denn nun wußte er, daß er eine wirkliche Prinzessin bekam. Die Erbse aber kam ins Museum, wo sie noch zu sehen ist, wenn sie niemand weggenommen hat.

Seht, das war eine richtige Geschichte!

Knicker-Martin

Es war einmal ein Bauer, der war so reich, daß er alle Laden in seinem Schranke voll blanker Silberreichstaler hatte. Die eine Wand seiner Wohnstube war ganz und gar mit glänzenden Kupferkesseln behängt. Im Stalle stampften fünf prächtige Füllen. Außerdem besaß er noch so viele Herrlichkeiten, daß man gar nicht alles aufzählen kann, sonst würde die Geschichte so lang werden, daß wir alle dabei schläfrig würden. Ja, aber ein mächtig reicher Bauer war er.

Und da wollte er nun, daß alle Menschen es auch sehen sollten. Darum ließ er sich einen feinen Überrock machen, den er mitten im Sommer trug, wenn er auch noch so greulich schwitzte, wickelte sich ein dickes, gelbes Seidentuch um den Hals, steckte sich einen Schirm unter den Arm und zog Gummischuhe an die Füße, auch wenn es vierzehn Tage nicht geregnet hatte. „Denn — hätt' man's nicht, tät' man's nicht", sagte er immer.

Weil er nun so schwer reich war, meinte er, armer Leute wegen keine Umstände machen zu müssen. Bei dem Hause des Küsters griff er kaum an den Mützenschirm, und vor dem Propst nahm er gerade so ein bißchen die Mütze ab. Fuhr aber der Baron vom Herrenhofe vorbei, so machte der Bauer einen gar artigen Bückling, denn von dem Baron hieß es, daß er unmäßig reich sei. Daß die Leute ihn ob solchen Gebahrens auslachten wie einen rechten Narren, sah er gar nicht; wahrscheinlich war er kurzsichtig.

Dieser Bauer hieß nun Martin und wurde des öfteren „der reiche Martin" genannt; die meisten aber hießen ihn den „Knicker-Martin", welchen Namen er allerdings nicht sonderlich liebte.

War unser Geizhals reich, so waren die Leute, die auf seinem Hofe wohnten, um so ärmer. Denn sobald ein Knecht oder ein Pächter erst eine Weile dort gewohnt hatte, so war er schon Martins Schuldner, und wie fleißig er auch arbeitete und schaffte, die Schuld wurde immer größer und größer. Wenn die Leute das merkten, dann gaben sie es auf, sich zu plagen und abzurackern, da es ja doch nichts nützte, und wurden faul und nachlässig bei der Arbeit, wenn nicht gerade Martin oder der Großknecht hinter ihnen stand und sie trieb.

Der ärmste von allen aber war der Pächter Peter. Er war verheiratet und hatte fünf Kinder, deren Appetit groß war. Peter war nicht faul und nicht nachlässig wie die anderen Knechte. Er arbeitete fort und fort, so hoffnungslos es auch für ihn aussah. Die anderen nannten ihn einfältig und dumm, daß er sich so sehr plagte und immer noch glaubte, es sollte ihm einmal besser gehen. Aber Peter war so beharrlich in seinem Glauben; er hatte gelesen, der Mensch müsse eine feste Hoffnung haben, dann würde es ihm mit der Zeit auch besser gehen, und darum fuhr er fort zu arbeiten und guten Mut zu haben, spuckte in seine steifen Hände, packte Pflug oder Axt neuerdings an und sang sich ein lustiges Lied dazu.

Bisher hatten weder Peter noch sein Weib und seine Kinder zu hungern gebraucht, obwohl es nicht selten auf der Brotstange und im Mehltrog recht leer aussah. Stand aber wirklich die Not vor der Tür, so hatte stets eine gute Nachbarin ihnen ein paar Laibe Brot gegeben oder ein vorüberreisender Herr den Kindern, wenn sie ihm ein Gattertor öffneten, als Lohn ein paar Groschen geschenkt.

In Peters Hütte wohnte ein Wichtelmännchen, das Peter besonders wohlwollte. Oft stand es des Nachts im Zimmer, das rote Mützchen schief auf dem Kopfe, die Hände auf dem Rücken, und sann nach, wie es seinen Freunden wohl helfen könnte. Sobald jemand erwachte, verschwand es sogleich durch das Herdloch, so daß keiner es je zu Gesichte bekam; aber unsichtbar leistete es dem Haushalte manche Dienste. Hatte eines der Kinder in

Winternächten die Decke von sich geworfen, so legte es sie wieder darüber und stopfte sie vorsichtig und sorgsam um. Nagte eine Maus an einem der wenigen Brotlaibe, so gab ihr das Männchen einen Nasenstüber, daß sie rannte, was sie konnte. Auf diese Art trug es zum Wohlergehn der armen Leute bei.

Eines Tages sollte Peter zur Mühle gehen, um das Korn zu mahlen, das in dem kleinen Sacke aufbewahrt war. Da aber auch die Arbeit beim geizigen Martin ihn rief, so konnte er ja nicht mit dem Korn fortgehen, weil man bekanntlich nicht zwei Dinge auf einmal tun kann. Er stand also ratlos da und wußte nicht, was tun, denn das Mehl war zu Ende. Da nahm das Wichtelmännchen ihn beim Rockschoß und führte ihn hinauf auf den Dachboden. Peter aber merkte es nicht, sondern glaubte, er ginge von selbst, um einen Wetzstein zu holen. Als er auf den Dachboden kam, fiel sein Blick auf eine alte Handmühle, die in einer Ecke lag; sie gehörte ihm seit vielen Jahren, aber er hatte sie ganz vergessen gehabt. „Die will ich herabnehmen und neu instandsetzen," sagte Peter, „da kann ich das Korn darauf mahlen; war das ein glücklicher Zufall, daß ich heraufkam!" Hätte Peter gewußt, wer ihn heraufgeführt, so hätte er nicht sagen können, es wäre ein Zufall gewesen, denn nichts geschieht ohne Zufall.

Indessen nahm er die Mühle und setzte sie instand, was bald geschehen war; dann schütteten sie alle das Korn darauf und zogen die Steine, daß es eine Lust war. Und leicht ging es auch, denn

das unsichtbare Wichtelmännchen half dabei. Hierauf siebten sie das Mehl durch ein altes Sieb und bekamen ein schönes Mehl, und Peter war mit den Seinen froh und dankbar.

Gerade als das Mehl fertig war, kam eine alte Nachbarin und bat, ihr ein bißchen davon zu leihen, denn sie hätte nichts zu essen. Peters, die immer so gefällig waren, gaben ihr eine Schöpfkelle voll Mehl in das mitgebrachte Tuch. Und nun kochte man Grütze von dem Mehle, und das war eine ganz ausgezeichnete Grütze, denn Mildtätigkeit würzt die Speisen. Und das alte Mütterchen rühmte das Mehl, das sie entliehen hatte, und meinte, ein so gutes Mehl habe sie noch nie genossen. Und alle Nachbarn kamen mit ihrem Korn zu Peter, um es in seiner Mühle mahlen zu lassen, und jeder gab ihm ein bißchen davon, so daß die arme Familie reichlich zu essen hatte.

Als Knicker-Martin eines Tages auf seinem Acker umherging, sah er zwei Männer vorbeiwandern, jeder mit einem Sack auf dem Rücken, und fragte, wohin sie gingen. Sie antworteten, sie wollten zu Peter, um ihr Korn mahlen zu lassen, und erzählten, welch vortreffliche Handmühle er habe.

Da ward Knicker-Martin so neidisch, daß er beschloß, dem armen Peter die Mühle fortzunehmen. Er rief ihn daher zu sich und sprach: „Ich habe so viel Geld von dir zu fordern, daß ich dich ins Gefängnis werfen lassen könnte, wenn ich wollte. Aber weil ich ein gutherziger Mann bin, will ich dir nichts zuleide tun. Ich werde bloß als Abschlagszahlung deiner Schuld deine Handmühle nehmen.“ Knicker-Martin hätte Peter sicherlich nicht ins Gefängnis werfen lassen, denn er war sein bester Arbeiter; er sagte das nur, um die Mühle zu bekommen.

Er schickte also einen Wagen zu Peter, und die Mühle wurde aufgeladen und fortgeführt. An und für sich war sie ja nicht viel wert, da sie aber das Beste von dem Hab und Gut der armen Leute war, so bedeutete sie für diese einen großen Schatz, und die Frau und die Kinder weinten, als die Mühle fortgebracht wurde.

Knicker-Martin aber ließ die Mühle in einer Scheune auf-

stellen und tat kund und zu wissen, daß jedermann sie nach wie vor benützen könne, wenn er die Mehlmetze dafür bezahlte. Zuerst aber wollte er sich selbst sein Mehl mahlen.

Auch in Knicker-Martins Behausung gab es ein Wichtelmännchen; weil aber sein Hausvater so böse war, so tat es ihm, soviel es nur irgend konnte, alles zum Trotz. Als man zu mahlen begann, warf es darum allerlei Spähne unter das Mehl. Natürlich wurde das Mehl nicht schön. Als Knicker-Martin die Grütze kostete, war

es ihm, als schlucke er Schuhnägel, so sehr kratzte es ihn im Halse, und dann kam ihm gar ein großer Holzspahn in die Zunge, so daß er zum Doktor fahren mußte, um ihn herauszukriegen, und das kostete obendrein Geld. Ebenso schlecht dünkte das Mehl den Nachbarn, so daß keiner mehr auf der Mühle mahlen wollte, und daran war niemand als Martins Wichtelmännchen schuld.

Peter aber arbeitete und plagte sich wie zuvor. In der Hütte sah es eher noch dürftiger aus als früher, und das Wichtelmännchen grübelte nach, was es wohl für seine Freunde tun könnte.

Eines Abends fand Peters Frau auf der Landstraße eine

Henne, die wahrscheinlich ein Habicht gefangen und dann fallen gelassen hatte, denn sie war ganz zerfleischt und blutig. Frau Peter nahm das arme Tier in die Stube und legte es in eine Ecke auf ein wenig Stroh, glaubte aber kaum, daß es bis zum andern Morgen leben würde, so elend war es.

In der Nacht aber kam das Wichtelmännchen und bestrich die Wunden der Henne mit Salbe, so daß sie tags darauf ganz gesund war; und da man ihren Besitzer nicht ausfindig machen konnte, blieb sie bis auf weiteres in Peters Hütte. Aber es war beileibe keine gewöhnliche Henne, denn sie konnte nicht nur Eier legen, sondern auch krähen, und beides besser als zehn gewöhnliche Hennen und Hähne es gekonnt hätten. Sobald es gegen vier Uhr morgens ging, rief sie „Kikeriki", so daß alle im Hause aufwachten und mit Freude an ihre Arbeit gingen. Und dann legte sie Eier, nicht eines, sondern zwei, manchmal drei täglich, und die Städter bezahlen dafür doppelt so viel als gewöhnlich, denn es waren ganz selten große und schöne Eier. Ja, mit dieser Henne schien ein richtiger Segen ins Haus gekommen zu sein.

Das Gerücht von dem merkwürdigen Vogel machte im ganzen Dorfe die Runde und kam auch zu Knicker-Martins Ohren. Sogleich kam ihm der Gedanke, es zieme dem armen Peter gar nicht, ein so seltenes Huhn zu besitzen. Darum nahm er dem armen Menschen auch die Henne fort, unter dem Vorwand, daß sie den Roggen auf seinem Acker abzupfe; aber das war nicht wahr, denn die Henne war ein sehr wohlerzogenes und seltsames Tier, das nie und nirgends Unheil anstiftete. Und nun brachte man sie in Knicker-Martins Hühnerhaus.

Des Morgens aber, als die Magd den Hühnern ihr Futter bringen wollte, lagen alle zwanzig Stück samt dem Hahn mit abgedrehten Köpfen auf dem Boden; nur Peters Henne saß auf der Stange.

Da fiel dem Martin ein, ob er nicht etwa unrecht an Peter gehandelt habe; aber er schlug sich den Gedanken rasch wieder aus dem Kopf, und die Henne wurde unter die Enten und Gänse ge-

setzt. Am nächsten Morgen aber sah es im Gänsestall genau so aus wie tags zuvor bei den Hühnern; alle Gänse und Enten lagen tot auf dem Boden. Knicker-Martin merkte nun recht gut, daß dies eine Strafe war, weil er sich so schlecht gegen Peter benommen hatte; aber das Sichbessern ist eine so schwere Sache, daß er gar nicht daran denken mochte. Die Henne wagte er nicht mehr zu behalten, ließ sie darum schlachten und braten und aß sie zum Abendbrot, legte sich dann schlafen und glaubte, nun würde sie ihm keinen Schaden mehr bereiten können.

Die Henne aber war groß und fett gewesen, und Knicker-Martin vertrug solch starke Kost nicht. Er wachte mitten in der Nacht auf und erschrak höchlichst, als er die tote Henne in seinem Magen krähen und rufen hörte: „Kikeriki, Peters Mühle!“ Ganz kurios wurde ihm da zumute, und er glaubte zuerst, die Henne lebe noch und säße unter dem Bette. Aber es ward noch ärger: die Henne, die er aufgegessen hatte, lebte in seinem Magen, kratzte ihn mit ihren Klauen, hatte den Kopf in seiner Kehle stecken und schrie unaufhörlich: „Kikeriki, Peters Mühle!“ — „Ich will es mit einem Schnaps versuchen,“ dachte Knicker-Martin, „dann geht es wohl vorüber.“ Aber es ging nicht vorüber, es wurde immer ärger und ärger. Knicker-Martin kleidete sich an und lief über Berg und Hügel, daß ihm die Haare zu Berge standen, aber es half ebensowenig wie der Branntwein. Nirgends fand er Ruhe, und dazu schien Peters Henne noch Küchlein bekommen zu haben, denn Knicker-Martin hörte eine ganze Menge krähender Stimmen in seinem Magen; die eine rief: „Kikeriki, Johanns Kuh!“ und die andere: „Kikeriki, Lasses Schwein!“ und so weiter, und jede erinnerte Martin an etwas Böses, das er getan hatte. Ja, er war nahe daran, toll zu werden, denn er hatte keinen Augenblick Ruhe bei Tag und bei Nacht.

Endlich beschloß er, zum Propst zu fahren und ihn um Rat zu fragen. Und der Propst sprach lange mit Martin. Was er sagte, weiß ich nicht genau. Als aber Martin heimkam, schickte er nach Peter, bat ihn um Verzeihung und schenkte ihm eine Kuh und ein

ganzes Hundert Reichstaler. Ja, das ist die lautere Wahrheit! Und dann erließ er allen Pächtern ihre Schuld und verbesserte ihre Löhne. Ja, schier ein anderer Mensch war Martin geworden, so gut und hilfsbereit gegen die Armen und gar nicht mehr hochmütig gegen sie. Als aber Martin sich also änderte und Gutes zu tun begann, da hörten auch die Hühner in ihm zu krähen auf, und er wurde ruhiger. Ja, es war eine merkwürdige Veränderung, die in dieser kurzen Zeit vor sich ging!

Und in Peters Hütte herrschte Freude und Jubel, als er mit dem Gelde heimkam; alle die Kinder, die Frau und er selbst bekamen neue Kleider, so daß sie Sonntags fein sauber waren, wenn sie zur Kirche gingen. Und das Wichtelmännchen paßte auf und erwischte ein paar Flicken für sich und machte sich eine neue Mütze daraus, denn das konnte das Haus ihm jetzt spendieren, dachte es. Und der Wohlstand der Leute nahm zu, und Peter war noch fröhlicher als zuvor und jederzeit hilfsbereit gegen diejenigen, die weniger besaßen als er selbst. Jetzt sind seine Kinder erwachsen und dienen auf den Nachbarshöfen; aber wenn sie Sonntags heimkommen zu den Eltern, dann ist die Freude groß in Peters Hütte. Und des Nachts tanzt das Wichtelmännchen in der Stube, daß die Troddel an seiner spitzigen Mütze auf und ab wippt, aber niemand hört es, so leichtfüßig bewegt es sich. Und damit ist es aus mit der Geschichte, aber nicht mit Peter und Martin, denn die leben beide noch.

Rolf Winkler

Das Märchen vom Mann im Mond

Vor uralten Zeiten ging einmal ein Mann am lieben Sonntagmorgen in den Wald, haute sich Holz ab, eine großmächtige Welle, band sie, steckte einen Staffelstock hinein, hakte die Welle auf und trug sie nach Hause zu.

Da begegnete ihm unterwegs ein hübscher Mann in Sonntagskleidern, der wollte wohl in die Kirche gehen, blieb stehen, redete den Wellenträger an, und sagte: „Weißt du nicht, daß auf Erden Sonntag ist, an welchem Tage der liebe Gott ruhte, als er die Welt, und alle Tiere und Menschen geschaffen? Weißt du nicht, daß geschrieben steht im dritten Gebot: Du sollst den Feiertag heiligen?“ Der Fragende aber war der liebe Gott selbst; jener Holzhauer jedoch war ganz verstockt und antwortete: „Sonntag auf Erden, oder Mondtag im Himmel, was geht das mich an, und was geht es dich an?“

„So sollst du deine Reisigwelle tragen ewiglich!“ sprach der liebe Gott, „und weil der Sonntag auf Erden dir gar so unwert ist, so sollst du fürder ewigen Mondtag haben und im Mond stehen, ein Warnungsbild für die, welche den Sonntag mit Arbeit schänden!“

Von der Zeit an steht im Mond immer noch der Mann mit dem Holzbündel, und wird wohl auch so stehen bleiben bis in alle Ewigkeit.

Der Fischer und seine Frau

Es war einmal ein Fischer und seine Frau, die wohnten in einer Hütte dicht an der See, und der Fischer ging alle Tage hin und angelte den ganzen Tag.

Einst saß er auch mit seiner Angel an der See und sah in das klare, stille Wasser nach der Angel; da hing die Angel auf einmal tief in den Grund, und wie er sie schnell herauszog, so hing ein großer, großer Fisch daran. Der sagte zu ihm: „Ich bitt' dich, laß mich noch leben! Ich bin kein rechter Fisch, sondern ein verwünschter Prinz, was hülfe dir das, wenn du mich töten würdest? Setz' mich wieder ins Wasser und laß mich fortschwimmen." „Nun," sagte der Fischer, „du brauchst nicht so viel Worte zu machen; denn einen Fisch, der sprechen kann, hätt' ich doch wieder schwimmen lassen." Da setzte er ihn wieder in das Wasser, und der Fisch tauchte unter das Wasser und ließ einen langen Streifen Blut hinter sich.

Der Mann aber ging zu seiner Frau in die Hütte. „Mann," sagte die Frau, „hast du heute nichts gefangen?" — „Nein," sprach der Mann, „ich fing einen Fisch, der sagte, er wäre ein verwünschter Prinz; da hab' ich ihn wieder schwimmen lassen." — „Ei, hast du dir denn nichts gewünscht?" fragte die Frau. — „Nein," sprach der Mann, „was soll ich mir denn wünschen?" „Ach," sagte die Frau, „das ist doch gar nicht schön, immer in der Hütte wohnen; es ist so eng und schmutzig hier; geh noch einmal hin und wünsch uns ein kleines Haus!" Dem Manne war das zwar nicht recht, er ging

aber doch hin zur See, und wie er hinkam, da war die See gelb und grün, und er ging in das Wasser und rief:

„Mandje, Mandje! Timpe te!
Fischchen, Fischchen in der See!
Meine Frau, die Ilsebill,
will nicht so, wie ich wohl will."

Da kam der Fisch heraufgeschwommen und sprach: „Na, was will sie denn?" — „Ach!" sagte der Mann, „weil ich dich doch gefangen gehabt hätte, so sagt meine Frau, ich hätt' mir auch etwas wünschen sollen. Sie will nicht mehr in der Hütte wohnen und möchte gern ein kleines Haus haben." — „Geh nur heim," sprach das Fischchen, „sie ist darin."

Da ging der Mann heim, und seine Frau stand in der Tür eines ganz neuen Hauses und rief ihm entgegen: „Komm nur herein! Sieh, das ist doch viel besser!" Und da war in dem Hause Stube, Kammer und Küche und Speisekammer, und dahinter war ein Gärtchen voll schöner Blumen, Gemüse und Früchte und ein Hof, und in dem Hofe waren lauter Hühner und Enten. „Sieh," sagte die Frau, „das ist doch schön?" „Ach," rief da der Mann aus, „so soll es bleiben, wie vergnügt wollen wir jetzt leben!" — „Nun," sagte die Frau, „wir wollen's versuchen."

Nach acht oder vierzehn Tagen aber sprach die Frau: „Mann, das Haus ist doch gar zu eng, und Garten und Hof sind doch gar zu klein; der Fisch hätte uns schon ein größeres Haus schenken können; ich möchte doch lieber in einem steinernen Schlosse wohnen. Weißt du was? Geh' hin zum Fisch und sag' ihm, er solle uns ein Schloß geben." — „Frau," sagte der Mann, „der Fisch hat uns erst ein Haus gegeben; ich mag nicht schon wieder kommen; den Fisch möcht's verdrießen." — „Ei was," sprach die Frau, „ich weiß, er kann das recht gut und tut's auch gern; geh' nur getrost hin." Da ging der Mann mit schwerem Herzen zur See und dachte: „Recht ist das nicht", und wie er hinkam, da war das Wasser

ganz violett und grau und dunkelblau, doch es war noch ruhig und still. Und der Mann stellte sich davor und rief:

„Mandje, Mandje! Timpe te!
Fischchen, Fischchen in der See!
Meine Frau, die Ilsebill,
will nicht so, wie ich wohl will."

„Na, was will sie denn?" sagte der Fisch. — „Ach!" sprach der Mann ganz betrübt, „meine Frau will in einem steinernen Schlosse wohnen." — „Geh nur hin, sie steht vor der Tür desselben!" sagte der Fisch.

Da ging der Mann hin, und seine Frau stand vor einem großen Palast, und sie nahm ihn bei der Hand und sagte: „Sieh, Mann, was ist das schön!" Und nun gingen sie miteinander hinein, und wie sie hineinkamen, da waren so viele Bediente, und die Wände waren prächtig mit schönen Tapeten verziert, und hinter dem Schlosse war ein großer Garten mit einem Wald, und darin waren Hirsche, Rehe und Hasen, und in dem Hofe waren Kuh- und Pferdeställe. „Ach!" rief der Mann aus, „nun wollen wir auch in dem schönen Schlosse bleiben und zufrieden sein!" — „Das wollen wir uns bedenken", sprach die Frau, und sie gingen zu Bette.

Den andern Morgen, wie's schon heller Tag war, wacht die Frau auf, stößt ihren Mann mit dem Ellenbogen in die Seite und spricht: „Mann, steh' auf! Sieh einmal durchs Fenster auf das schöne, große Land! Wir müssen König werden über all das Land!" — „Ach, Frau," sagte der Mann, „warum wollen wir denn König werden? Ich mag nicht König sein!" — „Nun, da will ich König sein", spricht die Frau. — „Ach, Frau, wie kannst du König werden? Der Fisch wird das nicht tun!" — „Mann," sagte die Frau, „geh' gleich hin! Ich muß König sein." Da ging der Mann hin und war ganz betrübt, daß seine Frau König werden wolle. Und als er an die See kam, da war sie ganz schwarzgrau, und das Wasser brauste und schäumte. Da stellte er sich hin und rief:

„Mandje, Mandje! Timpe te!
Fischchen, Fischchen in der See!
Meine Frau, die Ilsebill,
will nicht so, wie ich wohl will."

„Na, was will sie denn?" sprach der Fisch. — „Ach!" sagte der Mann, „meine Frau will König werden." — „Geh' nur hin! Sie ist es schon!" sprach der Fisch.

Da ging der Mann heim, und wie er zum Schlosse kam, da war es viel größer als das alte, und Schildwachen gingen davor auf und ab, und er sah dort viele Soldaten, mit Pauken und Trompeten, und seine Frau saß auf einem hohen Thron von Gold und Diamanten und hatte eine große goldene Krone auf, und auf beiden Seiten standen sechs Jungfrauen, immer eine einen Kopf kleiner als die andre. „Ach!" sprach der Mann, „bist du nun König?" — „Ja," sagte sie, „ich bin König." Und als er sie eine Weile angesehen hatte, so sprach er:

„Ach, Frau, was ist das so schön, daß du König bist! Nun wollen wir uns nichts mehr wünschen!" — „Nein, Mann," antwortete sie, „das dauert allzu lang; ich kann das nicht aushalten. König bin ich, aber nun muß ich auch Kaiser werden!" — „Ach, Frau!" sagte der Mann, „was willst du Kaiser werden?" „Mann," sprach sie, „geh' zum Fisch; ich will Kaiser sein." — „Ach, Frau," sagte der Mann, „zum Kaiser kann er dich nicht machen; ich mag es dem Fischlein nicht sagen." — „Ich bin König," spricht die Frau, „und du bist mein Mann; geh' gleich hin!"

Da ging der Mann fort, und wie er so ging, da dachte er: „Das geht und geht nicht gut; Kaiser ist zu unverschämt, der Fisch wird's am Ende müde." Überdem kam er an die See, und da war das Wasser ganz schwarz und dick, und es ging ein solcher Sturmwind darüber hin, daß er die See um und um kehrte, und am Himmel stieg von beiden Seiten ein schwarzes Wetter auf; doch war der Himmel in der Mitte noch so ein bißchen blaß. Der Mann blieb zitternd stehen und rief:

„Mandje, Mandje! Timpe te!
Fischchen, Fischchen in der See!
Meine Frau, die Ilsebill,
will nicht so, wie ich wohl will."

„Na, was will sie denn?" sprach der Fisch. — „Ach," antwortete der Mann, „meine Frau will Kaiser werden." — „Geh' nur heim," sprach der Fisch, „sie ist es schon."

Und wie der Mann heim kam, da war das Schloß von poliertem Marmorstein, mit Figuren von Alabaster ausgeschmückt und goldenen Zieraten, und seine Frau saß auf einem sehr hohen Thron, der war von einem Stück Gold, und sie hatte eine große Krone auf, die war zwei Ellen hoch, und bei ihr auf zwei Seiten standen die Trabanten, immer einer kleiner als der andre, von dem allergrößten Riesen an bis zum kleinsten Zwerg, der nur so groß war als ein kleiner Finger; und vor ihr standen viele Fürsten und Grafen. Und da stellte sich der Mann unter sie und sprach: „Frau, bist du nun Kaiser?" — „Ja," sagte sie, „ich bin Kaiser." — „Ach!" sprach der Mann und sah sie so recht an, „Frau, was ist das schön, daß du Kaiser bist! Aber jetzt sei auch zufrieden; denn nun kannst du nichts mehr werden." — „Das will ich mir bedenken", sagte die Frau.

Und da gingen sie zu Bett; aber sie war nicht zufrieden, und die Gierigkeit ließ sie nicht schlafen, und sie dachte immer, was sie wohl noch werden wollte. Überdem ging die Sonne auf. Ha, dachte sie, als sie sie aus dem Fenster heraufkommen sah, kann ich nicht auch die Sonne aufgehen lassen? Da ward sie so recht grimmig und stieß ihren Mann: „Mann, geh' hin zum Fisch, ich will werden wie der liebe Gott!" Der Mann lag noch tief im Schlafe, aber er erschrak so, daß er aus dem Bette fiel. „Ach, Frau," sagte er, „geh' in dich und bleib' Kaiser!" — „Nein," sprach die Frau und rückte sich das Leibchen herauf, „ich bin nicht ruhig und kann das nicht aushalten; ich muß werden wie der liebe Gott!" — „Ach, Frau," sagte der Mann, „das kann der Fisch nicht." — „Mann,"

sagte sie und sah so recht gräßlich aus, „ich will werden wie der liebe Gott; geh' gleich hin zum Fisch!"

Das fuhr dem Manne durch die Glieder, daß er bebte vor Angst; draußen aber ging der Sturm, daß alle Bäume und Felsen hin und her wankten, und der Himmel war ganz schwarz, und es donnerte und blitzte. Und in der See sah man so hohe schwarze Wellen wie Berge, und sie hatten oben alle eine weiße Krone von Schaum. Da rief der Fischer:

„Mandje, Mandje! Timpe te!
Fischchen, Fischchen in der See!
Meine Frau, die Ilsebill,
will nicht so, wie ich wohl will."

„Na, was will sie denn?" fragte der Fisch. — „Ach!" sprach er, „sie will werden wie der liebe Gott." — „Geh' nur hin, sie sitzt wieder in der Hütte." Dort sitzen sie noch heute und diesen Tag.

Eine Kindergeschichte

Der Kirchhof, auf dem die zwei kleinen Kinder spielten, von denen ich erzählen will, lag hoch oben auf dem grünen Bergeshange. Das Dörfchen, zu dem er gehörte, lag schon hoch genug über dem waldigen Tal, so daß die Wolken es oft verdeckten, wenn man unten auf dem blauen Flusse vorüberfuhr. Doch der Kirchhof lag noch höher über dem Dorfe, so daß seine vielen schwarzen Kreuze recht in den blauen Himmel hineinragten. Es war ziemlich mühsam für die Leute, ihre Verstorbenen aus dem Dorfe nach dem Kirchhof zu tragen, denn der Weg war steil und steinig, bis man zu der grünen Matte kam, auf der der Kirchhof lag; doch sie taten es gern. Denn die Bergbewohner können es nicht im Tal aushalten; da wird es ihnen so dumpf und ängstlich zumute, wie uns in einem tiefen Keller — und ihre Toten noch weniger. Hoch oben auf dem Berge müssen sie begraben sein, so daß sie weit hinaus ins Land sehen können und hinunter ins Tal, wo die Schiffe fahren.

Ganz in der Ecke des Kirchhofes war ein verlassenes Grab. Es wuchs nur Gras auf ihm, und in dem Grase ganz versteckt ein paar wilde weiße oder blaue Blümchen, die niemand gepflanzt hatte. Denn in dem Grabe lag ein alter Hagestolz, der weder Weib, noch Kind, noch sonst irgend jemand hinterlassen hatte, der sich um sein Grab bekümmerte. Aus fremdem Lande war er gekommen, woher, das wußte keiner. Er war jeden Morgen auf die Kuppe des Berges gestiegen und hatte dort stundenlang gesessen. Einen Namen hatte er ja sicher gehabt; wie er aber gelautet, wußte

ebenfalls niemand, nicht einmal der Totengräber. Im Kirchenbuche standen nur drei Kreuze und dahinter „ein alter, fremder Hagestolz, gestorben am soundsovielten, im Jahre des Herrn soundso.“ —

Das ist nun freilich sehr wenig; aber die zwei kleinen Kinder des Totengräbers, von denen ich eben erzählen wollte, hatten das alte verlassene Grab in der Kirchhofsecke ganz besonders gern;

denn es war ihnen erlaubt, auf ihm zu spielen und herumzutrampeln, soviel sie Lust hatten, während sie die andern Gräber nicht anrühren durften. Diese waren alle sehr sorgfältig im Stande gehalten; das Gras war frisch geschnitten und dicht wie Samt, auch blühten allerhand Blumen auf ihnen, die der Totengräber täglich mit großer Sorgfalt begoß, wozu er sich das Wasser mühsam aus dem Dorfbrunnen heraufschleppen mußte. Auf vielen lagen auch Kränze und bunte Bänder.

„Trinchen,“ sagte der kleine Knabe, der vor dem verlassenen Grabe kniete, indem er sich wohlgefällig das Loch besah, welches er in die Seitenwand des Grabes mit seinen kleinen Händen hinein-

gegraben hatte, „Trinchen, unser Haus ist fertig. Ich habe es mit bunten Steinchen ausgepflastert und Blumenblätter darauf gestreut. Ich bin der Vater, und du bist die Mutter. — Guten Morgen, Mutter, was machen unsere Kinder?“

„Hans“, entgegnete die Kleine, „du mußt nicht so rasch spielen. Ich habe noch keine Kinder, aber ich werde gleich welche bekommen.“ Darauf lief sie zwischen den Gräbern und Büschen umher und kam, beide Hände mit Schnecken gefüllt, wieder:

„Höre, Vater, ich habe schon sieben Kinder, sieben wunderschöne Schneckenkinder!“

„Dann wollen wir sie gleich zu Bett bringen, denn es ist schon spät.“

Sie pflückten grüne Blätter ab, legten sie in das Loch, die bunten Schneckenhäuser darauf, und deckten jedes wieder mit einem grünen Blatte zu.

„Jetzt sei einmal still, Hänschen,“ rief das kleine Mädchen, „ich muß meine Kinder einsingen; das muß ich ganz allein machen. Der Vater singt nie mit. Du kannst unterdessen noch auf die Arbeit gehen.“

Und Hänschen lief fort, und Trinchen sang mit ganz feiner Stimme:

„Schlaft mir allzusammen ein,
meine lieben Kinelein
in euren weichen Betten.
Schlummert süß und schlafet aus,
steckt mir keins die Beinchen raus
unter eurer Decke!“

Aber das Blatt begann sich zu bewegen, und eine von den Schnecken steckte unter demselben ihren Kopf mit den feinen Hörnern hervor. Da tippte die Kleine sie mit dem Finger auf den Kopf, und sagte: „Warte, Gustel, du bist immer die Unartigste! Heute

früh hast du dich schon nicht wollen kämmen lassen. Willst du gleich wieder ins Bett!" Und sie sang noch einmal:

„Schlummert süß und schlafet aus,
steckt mir keins die Beinchen raus
unter eurer Decke!
Seid ihr dann geschlafen ein,
fliegt ein Engel ins Zimmer rein,
besieht sich alle sieben:
‚Deine Kinder sind alle weiß und rot,
ein' schönen Gruß vom lieben Gott,
ob sie auch fromm geblieben?'
‚Meine lieben Kinder sind alle fromm,
sie wollen gern in den Himmel komm'n,
schönen Dank für Milch und Wecken.
Bring wieder einen Gruß nach Haus;
es steckt auch keins die Beinchen raus
mehr unter seine Decke'."

Als sie ausgesungen hatte, waren die sieben Schnecken wirklich alle eingeschlafen, wenigstens lagen sie alle ganz still, und da Hänschen immer noch nicht zurückkehrte, lief die Kleine noch einmal im Kirchhof umher und suchte neue Schnecken. Sie sammelte eine große Zahl in ihrer Schürze und kehrte mit ihnen zum Grabe zurück. Da saß Hänschen und wartete.

„Vater," rief sie ihm entgegen, „ich habe noch hundert Kinder gekriegt!"

„Höre, Frau," erwiderte der Kleine, „hundert Kinder sind sehr viel. Wir haben bloß einen Puppenteller und zwei Puppengabeln. Womit sollen die Kinder essen? Hundert Kinder hat auch gar keine Mutter. Es gibt auch nicht hundert Namen. Wie sollen wir unsere Kinder taufen? Trag' sie wieder fort."

„Nein, Hänschen," sagte das kleine Mädchen, „hundert Kinder sind sehr hübsch. Ich brauche sie alle." —

Indem kam die junge Frau des Totengräbers mit zwei großen Butterbroten, denn die Vesperstunde hatte geschlagen. Sie küßte die beiden Kinder, hob sie auf das Grab und sagte: „Nehmt eure neuen Schürzen hübsch in acht.“ — Da saßen sie nun stumm wie Spatzen und aßen. —

Aber der alte Hagestolz in seinem einsamen Grabe hatte alles vernommen; denn die Toten hören alles sehr genau, was man an ihrem Grabe spricht. Er dachte an die Zeit, wo er noch ein kleiner Knabe gewesen war. Da hatte er auch ein kleines Mädchen gekannt, und sie hatten zusammen gespielt, hatten Häuser gebaut und waren Mann und Frau gewesen. Und dann dachte er an die spätere Zeit, wo er das kleine Mädchen noch einmal gesehen hatte, wie es schon erwachsen war. Nachher hatte er nie wieder etwas von ihm gehört, denn er war seine eigenen Wege gegangen, und die mußten wohl nicht sehr schön gewesen sein, denn je mehr er daran dachte und je mehr oben auf seinem Grabe die Kinder schwatzten, um so trauriger wurde er. Er fing an zu weinen und weinte immer mehr. Und als die Totengräberfrau die Kinder auf sein Grab setzte und sie ihm nun gerade auf der Brust saßen, weinte er noch viel mehr. Er versuchte seine Arme auszustrecken, denn es war ihm so, als müsse er die Kinder an sein Herz drücken. Aber es ging nicht, denn auf ihm lagen sechs Fuß Erde, und sechs Fuß Erde wiegen schwer, sehr schwer. Da weinte er noch mehr; und er weinte immer noch, als die Totengräberfrau längst die Kinder geholt und zu Bett gebracht hatte.

Als aber der Totengräber am nächsten Morgen durch den Kirchhof ging, da war aus dem alten verlassenen Grabe eine Quelle entsprungen. Das waren die Tränen, die der alte Hagestolz geweint hatte. Sie rieselte hell aus dem Grabhügel hervor und kam gerade aus dem Loche, wo die beiden Kinder ihr kleines Häuschen hineingegraben hatten. Da freute sich der Totengräber, denn nun brauchte er das Wasser zum Begießen der Blumen nicht mehr aus dem Dorfe den steilen Weg herauf zu tragen. Er machte für die Quelle eine ordentliche Leitung und faßte sie mit großen Steinen

ein. Von jetzt an begoß er mit dem Wasser der neuen Quelle alle Gräber auf dem Kirchhofe, und die Blumen auf ihnen blühten nun schöner wie je zuvor. Nur das Grab, worin der alte Hagestolz lag, begoß er nicht, denn es war ja ein altes, verlassenes Grab, nach dem niemand fragte. Trotzdem wuchsen aber auf ihm die wilden Bergblumen üppiger wie an jedem anderen Orte, und die beiden Kinder saßen oft an der Quelle, bauten Mühlen und ließen Papierkähnchen auf ihr schwimmen. —

Klein-Frik mit der Geige

Es war einmal ein Häusler, der hatte einen einzigen Sohn; der Junge aber war zart und kränklich, so daß er nicht auf Arbeit gehen konnte.

Er hieß Frik, und da er überdies auch sehr klein von Gestalt war, nannte man ihn Klein-Frik. Daheim gab es wenig zu nagen und zu beißen; deshalb ging sein Vater mit ihm ins Dorf, um ihn als Hirten- und Laufbuben zu verdingen. Aber niemand wollte seinen Jungen nehmen, bis er endlich zum Dorfrichter kam; der wollte ihn nehmen, denn er hatte eben seinen Laufbuben fortgejagt, und niemand wollte sich bei ihm verdingen, denn es hieß, er sei ein schlechter Mensch.

„Etwas ist besser als gar nichts", dachte der Häusler; der Junge habe dann wenigstens das tägliche Brot, denn bei dem Dorfrichter sollte er um seinen Unterhalt dienen, von Lohn und Kleidern war gar nicht die Rede.

Nachdem nun der Junge drei Jahre bei dem Dorfrichter gewesen war, wollte er weiter, und da gab ihm der Dorfrichter seinen ganzen Lohn auf einmal. Einen Heller fürs Jahr bekam er. Weniger könne er nicht geben, sagte der Dorfrichter, und so bekam der Junge drei Heller auf einmal.

Klein-Frik aber meinte, das sei viel Geld — er hatte ja noch nie so viel zu eigen gehabt; aber er fragte doch, ob er nicht auch sonst noch etwas bekäme.

„Du hast schon mehr bekommen, als ausgemacht war", sagte der Dorfrichter.

„Bekomme ich denn nicht auch einen Anzug?“ fragte Klein-Frik. „Was ich hatte, als ich herkam, ist verbraucht, und ich habe seitdem nichts Neues bekommen.“ Jetzt sei er so zerlumpt, daß die Fetzen nur so an ihm herunterhingen, sagte er.

„Wenn du das bekommen hast, was ausgemacht worden ist, und drei Heller noch obendrein, dann habe ich nichts mehr mit dir zu tun“, sagte der Dorfrichter. Aber er dürfe doch noch in die Küche gehen und sich dort etwas zu essen in sein Ränzel tun lassen, fügte er hinzu. Das tat Klein-Frik, und dann ging er der Stadt zu, um sich Kleider zu kaufen. Er war lustig und vergnügt, denn er hatte ja früher nie einen Heller gesehen, und alle Augenblicke fühlte er, ob er auch alle drei noch habe. Nachdem er eine gute Strecke gegangen war, kam er in ein enges, von hohen Felsen umschlossenes Tal, das aussah, als habe es gar keinen Ausgang. Klein-Frik fragte sich, was wohl auf der anderen Seite dieser Felsen sei und wie er wohl hinübergelangen könnte.

Aber aufwärts mußte er, und so stieg er denn hinauf; er konnte jedoch nicht viel aushalten und mußte deshalb häufig verschnaufen; und dann rechnete er jedesmal nach, wieviel Geld er hatte. Als er ganz oben angekommen war, sah er nichts weiter als moosbewachsenen Felsengrund; da setzte er sich nieder, um zu sehen, ob er seine Heller noch habe, und ehe er sich's versah, stand ein Bettelmann vor ihm, der war so groß und lang, daß Klein-Frik laut aufschrie, als er sah, wie unerhört groß dieser Bettelmann war.

„Fürchte dich nicht,“ sagte dieser, „ich tue dir nichts zuleide, sondern möchte dich nur im Namen Gottes um ein Almosen bitten.“

„Daß Gott erbarm',“ sagte der Junge, „ich habe nichts als drei Heller, und damit wollte ich eben in die Stadt, um mir Kleider zu kaufen“, sagte er.

„Da bin ich schlimmer dran als du,“ meinte der Bettler, „ich hab' nicht einen einzigen Heller und bin sogar noch viel zerlumpter als du!“

„Ja, dann muß ich dir eben einen geben!“ sagte der Junge. Und so tat er. — Nachdem er wieder eine Weile gegangen war,

fühlte er sich so müde, daß er wieder ausruhen mußte. Als er aufblickte, stand wieder ein Bettelmann vor ihm; aber der war noch größer und häßlicher als der erste; da fing der Junge laut zu schreien an.

„Fürchte dich nicht vor mir, ich tue dir nichts zuleide, sondern möchte dich nur um Gottes willen um ein Almosen bitten", sagte der Bettelmann.

„Daß Gott erbarm'!" rief der Junge, „ich habe ja nur noch zwei Heller, und damit muß ich in die Stadt und mir Kleider kaufen. Wärest du mir früher begegnet, dann . . . ."

„Ich bin schlimmer dran als du," sagte der Bettelmann, „denn ich habe keinen Heller, dagegen aber einen größeren Körper und schlechtere Kleider."

„Ja, dann muß ich dir eben einen Heller geben", sagte der Bursche. Und so tat er. — Wieder wanderte er eine Weile, bis er müde war und ausruhen mußte. Kaum hatte er sich's bequem gemacht, als wieder ein Bettelmann vor ihm stand. Der aber war so groß und so häßlich und so lang, daß der Junge an ihm hinaufsehen mußte, weiter und immer weiter, bis er kerzengerade zum Himmel hinauf guckte; und als er sah, wie groß, zerlumpt und häßlich der Mann war, brach er in lautes Geschrei aus.

„Fürchte dich nicht, mein Junge," sagte der Bettelmann, „ich tue dir nichts zuleide, sondern bin nur ein Bettelmann, der im Namen Gottes um ein Almosen bittet."

„Gott erbarme sich!" sagte der Junge, „jetzt habe ich nur noch einen einzigen Heller, und mit diesem will ich mir in der Stadt Kleider kaufen. Wärest du mir früher begegnet, dann . . ."

„Ich aber habe gar keinen Heller und einen größeren Körper und schlechtere Kleider, deshalb bin ich schlimmer dran als du", sagte der Bettelmann.

Ja, dann müsse er ihm eben seinen letzten Heller geben, sagte Klein-Frik, das helfe alles nichts; jetzt habe jeder einen, nur er habe keinen.

Adolf Winkler

„Nun, da du so ein gutes Herz hast," sagte der Bettelmann, „will ich dir für jeden Heller einen Wunsch erfüllen!"

Die drei Heller hatte nämlich ein und derselbe Bettelmann bekommen; er hatte nur jedesmal ein anderes Aussehen angenommen, so daß ihn der Junge nicht wiedererkennen konnte.

„Ich habe von jeher eine so große Freude am Geigenspiel gehabt und besonders, wenn sich die Leute so daran erfreuten, daß sie jubelten und tanzten", sagte der Junge. „Wenn ich mir also wünschen darf, was ich will, so wünsche ich mir eine Geige, nach der alles, was Leben in sich hat, tanzen muß", meinte er.

Die Geige solle er bekommen, sagte der Bettler. Aber das sei ein törichter Wunsch gewesen. „Für die beiden anderen Heller mußt du dir etwas Besseres wünschen", sagte der Bettler.

„Ich hab' von jeher so eine große Freude am Jagen und Schießen gehabt," sagte Klein-Frik, „und wenn ich mir etwas wünschen darf, wünsche ich mir eine Flinte, die alles trifft, worauf ich ziele, und wenn es noch so weit weg sein sollte."

Die Flinte solle er bekommen, meinte der Bettelmann. Aber das sei ein törichter Wunsch. „Du mußt dir für den letzten Heller etwas Besseres wünschen", sagte er.

„Ich habe mir immer gewünscht, mit freundlichen, gutherzigen Leuten zusammenzukommen," sagte Klein-Frik; „wenn ich also das bekommen soll, was ich mir wünsche, möchte ich, daß niemand mir das erste, worum ich ihn bitte, verweigern kann."

„Dieser Wunsch ist nicht so töricht", sagte der Bettler, und dann verschwand er zwischen den Hügeln, und der Junge sah ihn nicht mehr. Hierauf legte er sich schlafen, und am nächsten Tag kam er mit seiner Geige und seiner Flinte von den Bergen herunter.

Zuerst ging er zum Kaufmann und bat um Kleider, und auf einem Bauernhof bat er um ein Pferd und auf einem anderen um einen Schlitten, und wieder wo anders um einen Pelz; niemand konnte ihm etwas abschlagen. Wenn die Leute noch so große Geizhälse waren, — sie mußten ihm geben, worum er sie bat. Schließlich fuhr er wie ein vornehmer Herr mit Schlitten und Pferd durchs

Dorf. Nachdem er nun eine Weile gefahren war, begegnete er dem Dorfrichter, bei dem er gedient hatte.

„Guten Tag, Dienstherr!“ sagte Klein-Frik mit der Geige, während er anhielt und ihn grüßte.

„Guten Tag!“ sagte der Dienstherr, „bin ich dein Dienstherr gewesen?“ fragte er.

„Jawohl, erinnerst du dich denn nicht mehr, daß ich dir drei Jahre lang um drei Heller gedient habe?“ sagte Klein-Frik.

„Potztausend alle Welt, du hast es aber schnell zu etwas gebracht! Wie ist denn das zugegangen, daß du so ein vornehmer Herr geworden bist?“

„Oh, das hat sich so gemacht!“ sagte Klein-Frik.

„Bist du so lebenslustig geworden, daß du auch noch mit einer Geige umherziehst?“ fragte der Dorfrichter.

„Ja, ich hätte die Leute immer gerne tanzen lassen,“ sagte der Bursche; „aber das Beste, was ich habe, ist diese Flinte hier,“ fuhr er fort, „denn sie trifft alles, worauf ich ziele, und wenn es noch so weit weg wäre! Siehst du die junge Krähe auf dem Zweig dort drüben?“ fragte Klein-Frik. „Was wettest du, daß ich sie von hier aus treffe?“

Nein, das könne er nicht, behauptete der Dorfrichter, und darauf würde er, wenn es sein müßte, gleich Pferd und Hof und hundert Taler wetten; aber er wolle jetzt doch alles Geld, das er bei sich habe, setzen, und den Vogel wolle er auch holen, sobald er vom Baume falle, denn er glaube nun und nimmer, daß man mit einer Flinte so weit schießen könnte. Doch sobald der Schuß knallte, fiel die Krähe herunter und in einen großen Dornbusch. Der Dorfrichter lief in das Gebüsch, hob sie auf und zeigte sie dem Burschen. In demselben Augenblick aber begann dieser seine Fiedel zu streichen, und der Dorfrichter fing an zu tanzen, daß die Dornen ihn elendiglich zerfetzten. Der Bursche spielte, und der Dorfrichter tanzte und weinte und flehte, bis schließlich die Fetzen flogen und er fast keinen Faden mehr auf dem Leibe hatte.

„So, nun bist du wohl ebenso zerlumpt wie ich war, als ich aus

deinem Dienst austrat," sagte der Junge, „nun mag es genug sein!" Aber vorher mußte ihm der Dorfrichter noch das geben, was er gewettet hatte, wenn er den Vogel treffen sollte. Als der Junge in die Stadt kam, ging er in ein Wirtshaus; er spielte auf, und alle Gäste tanzten; der Bursche war lustig und fidel und hatte keinerlei Sorgen, denn niemand konnte ihm etwas abschlagen, wenn er darum bat.

Aber als sie mitten im besten Spielen waren, kamen die Schergen und wollten den Burschen aufs Rathaus schleppen; denn der Dorfrichter hatte ihn verklagt und gesagt, der Junge habe ihn überfallen, ausgeplündert und ihn beinahe umgebracht; dafür sollte er jetzt ohne Gnade gehenkt werden.

Aber Klein-Frik hatte eine Hilfe in aller Not, nämlich seine Geige; er nahm sie zur Hand und spielte, da mußten die Schergen tanzen, bis sie am Boden lagen und nach Luft schnappten.

Nun schickte man Soldaten und Wachen aus, aber ihnen erging es nicht besser. Sobald Klein-Frik die Geige zur Hand nahm, mußten sie tanzen, solange er den Fiedelbogen über die Saiten streichen lassen konnte; aber die anderen konnten schon lange nicht mehr. Schließlich lauerten sie ihm auf und ergriffen ihn bei Nacht, während er schlief; und sobald man ihn gefangen hatte, wurde er verurteilt und sollte gleich gehenkt werden, und dann ging es auch flugs hinaus zum Galgen. Eine große Menge Volk strömte zusammen, um diesen wunderbaren Menschen zu sehen. Der Dorfrichter war auch darunter, und er war seelenvergnügt, weil er nun für sein Geld und seine Haut Genugtuung erhalten sollte und sehen könnte, wie Klein-Frik gehängt würde. Aber das ging nicht so rasch, denn Klein-Frik war gar elend und stellte sich noch viel elender, als er war. Seine Geige und die Flinte schleppte er überdies auch mit sich, und niemand wagte es, sie ihm zu nehmen.

Als er an dem Galgen angekommen war und die Leiter hinaufsteigen sollte, ruhte er auf jeder Sprosse aus, und auf der obersten setzte er sich nieder und fragte, ob man ihm den letzten Wunsch verweigern könne, ob er nicht noch eines tun dürfe; er habe eine große

Sehnsucht, seine Geige noch einmal zu hören und auf ihr zu spielen, ehe er gehängt werde.

Nein, es wäre eine Sünde und eine Schande, wenn man ihm das verweigern würde, sagten die Umstehenden; denn man konnte ihm ja nichts abschlagen, wenn er darum bat. Aber der Dorfrichter bat ums Himmels willen, sie sollten ihn doch ja nicht eine einzige Saite berühren lassen, sonst seien sie alle verloren; aber wenn der Bursche spielen dürfe, müsse man ihn selbst an der Birke dort drüben festbinden.

Klein-Frik säumte nicht lange, seine Geige ertönte, und wer immer da war, sowohl Zweifüßler als Vierfüßler, Propst und Pfarrer, Schreiber und Vogt, Richter und Henker, Hunde und Schweine, alle tanzten und lachten und schrien durcheinander; die einen tanzten, bis sie wie tot dalagen, andere, bis sie in Ohnmacht fielen; allen ging es schlecht, am schlechtesten aber ging es dem Dorfrichter, denn er war an die Birke angebunden, und an dieser scheuerte er sich große Fetzen vom Rücken ab. Niemand dachte daran, Klein-Frik etwas zu tun; er durfte mit seiner Flinte und Geige gehen, wohin er wollte, und er lebte immer glücklich und in Frieden und in Freuden, denn niemand konnte ihm das erste, worum er bat, abschlagen.

Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern

Es war entsetzlich kalt; es schneite, und der Abend brach schon herein; es war der letzte Abend des Jahres, Silvesterabend. In dieser Kälte und Dunkelheit wanderte ein kleines, armes Mädchen mit bloßem Kopf und nackten Füßen durch die Straßen. Freilich hatte sie ja Pantoffeln angehabt, als sie von Haus weggegangen war; aber was half's? Es waren mächtig große Pantoffeln; ihre Mutter hatte sie früher getragen, so groß waren sie, und die Kleine hatte sie verloren, als sie über die Straße eilte, während zwei Wagen schrecklich schnell vorbeifuhren. Der eine Pantoffel war nicht mehr zu finden gewesen, und mit dem andern war ein Junge davongelaufen. Er hatte gesagt, er wolle ihn als Wiege benutzen, wenn er selbst einmal Kinder haben würde.

Da ging nun das kleine Mädchen mit nackten Füßen, die rot und blau vor Kälte waren. In ihrer alten Schürze trug sie eine Menge Schwefelhölzer, und ein Bund hielt sie in der Hand. Niemand hatte ihr den ganzen Tag über etwas abgekauft; niemand hatte ihr auch nur einen Pfennig geschenkt. Hungernd und frierend schleppte sie sich weiter und sah so verzagt aus, die arme Kleine! Die Schneeflocken fielen auf ihr langes, blondes Haar, das in schönen Locken um den Nacken hinabfloß; doch daran dachte sie wahrhaftig nicht! Aus allen Fenstern strahlte heller Lichterglanz, und in allen Straßen duftete es so herrlich nach Gänsebraten. Es war ja Silvesterabend; ja, daran dachte sie!

In einem Winkel zwischen zwei Häusern, von denen das eine etwas weiter vorstand als das andere, setzte sie sich nieder und kauerte sich zusammen. Die kleinen Beinchen hatte sie an sich ge-

zogen; aber sie fror nur noch mehr, und nach Hause zu gehen, wagte sie sich nicht; denn sie hatte ja noch keine Schwefelhölzchen verkauft und noch keinen Pfennig erhalten. Von ihrem Vater würde sie gewiß Schläge bekommen, und kalt war es ja zu Hause auch.

Sie wohnten ganz oben unter dem Dache, durch das der Wind pfiff, obgleich die größten Ritzen mit Stroh und Lumpen verstopft waren.

Ihre kleinen Hände waren vor Kälte fast ganz erstarrt. Ach, wie gut mußte jetzt ein kleines Schwefelhölzchen tun! Wenn sie nur wagen durfte, eins aus dem Bunde herauszuziehen, es an der Wand anzustreichen und die Finger daran zu wärmen! Sie zog eins heraus. „Ritsch!“ wie sprühte das, wie brannte es! Es war eine warme, helle Flamme, wie ein kleines Licht, als sie die Hände darüberhielt. Oh, das war ein wunderbares Licht! Dem kleinen Mädchen schien es, als säße es vor einem großen Kachelofen mit blanken Messingbeschlägen. Das Feuer brannte so ausgezeichnet und wärmte so gut. Oh, wie wohltuend war das! Die Kleine streckte schon die Füße aus, um auch sie zu erwärmen, — da erlosch die Flamme. Der Kachelofen verschwand, — sie saß mit einem kleinen Stümpfchen des abgebrannten Schwefelhölzchens in der Hand da.

Ein neues wurde angesteckt. Es brannte, es leuchtete, und an-

der Stelle, wo der Schein auf die Mauer fiel, wurde diese durchsichtig wie ein Schleier. Sie sah gerade in die Stube hinein, wo der Tisch mit einem blendend weißen Tischtuch und mit feinem Porzellan gedeckt stand, und köstlich dampfte die mit Pflaumen und Äpfeln gefüllte gebratene Gans darauf. Und was noch herrlicher war, die Gans sprang aus der Schüssel und watschelte mit Messer und Gabel im Rücken über den Fußboden dahin, gerade auf das arme Mädchen zu. — Da erlosch das Schwefelhölzchen, und nur die dicke, kalte Mauer war zu sehen.

Sie zündete ein neues an. Da saß sie unter dem herrlichsten Weihnachtsbaume; er war noch größer und schöner geschmückt als der, den sie am letzten Christabend durch die Glastür bei dem reichen Kaufmanne gesehen hatte. Tausende von Lichtern brannten auf den grünen Zweigen, und bunte Bilder, wie sie an Schaufenstern zu sehen waren, blickten auf sie herab. Die Kleine streckte beide Hände danach aus, — da erlosch das Schwefelhölzchen. Die vielen Weihnachtslichter stiegen höher; sie sah jetzt erst, daß es die hellen Sterne waren. Einer von ihnen fiel herab und zog einen langen Feuerstreifen über den Himmel.

„Jetzt stirbt jemand!“ dachte die Kleine; denn ihre alte Großmutter ,die einzige, die sie liebgehabt hatte, die aber nun schon lange tot war, hatte ihr erzählt: „Wenn ein Stern herunterfällt, so steigt eine Seele zu Gott empor.“

Sie strich wieder ein Schwefelhölzchen an der Mauer an. Es gab einen hellen Lichtschein ringsumher, und in dem Glanze stand die alte Großmutter so klar und deutlich, so mild und freundlich da.

„Großmutter!“ rief die Kleine; „oh, nimm mich mit! Ich weiß, du bist fort, sobald das Schwefelhölzchen ausgeht, gerade wie der warme Kachelofen, der schöne Gänsebraten und der große, herrliche Weihnachtsbaum!“ — Und sie strich schnell das ganze Bund Schwefelhölzchen an; denn sie wollte die Großmutter recht lange festhalten. Die Schwefelhölzchen leuchteten mit einem solchen Glanze, daß es heller wurde als am lichten Tage. Die Großmutter war früher nie so schön, so groß gewesen! Sie nahm das kleine

Mädchen auf ihre Arme, und sie flog mit ihr empor in Glanz und Freude, so hoch, so hoch, und dort oben war weder Kälte noch Hunger noch Angst, — sie waren bei Gott.

Aber im Winkel am Hause saß in der kalten Morgenstunde das kleine Mädchen mit roten Backen, mit Lächeln um den Mund — tot, erfroren am letzten Abend des alten Jahres. Die Neujahrssonne ging auf über der kleinen Leiche, die mit den Schwefelhölzchen, wovon fast ein Bund verbrannt war, dasaß. „Sie hat sich wärmen wollen!“ sagte man. Niemand wußte, was sie Schönes gesehen hatte, in welchem Glanze sie mit der alten Großmutter eingegangen war zur Neujahrsfreude.

Siebenjahr

Es waren einmal zwei Brüder, ein reicher und ein armer. Der Arme wurde Witwer, und seine Frau ließ ihm ein Töchterchen zurück, das stand im siebenten Jahre, darum nannte man es Siebenjahr. — Der Reiche schenkte Siebenjahr ein armseliges Kälbchen, und sie tränkte es, fütterte und pflegte es, und aus dem Kälbchen ward eine prächtige Kuh, die brachte ein Kalb mit goldenen Hufen zur Welt. Da kamen die Töchter des reichen Onkels auf Besuch und sahen das Kalb; dann gingen sie fort und sagten es dem Vater. Der Reiche wollte sich das Kalb aneignen, aber der Arme gab es nicht her. Sie stritten miteinander, gingen zum Woiwoden und baten, ihren Handel zu schlichten. Der Reiche sagte: „Ich habe meiner Nichte nur das Kälbchen geschenkt, nicht seine Nachzucht!“ Der Arme jedoch sagte: „Das Kälbchen ist mein, also ist auch die Nachzucht mein!“ Wie sollte man da entscheiden? Der Woiwode sprach zu ihnen: „Löst mir drei Rätsel! Wer sie errät, dem soll das Kälbchen gehören. Zuerst erratet: Was ist das Schnellste von allem?“ Die Bauern gingen heim. — Da dachte der Arme bei sich: „Was soll ich wohl nennen?“ Und er sprach zu seiner Tochter Siebenjahr: „Töchterchen! Der Woiwode befiehlt zu erraten, was das Schnellste ist auf der Welt. Was soll ich ihm nun wohl antworten?“ „Sei nicht traurig, Väterchen! Bete zum Heiland, und lege dich schlafen.“ Und er legte sich zur Ruhe. — Am Morgen weckte ihn Siebenjahr: „Steh auf, Väterchen! Es ist Zeit, zum Woiwoden zu gehen. Mach' dich auf und sage ihm: das Schnellste auf der Welt ist der Gedanke!“ Der Bauer erhob sich und ging zum Woiwoden. Auch der Bruder

kam hin. Der Woiwode trat zu ihnen hinaus und fragte: „Nun, so sagt mir, was ist das Schnellste von allem?“ Der Reiche sprang vor und rief: „Ich hab' ein so schnelles Roß, daß niemand es einholt: es ist das Schnellste von allem, was es gibt!“ Der Arme jedoch sagte: „Der Gedanke ist das Schnellste auf der Welt!“ Der Woiwode staunte und fragte: „Wer hat dich das gelehrt?“ „Meine Tochter Siebenjahr!“ „Dann gut! Erratet jetzt: was ist das Fetteste auf der Welt?“ Die Bauern gingen heim. Und wieder tröstete Siebenjahr und sagte: „Bete zum Heiland und lege dich schlafen!“ — Und am andern Morgen sagte sie: „Väterchen, wenn der Woiwode fragt, so sage: die Erde ist das Fetteste, denn sie bringt Früchte aller Art hervor!“ Der Bauer erhob sich und ging zum Woiwoden; auch der Reiche kam hin. Der Woiwode fragte, und der Reiche rief: „Ich habe einen Eber, der ist so fett, daß es nichts Fetteres mehr gibt! Er ist von allem das Fetteste!“ Der Woiwode lachte und fragte den Armen: „Und was sagst du dazu?“ „Die Erde ist das Fetteste, denn sie bringt Früchte aller Art hervor!“ Der Woiwode erstaunte und fragte: „Wer hat dich das gelehrt?“ „Meine Tochter Siebenjahr!“ „Gut! Nun erratet: was ist das Holdeste auf der Welt?“

Die Bauern gingen heim. Der Arme kam und erzählte Siebenjahr das dritte Rätsel. Diese sprach: „Der Morgen ist klüger als der

Abend! Bete zum Heiland, und leg' dich schlafen!" Am Morgen weckte sie ihn und sprach: „Steh' auf, mein Väterchen! Es ist Zeit, zum Woiwoden zu gehen! Fragt er dich, so antworte: Dem Menschen ist das Holdeste der Schlaf, denn im Schlaf vergißt man jedes Leid!" Der Vater erhob sich und ging zum Woiwoden. Der kam zu ihnen hinaus und sagte: „Nun, was ist das Holdeste auf der Welt?" Da rief der Reiche schnell: „Das Weib ist das Holdeste auf der Welt!" Der Woiwode lachte und fragte den Armen: „Und was meinst du?" „Der Schlaf ist dem Menschen das Holdeste auf der Welt, denn im Schlaf vergißt man jedes Leid!" Der Woiwode staunte und fragte: „Wer hat dich das gelehrt?" „Meine Tochter Siebenjahr."

Da ging der Woiwode in seine Gemächer, kam mit einem Sieb voll Eier wieder heraus und sprach: „Geh hin und bring' deiner Tochter dieses Sieb voll Eier, sie soll bis morgen aus ihnen Kücken ausbrüten!" — Der Arme ging heim, weinte und erzählte Siebenjahr, was der Woiwode ihm aufgetragen hatte.

„Väterchen, gräme dich nicht! Bete zum Heiland und leg' dich schlafen, der Morgen ist klüger als der Abend!" — Am nächsten Tage weckte sie den Vater: „Väterchen, steh' auf, es ist Zeit, zum Woiwoden zu gehen. Hier, nimm mit, bring' ihm ein wenig Hirsekorn und sag' ihm, die Kücken würden gleich fertig sein, aber mit frischem Sommerkorn müßten sie gefüttert werden; darum soll er es säen, und nach einer halben Stunde muß das Korn reif sein, und dann soll er es mir gleich senden." Der Alte erhob sich und ging zum Woiwoden. Der kam heraus und fragte: „Nun, hast du die Kücken mitgebracht?" — „Ja, meine Tochter sagt, daß sie nach einer halben Stunde da sein werden. Aber man muß sie mit Sommerhirsekorn füttern, sagt sie; darum hat sie etwas Korn mitgeschickt, damit Ihr es sät, und alles soll nach einer halben Stunde fertig sein." „Aber ist es denn möglich, daß das Korn in einer halben Stunde heranwachse und reif werde?" „Aber ist es denn möglich, Kücken in einer Nacht auszubrüten?" Der Woiwode konnte nichts machen. Siebenjahr hatte ihn überlistet! Da gab er dem

Armen ein Garn und sprach: „Deine Tochter soll bis morgen Leinwand spinnen und mir ein Hemd nähen!“ Der Vater ward traurig, ging fort und erzählte alles Siebenjahr. „Väterchen, gräme dich nicht,“ sagte Siebenjahr, „bete zum Heiland und leg dich schlafen, der Morgen ist klüger als der Abend!“ Der Vater legte sich hin und schlief ein. — Am Morgen weckte ihn Siebenjahr: „Steh' auf, Väterchen! Es ist Zeit, zum Woiwoden zu gehen. Mach' dich auf, bring' ihm Leinsamen und sage, daß das Hemd fertig sei, aber womit soll ich den Kragen durchsteppen? Mag er den Samen aussäen, damit er heranwächst und reif wird, und nach einer halben Stunde soll er mir den Faden schicken!“ Der Vater ging hin und sagte alles dem Woiwoden. Der aber sprach: „Wie ist es denn möglich, daß der Flachs in einer halben Stunde heranwächst, und daß man aus ihm Fäden spinne?“ „Kann man denn aber in einer Nacht Leinwand spinnen und ein Hemd nähen?“ Wieder hatte Siebenjahr den Woiwoden überlistet!

Da sprach er zu dem Alten: „Geh hin und sag' deiner Tochter, sie solle zu uns kommen, nicht zu Fuß und nicht zu Pferde, nicht im Schlitten und nicht im Wagen, nicht nackt und nicht bekleidet, und nicht mit Geschenk, und nicht ohne Geschenk!“ Der Vater kam heim und erzählte alles der Tochter. Am nächsten Tage legte Siebenjahr ihre Kleider ab und wickelte sich in ein Fischernetz, nahm eine Taube mit sich und lief zum Woiwoden auf Schneeschuhen. Sie kam zu ihm und gab ihm die Taube, aber sie riß sich gleich los und flog davon. Und so hatte Siebenjahr den Woiwoden wieder überlistet; doch sie gefiel ihm sehr, und er sprach zu ihr: „Morgen komm ich selbst zu Euch!“ Da fuhr der Alte in die Stadt, um Vorräte einzukaufen und den Gast bewirten zu können.

Gleich am anderen Morgen kam der Woiwode an Siebenjahrs Hause vorgefahren. Da war aber weder ein Hof, noch selbst ein Pflock, nur der Schlitten und der Wagen standen vor dem Hause. Der Woiwode sah sich um, wo er sein Pferd anbinden könne. Er trat zum Fenster heran und fragte Siebenjahr: „Wo kann ich wohl mein Pferd anbinden?“ „Bind' es zwischen Sommer

und Winter an!“ Der Woiwode dachte und dachte darüber nach und kam nur mit Mühe darauf, daß zwischen Winter und Sommer heißen sollte: zwischen Schlitten und Wagen.

Dann ging er ins Zimmer und fragte: „Wo ist dein Vater, und wann kehrt er zurück?“ „Mein Vater ist in der Stadt; fährt er mit einem Umweg, wird er bald hier sein, fährt er aber geradezu, wird er auch nach drei Tagen noch nicht zurück sein.“ — „Wie geht das wunderlich zu. Was soll das bedeuten?“ „Das bedeutet: geradezu geht es durch den Sumpf, doch auf dem Umweg auf der Straße.“

Danach freite der Woiwode um Siebenjahr, doch unter der Bedingung, daß sie sich nicht in die Angelegenheiten seines Amtes mischen dürfe; hielte sie aber ihr Versprechen nicht, dann würde er sie mit dem, was ihr das Liebste sei, zurück zu ihrem Vater schicken.

Sie wurden getraut und lebten glücklich und zufrieden. War es lange nach dem oder nicht — da bat ein Bauer einen anderen um ein Pferd, damit er vom Felde Rüben einfahren könne. Jener gab ihm das Pferd; der Bauer fuhr fort und kam erst spät am Abend zurück. Darum brachte er das Pferd nicht gleich dem Besitzer, sondern band es an seinen Wagen an. Am Morgen stand er auf und sah unter dem Wagen ein Füllen liegen.

„Das Füllen ist mein, es liegt unter dem Wagen; gewiß hat es die Rübe oder der Wagen geworfen.“ Der andere aber, dem das Pferd gehörte, sagte: „Das Füllen ist mein!“ Sie stritten sich hin und her und gingen zum Woiwoden, ihr Recht zu verlangen. Der Woiwode entschied: „Das Füllen ist unter dem Wagen gefunden worden, so gehört es auch dem, dem der Wagen gehört!“ Das hörte Siebenjahr mit an, konnte nicht an sich halten und sagte ihrem Manne, daß er unrecht richte.

Der Woiwode geriet in Zorn und verlangte die Scheidung. Nach dem Mittagessen sollte Siebenjahr wieder zu ihrem Vater zurückfahren. Doch während des Essens machte sie ihren Mann ganz betrunken. Er trank sich voll und schlief ein. Da be-

fahl sie, den Schlafenden in den Wagen zu legen und fuhr mit ihm zu ihrem Vater. Dort wachte der Woiwode auf und fragte: „Wer hat mich hierher gebracht?“ „Ich habe dich hergefahren,“ sagte Siebenjahr, „wir machten ja aus, daß ich mitnehmen dürfe, was mir das Liebste sei! Da nahm ich nun dich mit!“ Der Woiwode staunte über ihre Klugheit, versöhnte sich mit ihr und kehrte nach Hause zurück, und sie lebten fortan glücklich und in Frieden.

Der fliegende Koffer

Es war einmal ein Kaufmann, der war so reich, daß er die ganze Straße und fast noch eine kleine Gasse dazu mit Silbergeld pflastern konnte. Aber das tat er nicht; er wußte sein Geld besser anzuwenden. Gab er einen Schilling aus, so bekam er einen Taler wieder; solch ein tüchtiger Kaufmann war er — bis er starb.

Nun bekam sein Sohn all das viele Geld. Der lebte lustig und vergnügt, ging jede Nacht auf Maskenbälle, machte Papierdrachen aus Reichsbanknoten und warf mit Goldstücken statt mit Steinen über den See. So konnte das Geld schon alle werden, und das wurde es auch. Zuletzt besaß er nur noch vier Schillinge und hatte keine andern Kleider mehr als ein Paar Pantoffeln und einen alten Schlafrock. Nun kümmerten sich seine Freunde nicht länger um ihn, da sie sich ja mit ihm zusammen nicht auf der Straße sehen lassen konnten. Nur einer von ihnen, der gutmütig war, sandte ihm einen alten Koffer und ließ ihm sagen: „Pack' ein!" Ja, das war wohl recht gut gemeint; aber er hatte nichts mehr einzupacken, und so setzte er sich selbst in den Koffer.

Das war ein merkwürdiger Koffer! Sobald man auf das Schloß drückte, konnte der Koffer fliegen. Das tat er, und fips! flog er mit ihm durch den Schornstein hoch über die Wolken empor und immer weiter und weiter fort. Zuweilen knackte es in dem Boden, und er hatte große Angst, daß der Koffer in Stücke gehen könnte; dann hätte er einen tüchtigen Purzelbaum geschlagen. Gott bewahre uns! — Schließlich kam er aber doch wohlbehalten in

das Land der Türken. Den Koffer verbarg er im Walde unter den dürren Blättern und ging dann in die Stadt hinein. Das konnte er hier ganz gut wagen; denn bei den Türken gingen ja alle so wie er im Schlafrock und Pantoffeln. Da begegnete er einer Amme mit einem kleinen Kinde. „Höre, du Türkenamme," sagte er, „was ist das für ein großes Schloß hier dicht bei der Stadt, dessen Fenster so hoch sitzen?"

„Da wohnt die Tochter des Sultans", erwiderte sie. „Es ist ihr prophezeit worden, daß sie über einen Geliebten sehr unglücklich werden würde, und deshalb darf niemand zu ihr kommen, wenn nicht der Sultan und die Sultanin dabei sind."

„Ich danke!" sagte der Kaufmannssohn und ging wieder in den Wald hinaus, setzte sich in seinen Koffer, flog auf das Dach und kroch durch das Fenster zu der Prinzessin hinein.

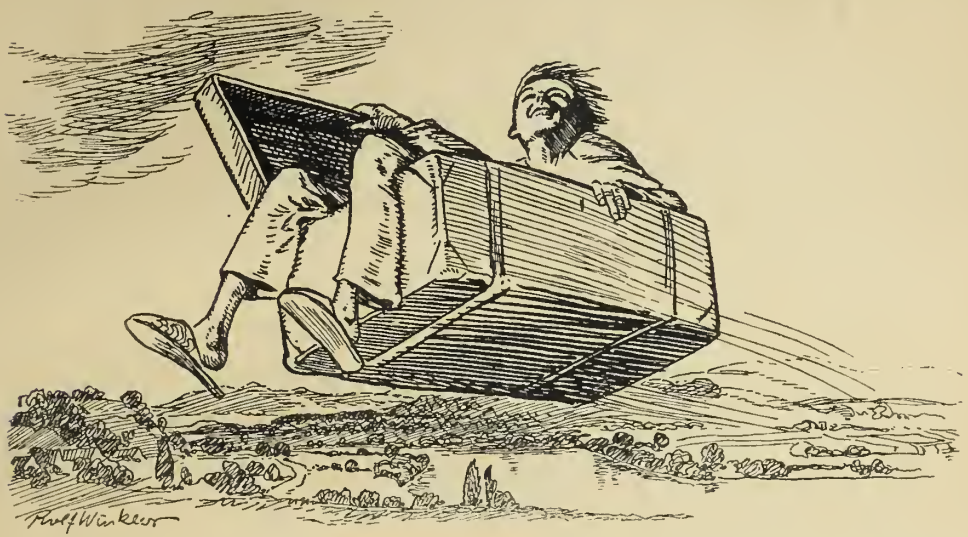
Sie lag auf dem Sofa und schlief. Sie war so wunderschön, daß der Kaufmannssohn sie küssen mußte. Da erwachte sie und war sehr erschrocken. Er aber sagte zu ihr, er sei der Türkengott, der durch die Luft zu ihr herabgekommen sei, und das gefiel ihr gar gut.

Sie setzten sich nebeneinander, und er erzählte ihr Geschichten von ihren Augen: das wären die herrlichsten, dunklen Seen, und die Gedanken schwämmen darin gleich Meerweibchen. Und er erzählte ihr von ihrer Stirn: die wäre ein Schneeberg mit den prächtigsten Sälen und Bildern. Auch erzählte er vom Storch, der die süßen, kleinen Kinder bringt.

Ja, das waren schöne Geschichten! Dann freite er um die Prinzessin, und sie sagte gleich ja.

„Aber, Sie müssen am Sonnabend wiederkommen!" sagte sie. „Da sind der Sultan und die Sultanin bei mir zum Tee. Sie werden sehr stolz darauf sein, daß ich den Türkengott als Gatten bekomme. Aber sehen Sie zu, daß Sie ein recht hübsches Märchen wissen; denn das ist meinen Eltern die liebste Unterhaltung. Meine Mutter liebt die moralischen und vornehmen, und mein Vater mehr die lustigen, über die man lachen kann."

„Ja, ich werde keine andere Brautgabe als nur ein Märchen



bringen!“ sagte er, und so schieden sie. Aber die Prinzessin schenkte ihm einen Säbel, der war mit Goldstücken besetzt, und die konnte er gerade gebrauchen.

Nun flog er fort, kaufte sich einen neuen Schlafrock und saß dann draußen im Walde und dichtete ein Märchen; das sollte bis zum Sonnabend fertig sein, und das ist doch nicht so leicht.

Als er damit fertig war, war es gerade Sonnabend.

Der Sultan, die Sultanin und der ganze Hof warteten bei der Prinzessin auf ihn mit dem Tee. Als er ankam, wurde er sehr freundlich empfangen.

„Wollen Sie uns ein Märchen erzählen?“ sagte die Sultanin, „eins, das tiefsinnig und belehrend ist?“

„Aber worüber man doch lachen kann!“ sagte der Sultan.

„Jawohl!“ sagte er und erzählte. Und nun gut aufgepaßt!

„Es war einmal ein Bund Schwefelhölzer, die waren sehr stolz auf ihre hohe Herkunft. Ihr Stammbaum, das heißt die große Fichte, von der jedes ein kleines Stückchen war, hatte als großer, alter Baum im Walde gestanden. Die Schwefelhölzchen lagen nun auf dem Herde zwischen einem Feuerzeug und einem alten eisernen Topfe und erzählten ihnen von ihrer Jugend. ‚Ja, als wir noch

auf den grünen Zweigen saßen,' sagten sie, ‚da waren wir wirklich auf einem grünen Zweige! Jeden Morgen und Abend gab es Diamanten, das war der Tau; den ganzen Tag hatten wir Sonnenschein, das heißt, wenn die Sonne schien, und all die kleinen Vöglein mußten uns Geschichten erzählen. Wir konnten wohl merken, daß wir auch reich waren; denn die Laubbäume waren nur im Sommer bekleidet, aber unsere Familie hatte die Mittel, sowohl im Sommer wie im Winter grüne Kleider zu tragen. Aber da kamen die Holzhauer, und es entstand eine große Umwälzung. Unsere ganze Familie wurde zersplittert. Der Stammherr erhielt eine Stelle als Hauptmast auf einem prächtigen Schiffe, das die Welt umsegeln konnte, wenn es wollte. Den andern Zweigen wurden andere Stellen eingeräumt, und wir haben nun das Amt, der niedrigen Menge das Licht anzuzünden. Deshalb sind wir vornehmen Leute hier in die Küche gekommen.'

‚Ja, ich habe doch ein etwas anderes Schicksal!' sagte der eiserne Topf, der neben den Schwefelhölzchen lag. ‚Sobald ich das Licht der Welt erblickte, bin ich oft gescheuert und ist manch gutes Mahl in mir gekocht worden. Ich sorge für das Nahrhafte und bin eigentlich der Erste hier im Hause. Meine einzige Freude ist, nach Tisch rein und blank auf dem Börte zu liegen und mit meinen Kameraden ein vernünftiges Gespräch zu führen. Doch wenn ich den Wassereimer ausnehme, der hin und wieder einmal in den Hof hinunterkommt, so leben wir hier immer in unsern vier Wänden. Unser einziger Neuigkeitsbote ist der Marktkorb; aber der redet zu aufrührerisch über die Regierung und das Volk. Ja, neulich war da ein alter Topf, der vor Schreck darüber auf den Boden fiel und in Stücke zerbrach.'

‚Nun genug davon!' sagte das Feuerzeug, und der Stahl schlug gegen den Feuerstein, daß die Funken sprühten. ‚Wollen wir uns nicht lieber einen lustigen Abend machen?'

‚Ja, laßt uns davon sprechen, wer von uns der Vornehmste ist!' sagten die Schwefelhölzer.

‚Nein, ich liebe es nicht, von mir selbst zu reden!' sagte die Tee-

kanne. ‚Laßt uns eine Abendunterhaltung veranstalten! Ich will den Anfang machen und etwas erzählen, das jeder wohl selbst einmal erlebt hat. Da kann man sich leicht hineinversetzen, und jedermann ist dabei sehr vergnügt. Also hört zu: An der Ostsee, bei den dänischen Buchen —‘

‚Das ist ein hübscher Anfang!‘ sagten alle Teller. ‚Das wird bestimmt eine Geschichte werden, die uns gefällt!‘

‚Ja, da verlebte ich meine Jugend bei einer stillen Familie. Die Möbel wurden gebohnert, der Fußboden wurde gescheuert, und alle vierzehn Tage wurden reine Gardinen aufgesteckt.‘

‚Wie Sie doch interessant erzählen!‘ sagte der Haarbesen. ‚Man kann gleich hören, daß ein Frauenzimmer erzählt; es geht so etwas Reinliches hindurch.‘

‚Ja, das fühlt man!‘ sagte der Wassereimer und machte vor Freuden einen kleinen Sprung, daß das Wasser auf den Fußboden platschte.

Und die Kanne fuhr fort zu erzählen, und das Ende war ebenso schön wie der Anfang.

Alle Teller klapperten vor Freude, und der Haarbesen zog grüne Petersilie aus dem Sandloch und bekränzte die Teekanne; denn er wußte, daß es die andern ärgern würde. ‚Bekränze ich sie heute,‘ dachte er, ‚so bekränzt sie mich morgen.‘

‚Nun will ich tanzen!‘ sagte die Feuerzange und tanzte. O Gott, wie konnte sie das eine Bein in die Höhe strecken! Der alte Stuhlüberzug hinten in der Ecke platzte, als er das sah. ‚Werde ich nun auch bekränzt?‘ fragte die Feuerzange, und sie wurde es.

‚Das ist doch nur Pöbel!‘ dachten die Schwefelhölzchen.

Nun sollte die Teemaschine singen; aber sie sagte, sie wäre erkältet, sie könne nicht singen, wenn es nicht in ihr koche. Aber das war nur Vornehmtuerei; sie wollte nicht singen, wenn sie nicht drinnen bei der Herrschaft auf dem Tische stand.

In der Fensterbank lag eine alte Gänsefeder, mit der das Mädchen zu schreiben pflegte. Es war nichts Bemerkenswertes daran, außer daß sie gar zu tief ins Tintenfaß getaucht war. Aber dar-

auf war sie gerade stolz. ‚Will die Teemaschine nicht singen,‘ sagte sie, ‚so mag sie es bleiben lassen! Draußen hängt eine Nachtigall im Käfig, die kann auch singen. Sie hat es zwar nicht richtig nach Noten gelernt, aber das wollen wir heute abend nicht so genau nehmen.‘

‚Ich finde es höchst unpassend,‘ sagte der Teekessel — er war Küchensänger und Halbbruder der Teemaschine —, ‚daß solch ein fremder Vogel gehört werden soll! Ist das patriotisch? Der Marktkorb mag darüber entscheiden!‘

‚Ich ärgere mich nur!‘ sagte der Marktkorb; ‚ich ärgere mich innerlich so sehr, wie es sich niemand denken kann! Ist das eine passende Art, den Abend hinzubringen? Würde es nicht vernünftiger sein, das Haus zurechtzusetzen? Ein jeder müßte auf seinen Platz kommen, und ich würde das Spiel leiten. Das würde etwas anderes werden!‘

‚Ja, laßt uns Spektakel machen!‘ sagten alle. Da ging plötzlich die Tür auf. Es war das Dienstmädchen, und da standen sie gleich alle still, und keiner muckste mehr. Aber da war nicht ein Topf, der nicht gewußt hätte, was er zu leisten vermöge und wie vornehm er sei. ‚Ja, wenn ich nur gewollt hätte,‘ dachte jeder, ‚so hätte es ein recht lustiger Abend werden sollen!‘

Das Dienstmädchen nahm die Schwefelhölzchen und machte Feuer damit an. — Hui, wie die sprühten und aufflammten!

‚Nun kann doch jeder sehen,‘ dachten sie, ‚daß wir die ersten sind! Welchen Glanz wir haben, welches Licht!‘ — Und dann waren sie verbrannt.“ — —

„Das war ein herrliches Märchen!“ sagte die Sultanin. „Ich fühlte mich so ganz und gar in die Küche versetzt zu den Schwefelhölzchen. Ja, nun sollst du unsere Tochter haben.“

„Jawohl!“ sagte der Sultan, „nächsten Montag sollst du unsere Tochter heiraten!“ Denn nun sagten sie „du“ zu ihm, da er schon mit zur Familie gezählt wurde.

Die Hochzeit war also festgesetzt, und am Abend vorher wurde die ganze Stadt erleuchtet. Zwiebäcke und Brezeln wurden unter

das Volk geworfen. Die Straßenjungen standen auf den Zehen, riefen Hurra und pfiffen auf den Fingern. Es war sehr prachtvoll.

„Ja, ich werde wohl auch etwas zum besten geben müssen!“ dachte der Kaufmannssohn. Und so kaufte er Raketen, Knallerbsen und allerhand Feuerwerk, was man nur erdenken kann, legte es in seinen Koffer und flog damit in die Luft empor.

Rrtsch, wie das ging und wie das puffte!

Alle Türken hüpften dabei in die Höhe, daß ihnen die Pantoffeln um die Ohren flogen; eine solche Lufterscheinung hatten sie noch nie gesehen. Nun konnten sie es begreifen, daß es der Türkengott selbst war, der die Prinzessin haben sollte.

Sobald der Kaufmannssohn mit seinem Koffer wieder herunter in den Wald kam, dachte er: „Ich will doch einmal in die Stadt gehen, um zu erfahren, wie es sich von unten ausgenommen hat.“ Und es war ja ganz natürlich, daß er Lust dazu hatte.

Nein, was doch die Leute erzählten! Ein jeder, den er danach fragte, hatte es auf seine Weise gesehen; aber schön hatten es doch alle gefunden.

„Ich sah den Türkengott selbst“, sagte der eine. „Er hatte Augen wie glänzende Sterne und einen Bart wie schäumendes Wasser.“

„Er flog in einem Feuermantel“, sagte ein anderer. „Die lieblichsten Engelskinder blickten aus den Falten hervor.“

Ja, das waren herrliche Sachen, die er hörte, und am folgenden Tage sollte er Hochzeit halten.

Nun ging er in den Wald zurück, um sich in seinen Koffer zu setzen — aber wo war der geblieben? Der Koffer war verbrannt. Ein Funken von dem Feuerwerk war hineingeflogen, der hatte Feuer gefangen, und der Koffer war zu Asche verbrannt. Nun konnte er nicht mehr fliegen, nicht mehr zu seiner Braut gelangen.

Sie stand den ganzen Tag auf dem Dache und wartete; sie wartet wahrscheinlich noch. Er aber durchwandert die Welt und erzählt Märchen; doch sind sie nicht mehr so lustig wie das von den Schwefelhölzern.

Das Märchen vom falschen Prinzen

Es war einmal ein ehrsamer Schneidergeselle namens Labakan, der bei einem geschickten Meister in Alessandria sein Handwerk lernte. Man konnte nicht sagen, daß Labakan ungeschickt mit der Nadel war, im Gegenteil, er konnte recht feine Arbeit machen. Auch tat man ihm unrecht, wenn man ihn geradezu faul schalt. Aber ganz richtig war es doch nicht mit dem Gesellen; denn er konnte oft stundenlang in einem fort nähen, daß ihm die Nadel in der Hand glühend ward und der Faden rauchte; da gab es ihm dann ein Stück wie keinem anderen. Ein andermal aber, und dies geschah leider öfters, saß er in tiefen Gedanken, sah mit starren Augen vor sich hin und hatte dabei in Gesicht und Wesen etwas so Eigenes, daß sein Meister und die übrigen Gesellen von diesem Zustande nie anders sprachen als: „Labakan hat wieder sein vornehmes Gesicht."

Am Freitag[1]) aber, wenn andere Leute vom Gebet ruhig nach Haus an ihre Arbeit gingen, trat Labakan in einem schönen Kleid, das er sich mit vieler Mühe zusammengespart hatte, aus der Moschee, ging langsam und stolzen Schrittes durch die Plätze und Straßen der Stadt, und wenn ihm einer seiner Kameraden ein „Friede sei mit dir!" oder „Wie geht es, Freund Labakan?" bot, so winkte er gnädig mit der Hand oder nickte, wenn es hoch kam, vornehm mit dem Kopf. Wenn dann sein Meister im Spaß zu ihm sagte: „An dir ist ein Prinz verloren gegangen,

[1]) Der Freitag ist bei den Mohammedanern der wöchentliche Ruhetag, wie bei uns der Sonntag.

Labakan", so freute er sich darüber und antwortete: „Habt Ihr das auch bemerkt?" oder: „Ich habe es schon lange gedacht!"

So trieb es der ehrsame Schneidergeselle Labakan schon eine geraume Zeit; sein Meister aber duldete seine Narrheit, weil er sonst ein guter Mensch und geschickter Arbeiter war. Aber eines Tages schickte Selim, der Bruder des Sultans, der gerade durch Alessandria reiste, ein Festkleid zu dem Meister, um einiges daran verändern zu lassen, und der Meister gab es Labakan, weil dieser die feinste Arbeit machte. Als abends der Meister und die Gesellen sich hinwegbegeben hatten, um nach des Tages Last sich zu erholen, trieb eine unwiderstehliche Sehnsucht Labakan wieder in die Werkstätte zurück, wo das Kleid des kaiserlichen Bruders hing. Er stand lange sinnend davor, bald den Glanz der Stickerei, bald die schillernden Farben des Samts und der Seide an dem Kleide bewundernd. Er konnte nicht anders, er mußte es anziehen, und siehe da, es paßte ihm so trefflich, wie wenn es für ihn wäre gemacht worden. „Bin ich nicht so gut ein Prinz als einer?" fragte er sich, indem er im Zimmer auf und ab schritt. „Hat nicht der Meister selbst schon gesagt, daß ich zum Prinzen geboren sei?" Mit den Kleidern schien der Geselle eine ganz königliche Gesinnung angezogen zu haben; er konnte sich nicht anders denken, als er sei ein unbekannter Königssohn, und als solcher beschloß er, in die Welt zu reisen und einen Ort zu verlassen, wo die Leute bisher so töricht gewesen waren, unter der Hülle seines niederen Standes nicht seine angeborne Würde zu erkennen. Das prachtvolle Kleid schien ihm von einer gütigen Fee geschickt; er hütete sich daher wohl, ein so teures Geschenk zu verschmähen, steckte seine geringe Barschaft zu sich und wanderte, begünstigt von dem Dunkel der Nacht, aus Alessandrias Toren.

Der neue Prinz erregte überall auf seiner Wanderschaft Verwunderung; denn das prachtvolle Kleid und sein ernstes, majestätisches Wesen wollte gar nicht passen für einen Fußgänger. Wenn man ihn darüber befragte, pflegte er mit geheimnisvoller Miene zu antworten, daß das seine eigenen Ursachen habe. Als er

aber merkte, daß er sich durch seine Fußwanderungen lächerlich mache, kaufte er um geringen Preis ein altes Roß, welches sehr für ihn paßte, da es ihn mit seiner gesetzten Ruhe und Sanftmut nie in Verlegenheit brachte, sich als geschickten Reiter zeigen zu müssen, was gar nicht seine Sache war.

Eines Tages, als er Schritt vor Schritt auf seinem Marva, so hatte er sein Roß genannt, seine Straße zog, schloß sich ein Reiter an ihn an und bat ihn, in seiner Gesellschaft reiten zu dürfen, weil ihm der Weg viel kürzer werde im Gespräch mit einem anderen. Der Reiter war ein fröhlicher, junger Mann, schön und angenehm im Umgang. Er hatte mit Labakan bald ein Gespräch angeknüpft über woher und wohin, und es traf sich, daß auch er, wie der Schneidergeselle, ohne Plan in die Welt hinauszog. Er sagte, er heiße Omar, sei der Neffe Elfi Beis, des unglücklichen Bassas von Kairo, und reise nun umher, um einen Auftrag, den ihm sein Oheim auf dem Sterbebette erteilt habe, auszurichten. Labakan ließ sich nicht so offenherzig über seine Verhältnisse aus; er gab ihm zu verstehen, daß er von hoher Abkunft sei und zu seinem Vergnügen reise.

Die beiden jungen Herren fanden Gefallen aneinander und

zogen fürder. Am zweiten Tage ihrer gemeinschaftlichen Reise fragte Labakan seinen Gefährten Omar nach den Aufträgen, die er zu besorgen habe, und erfuhr zu seinem Erstaunen folgendes: „Elfi Bei, der Bassa von Kairo, hatte den Omar seit seiner frühesten Kindheit erzogen, und dieser hatte seine Eltern nie gekannt. Als nun Elfi Bei von seinen Feinden überfallen und nach drei unglücklichen Schlachten, tödlich verwundet, fliehen mußte, entdeckte er seinem Zögling, daß er nicht sein Neffe sei, sondern der Sohn eines mächtigen Herrschers, welcher, aus Furcht vor den Prophezeiungen seiner Sterndeuter, den jungen Prinzen von seinem Hofe entfernt habe mit dem Schwur, ihn erst an seinem zweiundzwanzigsten Geburtstage wiedersehen zu wollen. Elfi Bei habe ihm den Namen seines Vaters nicht genannt, sondern ihm nur aufs bestimmteste aufgetragen, am vierten Tage des kommenden Monats Ramadan[1]), an welchem Tage er zweiundzwanzig Jahre alt werde, sich an der berühmten Säule El-Serujah, vier Tagereisen östlich von Alessandria, einzufinden; dort solle er den Männern, die an der Säule stehen werden, einen Dolch, den er ihm gab, überreichen mit den Worten: ‚Hier bin ich, den ihr suchet!‘; wenn sie antworteten: ‚Gelobt sei der Prophet, der dich erhielt,‘ so solle er ihnen folgen, sie würden ihn zu seinem Vater führen.“

Der Schneidergeselle Labakan war sehr erstaunt über diese Mitteilung; er betrachtete von jetzt an den Prinzen Omar mit neidischen Augen, erzürnt darüber, daß das Schicksal jenem, obgleich er schon für den Neffen eines mächtigen Bassa galt, noch die Würde eines Fürstensohns verliehen, ihm aber, den es mit allem, was einem Prinzen not tut, ausrüstete, gleichsam zum Hohn eine dunkle Geburt und einen gewöhnlichen Lebensweg verliehen habe. Er stellte Vergleichungen zwischen sich und dem Prinzen an. Er mußte sich gestehen, es sei jener ein Mann von sehr vorteilhafter Gesichtsbildung; schöne lebhafte Augen, eine kühngebogene Nase,

[1]) Ramadan, auch Ramasan = Fastenmonat, der 9. Monat im arabischen Kalender.

ein sanftes, zuvorkommendes Benehmen, kurz alle Vorzüge des Äußern, die jemand empfehlen können, waren jenem eigen. Aber so viele Vorzüge er auch an seinem Begleiter fand, so gestand er sich doch, daß ein Labakan dem fürstlichen Vater wohl noch willkommener sein dürfte als der wirkliche Prinz.

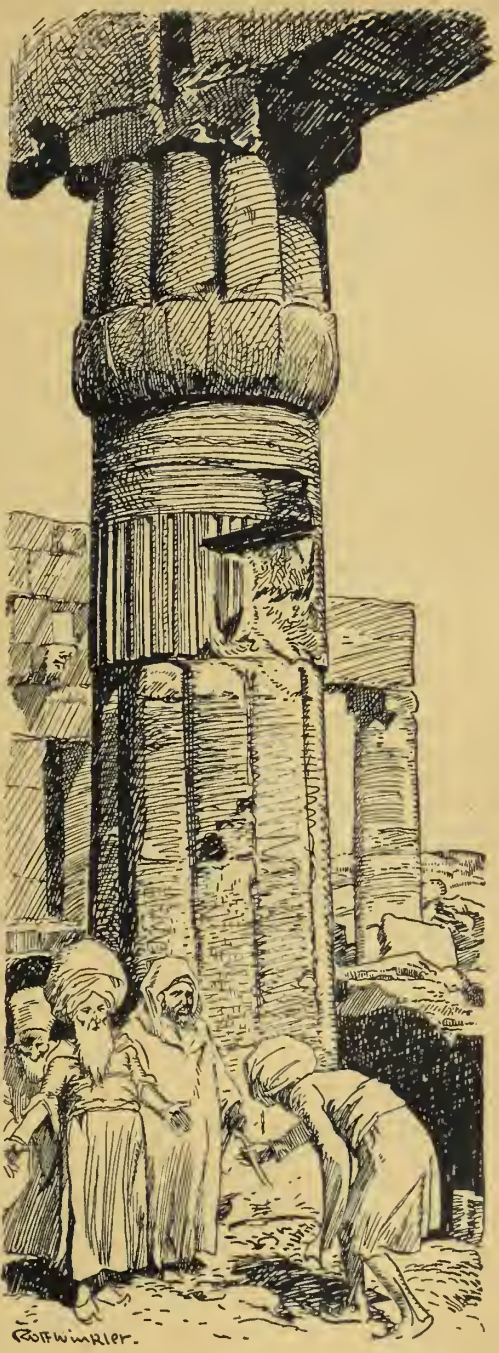
Diese Betrachtungen verfolgten Labakan den ganzen Tag; mit ihnen schlief er im nächsten Nachtlager ein; aber als er morgens aufwachte und sein Blick auf den neben ihm schlafenden Omar fiel, der so ruhig schlafen und von seinem gewissen Glücke träumen konnte, da erwachte in ihm der Gedanke, sich durch List oder Gewalt zu erstreben, was ihm das ungünstige Schicksal versagt hatte; der Dolch, das Erkennungszeichen des heimkehrenden Prinzen, stak in dem Gürtel des Schlafenden; leise zog er ihn hervor, um ihn in die Brust des Eigentümers zu stoßen. Doch vor dem Gedanken des Mordes entsetzte sich die friedfertige Seele des Gesellen; er begnügte sich, den Dolch zu sich zu stecken, das schnellere Pferd des Prinzen für sich aufzäumen zu lassen, und ehe Omar aufwachte und sich aller seiner Hoffnungen beraubt sah, hatte sein treuloser Gefährte schon einen Vorsprung von mehreren Meilen.

Es war gerade der erste Tag des heiligen Monats Ramadan, an welchem Labakan den Raub an dem Prinzen begangen hatte, und er hatte also noch drei Tage, um zu der Säule El-Serujah, welche ihm wohlbekannt war, zu gelangen. Obgleich die Gegend, worin sich diese Säule befand, höchstens noch zwei Tagreisen entfernt sein konnte, so beeilte er sich doch, hinzukommen, weil er immer fürchtete, von dem wahren Prinzen eingeholt zu werden.

Am Ende des zweiten Tages erblickte Labakan die Säule El-Serujah. Sie stand auf einer kleinen Anhöhe in einer weiten Ebene und konnte auf zwei bis drei Stunden gesehen werden. Labakans Herz pochte lauter bei diesem Anblick; obgleich er die letzten zwei Tage hindurch Zeit genug gehabt, über die Rolle, die er zu spielen hatte, nachzudenken, so machte ihn doch das böse Gewissen etwas ängstlich, aber der Gedanke, daß er zum Prinzen geboren sei, stärkte ihn wieder, so daß er getrösteter seinem Ziele entgegenging.

Die Gegend um die Säule El-Serujah war unbewohnt und öde, und der neue Prinz wäre wegen seines Unterhaltes etwas in Verlegenheit gekommen, wenn er sich nicht auf mehrere Tage versehen hätte. Er lagerte sich also neben seinem Pferd unter einigen Palmen und erwartete dort sein ferneres Schicksal.

Gegen die Mitte des anderen Tages sah er einen großen Zug mit Pferden und Kamelen über die Ebene her auf die Säule El-Serujah zukommen. Der Zug hielt am Fuße des Hügels, auf welchem die Säule stand; man schlug prachtvolle Zelte auf, und das Ganze sah aus wie der Reisezug eines reichen Bassa oder Scheik[1]). Labakan ahnte, daß die vielen Leute, welche er sah, sich seinetwegen hierher bemüht hatten, und hätte ihnen gern schon heute ihren künftigen Gebieter gezeigt; aber er mäßigte seine Begierde, als Prinz aufzutreten, da ja doch



[1]) Scheik = ältester Unterbefehlshaber eines arabischen Stammes; auch wohl der erste Geistliche einer Moschee.

der nächste Morgen seine kühnsten Wünsche vollkommen befriedigen mußte.

Die Morgensonne weckte den überglücklichen Schneider zu dem wichtigsten Augenblick seines Lebens, welcher ihn aus einem niedrigen Lose an die Seite eines fürstlichen Vaters erheben sollte; zwar fiel ihm, als er sein Pferd aufzäumte, um zu der Säule hinzureiten, wohl auch das Unrechtmäßige seines Schrittes ein, zuvor führten ihm seine Gedanken den Schmerz des in seinen schönen Hoffnungen betrogenen Fürstensohnes vor, aber — der Würfel war geworfen, er konnte nicht mehr ungeschehen machen, was geschehen war, und seine Eigenliebe flüsterte ihm zu, daß er stattlich genug aussehe, um dem mächtigsten König sich als Sohn vorzustellen. Ermutigt durch diesen Gedanken, schwang er sich auf sein Roß, nahm alle seine Tapferkeit zusammen, um es in einen ordentlichen Galopp zu bringen, und in weniger als einer Viertelstunde war er am Fuße des Hügels angelangt. Er stieg ab von seinem Pferd und band es an eine Staude, deren mehrere an dem Hügel wuchsen; hierauf zog er den Dolch des Prinzen Omar hervor und stieg den Hügel hinan. Am Fuß der Säule standen sechs Männer um einen Greis von hohem, königlichem Ansehen; ein prachtvoller Kaftan[1]) von Goldstoff, mit einem weißen Kaschmirschal umgürtet, der weiße, mit blitzenden Edelsteinen geschmückte Turban bezeichneten ihn als einen Mann von Reichtum und Würde.

Auf ihn ging Labakan zu, neigte sich tief vor ihm und sprach, indem er ihm den Dolch darreichte: „Hier bin ich, den Ihr suchet."

„Gelobt sei der Prophet, der dich erhielt," antwortete der Greis mit Freudentränen, „umarme deinen alten Vater, mein geliebter Sohn Omar!" Der gute Schneider war sehr gerührt durch diese feierlichen Worte und sank mit einem Gemisch von Freude und Scham in die Arme des alten Fürsten.

Aber nur einen Augenblick sollte er ungetrübt die Wonne seines

---

[1]) Kaftan = langes Oberkleid, Ehrenkleid der Türken.

neuen Standes genießen; als er sich aus den Armen des fürstlichen Greises aufrichtete, sah er einen Reiter über die Ebene her auf den Hügel zueilen. Der Reiter und sein Roß gewährten einen sonderbaren Anblick; das Roß schien aus Eigensinn oder Müdigkeit nicht vorwärts zu wollen; in einem stolpernden Gang, der weder Schritt noch Trab war, zog es daher; der Reiter aber trieb es mit Händen und Füßen zu schnellerem Laufe an. Nur zu bald erkannte Labakan sein Roß Marva und den echten Prinzen Omar; aber der böse Geist der Lüge war einmal in ihn gefahren, und er beschloß, wie es auch kommen möge, mit eiserner Stirne seine angemaßten Rechte zu behaupten.

Schon aus der Ferne hatte man den Reiter winken sehen; jetzt war er trotz dem schlechten Trab des Rosses Marva am Fuße des Hügels angekommen, warf sich vom Pferd und stürzte den Hügel hinan. „Haltet ein," rief er, „wer ihr auch sein möget, haltet ein und lasset euch nicht von dem schändlichsten Betrüger täuschen; ich heiße Omar, und kein Sterblicher wage es, meinen Namen zu mißbrauchen!"

Auf den Gesichtern der Umstehenden malte sich tiefes Erstaunen über diese Wendung der Dinge; besonders schien der Greis sehr betroffen, indem er bald den einen, bald den anderen fragend ansah. Labakan aber sprach mit mühsam errungener Ruhe: „Gnädigster Herr und Vater, laßt Euch nicht irre machen durch diesen Menschen da. Es ist, soviel ich weiß, ein wahnsinniger Schneidergeselle aus Alessandria, Labakan geheißen, der mehr unser Mitleid als unseren Zorn verdient."

Bis zur Raserei aber brachten diese Worte den Prinzen. Schäumend vor Wut, wollte er auf Labakan eindringen; aber die Umstehenden warfen sich dazwischen und hielten ihn fest, und der Fürst sprach: „Wahrhaftig, mein lieber Sohn, der arme Mensch ist verrückt; man binde ihn und setze ihn auf eines unserer Dromedare; vielleicht, daß wir dem Unglücklichen Hilfe schaffen können."

Die Wut des Prinzen hatte sich gelegt; weinend rief er dem

Fürsten zu: „Mein Herz sagt mir, daß Ihr mein Vater seid, bei dem Andenken meiner Mutter beschwöre ich Euch, hört mich an!“

„Ei, Gott bewahre uns,“ antwortete dieser, „er fängt schon wieder an, irre zu reden; wie doch der Mensch auf so tolle Gedanken kommen kann!“ Damit ergriff er Labakans Arm und ließ sich von ihm den Hügel hinunter geleiten. Sie setzten sich beide auf schöne, mit reichen Decken behängte Pferde und ritten an der Spitze des Zuges über die Ebene hin. Dem unglücklichen Prinzen aber fesselte man die Hände und band ihn auf ein Dromedar fest, und zwei Reiter waren ihm immer zur Seite, die ein wachsames Auge auf jede seiner Bewegungen hatten.

Der fürstliche Greis war Saaud, der Sultan der Wechabiten[1]). Er hatte lange ohne Kinder gelebt; endlich wurde ihm ein Prinz geboren, nach dem er sich so lange gesehnt hatte. Aber die Sterndeuter, welche er um das Schicksal des Knaben befragte, taten den Ausspruch, daß er bis ins zweiundzwanzigste Jahr in Gefahr stehe, von einem Feinde verdrängt zu werden. Deswegen, um recht sicher zu gehen, hatte der Sultan den Prinzen seinem alten erprobten Freunde Elfi Bei zum Erzieher gegeben und zweiundzwanzig schmerzliche Jahre auf seinen Anblick geharrt.

Dieses hatte der Sultan seinem vermeintlichen Sohne erzählt und sich ihm außerordentlich zufrieden mit seiner Gestalt und seinem würdevollen Benehmen gezeigt.

Als sie in das Land des Sultans kamen, wurden sie überall von den Einwohnern mit Freudengeschrei empfangen; denn das Gerücht von der Ankunft des Prinzen hatte sich wie ein Laufeuer durch alle Städte und Dörfer verbreitet. Auf den Straßen, durch welche sie zogen, waren Bogen von Blumen und Zweigen errichtet; glänzende Teppiche von allen Farben schmückten die Häuser, und das Volk pries laut Gott und seinen Propheten, der ihnen einen so schönen Prinzen gesandt habe. Alles dies er-

[1]) Wechabiten = eine im 18. Jahrhundert gegründete mohammedanische Sekte, welche die Glaubensvorschriften des Koran nur teilweise annahm.

füllte das stolze Herz des Schneiders mit Wonne; desto unglücklicher mußte sich aber der echte Omar fühlen, der, noch immer gefesselt, in stiller Verzweiflung dem Zuge folgte. Niemand kümmerte sich um ihn bei dem allgemeinen Jubel, der doch ihm galt. Den Namen Omar riefen tausend und wieder tausend Stimmen; aber ihn, der diesen Namen mit Recht trug, ihn beachtete keiner; höchstens fragte einer oder der andere, wen man denn so fest gebunden mit fortführe, und schrecklich tönte in das Ohr des Prinzen die Antwort seiner Begleiter: es sei ein wahnsinniger Schneider.

Der Zug war endlich in die Hauptstadt des Sultans gekommen, wo alles noch glänzender zu ihrem Empfang bereitet war als in den übrigen Städten. Die Sultanin, eine ältliche, ehrwürdige Frau, erwartete sie mit ihrem ganzen Hofstaat in dem prachtvollsten Saale des Schlosses. Der Boden dieses Saales war mit einem ungeheuren Teppich bedeckt; die Wände waren mit hellblauem Tuch geschmückt, das an goldenen Quasten und Schnüren in großen silbernen Haken hing.

Es war schon dunkel, als der Zug anlangte; daher waren im Saale viele kugelrunde, farbige Lampen angezündet, welche die Nacht zum Tag erhellten. Am klarsten und vielfarbigsten strahlten sie aber im Hintergrund des Saales, wo die Sultanin auf einem Throne saß. Der Thron stand auf vier Stufen und war von lauterem Golde und mit großen Amethysten[1]) ausgelegt. Die vier vornehmsten Emire[2]) hielten einen Baldachin[3]) von roter Seide über dem Haupte der Sultanin, und der Scheik von Medina fächelte ihr mit einer Windfuchtel von Pfaufedern Kühlung zu.

So erwartete die Sultanin ihren Gemahl und ihren Sohn; auch sie hatte ihn seit seiner Geburt nicht mehr gesehen, aber bedeutsame Träume hatten ihr den Ersehnten gezeigt, daß sie ihn aus Tausenden erkennen wollte. Jetzt hörte man das Geräusch des

[1]) Amethyst = violettfarbener Edelstein.
[2]) Emir = arabischer Fürst oder Befehlshaber eines unabhängigen Stammes.
[3]) Baldachin = Traghimmel, Thronhimmel.

nahenden Zuges; Trompeten und Trommeln mischten sich in das Zujauchzen der Menge, der Hufschlag der Rosse tönte im Hof des Palastes, näher und näher rauschten die Tritte der Kommenden, die Türen des Saales flogen auf, und durch die Reihen der niederfallenden Diener eilte der Sultan, an der Hand seines Sohnes, vor den Thron der Mutter.

„Hier," sprach er, „bringe ich dir den, nach welchem du dich so lange gesehnt."

Die Sultanin aber fiel ihm in die Rede. „Das ist mein Sohn nicht!" rief sie aus, „das sind nicht die Züge, die mir der Prophet im Traume gezeigt hat!"

Gerade, als ihr der Sultan ihren Aberglauben verweisen wollte, sprang die Tür des Saales auf; Prinz Omar stürzte herein, verfolgt von seinen Wächtern, denen er sich mit Anstrengung aller seiner Kraft entrissen hatte; er warf sich atemlos vor dem Throne nieder: „Hier will ich sterben, laß mich töten, grausamer Vater; denn diese Schmach dulde ich nicht länger!" Alles war bestürzt über diese Reden; man drängte sich um den Unglücklichen her, und schon wollten ihn die herbeieilenden Wachen ergreifen und ihm wieder seine Bande anlegen, als die Sultanin, die in sprachlosem Erstaunen dieses alles mit angesehen hatte, von dem Throne aufsprang. „Haltet ein!" rief sie, „dieser und kein anderer ist der Rechte; dieser ist's, den meine Augen nie gesehen, und den mein Herz doch gekannt hat!"

Die Wächter hatten unwillkürlich von Omar abgelassen; aber der Sultan, entflammt von wütendem Zorn, rief ihnen zu, den Wahnsinnigen zu binden. „Ich habe hier zu entscheiden," sprach er mit gebietender Stimme; „und hier richtet man nicht nach den Träumen der Weiber, sondern nach gewissen untrüglichen Zeichen; dieser hier (indem er auf Labakan zeigte) ist mein Sohn, denn er hat mir das Wahrzeichen meines Freundes Elfi, den Dolch, gebracht."

„Gestohlen hat er ihn," schrie Omar, „mein argloses Vertrauen hat er zum Verrat mißbraucht!" Der Sultan aber hörte nicht auf

die Stimme seines Sohnes; denn er war in allen Dingen gewohnt, eigensinnig nur seinem Urteil zu folgen; daher ließ er den unglücklichen Omar mit Gewalt aus dem Saale schleppen. Er selbst aber begab sich mit Labakan in sein Gemach, voll Wut über die Sultanin, seine Gemahlin, mit der er doch seit fünfundzwanzig Jahren in Frieden gelebt hatte.

Die Sultanin aber war voll Kummer über diese Begebenheiten; sie war vollkommen überzeugt, daß ein Betrüger sich des Herzens des Sultans bemächtigt hatte; denn jenen Unglücklichen hatten ihr so viele bedeutsame Träume als ihren Sohn gezeigt.

Als sich ihr Schmerz ein wenig gelegt hatte, sann sie auf Mittel, um ihren Gemahl von seinem Unrecht zu überzeugen. Es war dies allerdings schwierig; denn jener, der sich für ihren Sohn ausgab, hatte das Erkennungszeichen, den Dolch, überreicht und hatte auch, wie sie erfuhr, so viel von Omars früherem Leben von diesem selbst sich erzählen lassen, daß er seine Rolle, ohne sich zu verraten, spielte.

Sie berief die Männer zu sich, die den Sultan zu der Säule El-Serujah begleitet hatten, um sich alles genau erzählen zu lassen, und hielt dann mit ihren vertrautesten Sklavinnen Rat. Sie wählten und verwarfen dies und jenes Mittel; endlich sprach Melechsalah, eine alte kluge Tscherkessin[1]): „Wenn ich recht gehört habe, verehrte Gebieterin, so nannte der Überbringer des Dolches den, welchen du für deinen Sohn hältst, Labakan, einen verwirrten Schneider?“ — „Ja, so ist es,“ antwortete die Sultanin; „aber was willst du damit?“

„Was meint Ihr,“ fuhr jene fort, „wenn dieser Betrüger Eurem Sohn seinen eigenen Namen aufgeheftet hätte? — und wenn dies ist, so gibt es ein herrliches Mittel, den Betrüger zu fangen, das ich Euch ganz im geheimen sagen will.“ Die Sultanin bot ihrer Sklavin das Ohr, und diese flüsterte ihr einen Rat zu, der ihr

[1]) Tscherkessin = aus dem Lande der Tscherkessen in Kaukasien stammend. Der Name Tscherkessen bedeutet eigentlich Wegabschneider, Räuber.

zu behagen schien, denn sie schickte sich an, sogleich zum Sultan zu gehen.

Die Sultanin war eine kluge Frau, welche wohl die schwachen Seiten des Sultans kannte und sie zu benutzen verstand. Sie schien daher ihm nachgeben und den Sohn anerkennen zu wollen und bat sich nur eine Bedingung aus; der Sultan, dem sein Aufbrausen gegen seine Frau leid tat, gestand die Bedingung zu, und sie sprach: „Ich möchte gerne den beiden eine Probe ihrer Geschicklichkeit auferlegen; eine andere würde sie vielleicht reiten, fechten oder Speere werfen lassen; aber das sind Sachen, die ein jeder kann; nein! ich will ihnen etwas geben, wozu Scharfsinn gehört. Es soll nämlich jeder von ihnen einen Kaftan und ein Paar Beinkleider verfertigen, und da wollen wir einmal sehen, wer die schönsten macht."

Der Sultan lachte und sprach: „Ei, da hast du ja etwas recht Kluges ausgesonnen. Mein Sohn sollte mit deinem wahnsinnigen Schneider wetteifern, wer den besten Kaftan macht? Nein, das ist nichts." —

Die Sultanin aber berief sich darauf, daß er ihr die Bedingung zum voraus zugesagt habe, und der Sultan, welcher ein Mann von Wort war, gab endlich nach, obgleich er schwur, wenn der wahnsinnige Schneider seinen Kaftan auch noch so schön mache, könne er ihn doch nicht für seinen Sohn erkennen.

Der Sultan ging selbst zu seinem Sohn und bat ihn, sich in die Grillen seiner Mutter zu schicken, die nun einmal durchaus einen Kaftan von seiner Hand zu sehen wünsche. Dem guten Labakan lachte das Herz vor Freude; wenn es nur an dem fehlt, dachte er bei sich, da soll die Frau Sultanin bald Freude an mir erleben.

Man hatte zwei Zimmer eingerichtet, eines für den Prinzen, das andere für den Schneider; dort sollten sie ihre Kunst erproben, und man hatte jedem nur ein hinlängliches Stück Seidenzeug, Schere, Nadel und Faden gegeben.

Der Sultan war sehr begierig, was für ein Ding von Kaftan

wohl sein Sohn zutage fördern werde; aber auch der Sultanin pochte unruhig das Herz, ob ihre List wohl gelingen werde oder nicht. Man hatte den beiden zwei Tage zu ihrem Geschäft ausgesetzt; am dritten Tag ließ der Sultan seine Gemahlin rufen, und als sie erschienen war, schickte er in jene zwei Zimmer, um die beiden Kaftane und ihre Verfertiger holen zu lassen. Triumphierend trat Labakan ein und breitete seinen Kaftan vor den erstaunten Blicken des Sultans aus. „Sieh her, Vater," sprach er; sieh her, verehrte Mutter, ob dies nicht ein Meisterstück von einem Kaftan ist? Da lass' ich es mit dem geschicktesten Hofschneider auf eine Wette ankommen, ob er einen solchen herausbringt." —

Die Sultanin lächelte und wandte sich zu Omar: „Und was hast du herausgebracht, mein Sohn?" Unwillig warf dieser den Seidenstoff und die Schere auf den Boden. „Man hat mich gelehrt, ein Roß zu bändigen und einen Säbel zu schwingen, und meine Lanze trifft auf sechzig Gänge ihr Ziel — aber die Künste der Nadel sind mir fremd; sie wären auch unwürdig für einen Zögling Elfi Beis, des Beherrschers von Kairo."

„O du echter Sohn meines Herrn", rief die Sultanin. „Ach! daß ich dich umarmen, dich Sohn nennen dürfte! Verzeihet, mein Gemahl und Gebieter," sprach sie dann, indem sie sich zum Sultan wandte, „daß ich diese List gegen Euch gebraucht habe. Sehet Ihr jetzt noch nicht ein, wer Prinz und wer Schneider ist? Fürwahr, der Kaftan ist köstlich, den Euer Herr Sohn gemacht hat, und ich möchte ihn gern fragen, bei welchem Meister er gelernt habe?"

Der Sultan saß in tiefen Gedanken, mißtrauisch bald seine Frau, bald Labakan anschauend, der umsonst sein Erröten und seine Bestürzung, daß er sich so dumm verraten habe, zu bekämpfen suchte. „Auch dieser Beweis genügt nicht", sprach er. „Aber ich weiß, Allah sei es gedankt, ein Mittel, zu erfahren, ob ich betrogen bin oder nicht."

Er befahl, sein schnellstes Pferd vorzuführen, schwang sich auf und ritt in einen Wald, der nicht weit von der Stadt begann.

Dort wohnte, nach einer alten Sage, eine gütige Fee, Adolzaide geheißen, welche oft schon den Königen seines Stammes in der Stunde der Not mit ihrem Rat beigestanden war; dorthin eilte der Sultan.

In der Mitte des Waldes war ein freier Platz, von hohen Zedern umgeben. Dort wohnte nach der Sage die Fee, und selten betrat ein Sterblicher diesen Platz; denn eine gewisse Scheu davor hatte sich aus alten Zeiten vom Vater auf den Sohn vererbt.

Als der Sultan dort angekommen war, stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum, stellte sich in die Mitte des Platzes und sprach mit lauter Stimme: „Wenn es wahr ist, daß du meinen Vätern gütigen Rat erteiltest in der Stunde der Not, so verschmähe nicht die Bitte ihres Enkels und rate mir, wo menschlicher Verstand zu kurzsichtig ist.“

Er hatte kaum die letzten Worte gesprochen, als sich eine der Zedern öffnete und eine verschleierte Frau in langen weißen Gewändern hervortrat. „Ich weiß, warum du zu mir kommst, Sultan Saaud, dein Wille ist redlich, darum soll dir auch meine Hilfe werden. Nimm diese zwei Kistchen. Laß jene beiden, welche deine Söhne sein wollen, wählen. Ich weiß, daß der, welcher der echte ist, das rechte nicht verfehlen wird.“ So sprach die Verschleierte und reichte ihm zwei kleine Kistchen von Elfenbein, reich mit Gold und Perlen verziert; auf dem Deckel, welchen der Sultan vergebens zu öffnen versuchte, standen Inschriften von eingesetzten Diamanten.

Der Sultan besann sich, als er nach Hause ritt, hin und her, was wohl in den Kistchen sein könnte, welche er mit aller Mühe nicht zu eröffnen vermochte. Auch die Aufschrift gab ihm kein Licht in der Sache, denn auf dem einen stand: Ehre und Ruhm, auf dem anderen: Glück und Reichtum. Der Sultan dachte bei sich, da würde auch ihm die Wahl schwer werden unter diesen beiden Dingen, die gleich anziehend, gleich lockend seien.

Als er in seinen Palast zurückgekommen war, ließ er die Sultanin rufen und sagte ihr den Ausspruch der Fee, und eine wunder-

bare Hoffnung erfüllte sie, daß jener, zu dem ihr Herz sie hinzog, das Kistchen wählen würde, welches seine königliche Abkunft beweisen sollte.

Vor dem Throne des Sultans wurden zwei Tische aufgestellt; auf sie setzte der Sultan mit eigener Hand die beiden Kistchen, bestieg dann den Thron und winkte einem seiner Sklaven, die Pforte des Saales zu öffnen. Eine glänzende Versammlung von Bassas und Emiren des Reiches, die der Sultan berufen hatte, strömte durch die geöffnete Pforte. Sie ließen sich auf prachtvollen Polstern nieder, welche die Wände entlang aufgestellt waren.

Als sie sich alle niedergelassen hatten, winkte der König zum zweitenmal, und Labakan wurde hereingeführt. Mit stolzem Schritte ging er durch den Saal, warf sich vor dem Throne nieder und sprach: „Was befiehlt mein Herr und Vater?“

Der Sultan erhob sich auf seinem Thron und sprach: „Mein Sohn! es sind Zweifel an der Echtheit deiner Ansprüche auf diesen Namen erhoben worden; eines jener Kistchen enthält die Bestätigung deiner echten Geburt; wähle! ich zweifle nicht, du wirst das rechte wählen!“

Labakan erhob sich und trat vor die Kistchen; er erwog lange, was er wählen sollte; endlich sprach er: „Verehrter Vater! was kann es Höheres geben als das Glück, dein Sohn zu sein, was Edleres als den Reichtum deiner Gnade? Ich wähle das Kistchen, das die Aufschrift: Glück und Reichtum zeigt.“

„Wir werden nachher erfahren, ob du recht gewählt hast; einstweilen setze dich dort auf das Polster zum Bassa von Medina“, sagte der Sultan und winkte seinen Sklaven.

Omar wurde hereingeführt; sein Blick war düster, seine Miene traurig, und sein Anblick erregte allgemeine Teilnahme unter den Anwesenden. Er warf sich vor dem Throne nieder und fragte nach dem Willen des Sultans.

Der Sultan deutete ihm an, daß er eines der Kistchen zu wählen habe; er stand auf und trat vor den Tisch.

Er las aufmerksam beide Inschriften und sprach: „Die letzten

Tage haben mich gelehrt, wie unsicher das Glück, wie vergänglich der Reichtum ist; sie haben mich aber auch gelehrt, daß ein unzerstörbares Gut in der Brust des Tapfern wohnt, die Ehre, und daß der leuchtende Stern des Ruhmes nicht mit dem Glück zugleich vergeht. Und sollte ich einer Krone entsagen, der Würfel liegt, Ehre und Ruhm, ich wähle euch!" —

Er setzte seine Hand auf das Kistchen, das er erwählt hatte; aber der Sultan befahl ihm einzuhalten; er winkte Labakan, gleichfalls vor seinen Tisch zu treten, und auch dieser legte seine Hand auf sein Kistchen.

Der Sultan aber ließ sich ein Becken mit Wasser von dem heiligen Brunnen Zemzem in Mekka[1]) bringen, wusch seine Hände zum Gebet, wandte sein Gesicht nach Osten, warf sich nieder und betete: „Gott meiner Väter! Der du seit Jahrhunderten unseren Stamm rein und unverfälscht bewahrtest, gib nicht zu, daß ein Unwürdiger den Namen der Abassiden schände, sei mit deinem Schutze meinem echten Sohne nahe in dieser Stunde der Prüfung."

Der Sultan erhob sich und bestieg seinen Thron wieder; allgemeine Erwartung fesselte die Anwesenden, man wagte kaum zu atmen; man hätte ein Mäuschen über den Saal gehen hören, so still und gespannt waren alle; die Hintersten machten lange Hälse, um über die Vorderen nach den Kistchen sehen zu können. Jetzt sprach der Sultan: „Öffnet die Kistchen", und diese, die vorher keine Gewalt zu öffnen vermochte, sprangen von selbst auf.

In dem Kistchen, das Omar gewählt hatte, lag auf einem samtnen Kissen eine kleine goldene Krone und ein Zepter; in Labakans Kistchen — eine große Nadel und ein wenig Zwirn. Der Sultan befahl den beiden, ihre Kistchen vor ihn zu bringen. Er nahm das Krönchen von dem Kissen in seine Hand, und wunderbar war es anzusehen; wie er es nahm, wurde es größer und

[1]) Der Brunnen Zemzem oder Semsem gehört zur Kaaba in Mekka, einem viereckigen, turmähnlichen Gebäude, dem größten Heiligtum der Mohammedaner. Das Wasser des Brunnens ist trinkbar und gilt als Mittel gegen alle Krankheiten.

größer, bis es die Größe einer rechten Krone erreicht hatte. Er setzte die Krone seinem Sohne Omar, der vor ihm kniete, auf das Haupt, küßte ihn auf die Stirn und hieß ihn zu seiner Rechten sich niedersetzen. Zu Labakan aber wandte er sich und sprach: „Es ist ein altes Sprichwort: der Schuster bleibe bei seinem Leisten! Es scheint, als solltest du bei der Nadel bleiben. Zwar hast du meine Gnade nicht verdient, aber es hat jemand für dich gebeten, dem ich heute nichts abschlagen kann; drum schenke ich dir dein armseliges Leben; aber wenn ich dir guten Rates bin, so beeile dich, daß du aus meinem Land kommst."

Beschämt, vernichtet, wie er war, vermochte der arme Schneidergeselle nichts zu erwidern; er warf sich vor dem Prinzen nieder, und Tränen drangen ihm aus den Augen. „Könnt Ihr mir vergeben ‚Prinz?" sagte er.

„Treue gegen den Freund, Großmut gegen den Feind ist des Abassiden[1]) Stolz," antwortete der Prinz, indem er ihn aufhob; „gehe hin in Frieden."

„O du mein echter Sohn!" rief gerührt der alte Sultan und sank an die Brust des Sohnes; die Emire und Bassa und alle Großen des Reiches standen auf von ihren Sitzen und riefen Heil dem neuen Königssohn, und unter dem allgemeinen Jubel schlich sich Labakan, sein Kistchen unter dem Arm, aus dem Saal.

Er ging hinunter in die Ställe des Sultans, zäumte sein Roß Marva auf und ritt zum Tore hinaus, Alessandria zu. Sein ganzes Prinzenleben kam ihm wie ein Traum vor, und nur das prachtvolle Kistchen, reich mit Perlen und Diamanten geschmückt, erinnerte ihn, daß er doch nicht geträumt habe.

Als er endlich wieder nach Alessandria kam, ritt er vor das Haus seines alten Meisters, stieg ab, band sein Rößlein an die Tür und trat in die Werkstatt. Der Meister, der ihn nicht gleich kannte, machte ein großes Wesen und fragte, was ihm zu Dienst stehe; als er aber den Gast näher ansah und seinen alten Labakan

[1]) Abassiden = ein morgenländisches Herrschergeschlecht, das von Abbas, einem Oheim Mohammeds, abstammt.

erkannte, rief er seine Gesellen und Lehrlinge herbei, und alle stürzten sich wie wütend auf den armen Labakan, der keines solchen Empfangs gewärtig war, stießen und schlugen ihn mit Bügeleisen und Ellenmaß, stachen ihn mit Nadeln und zwickten ihn mit scharfen Scheren, bis er erschöpft auf einen Haufen alter Kleider niedersank.

Als er nun so dalag, hielt ihm der Meister eine Strafrede über das gestohlene Kleid; vergebens versicherte Labakan, daß er nur deswegen wiedergekommen sei, um ihm alles zu ersetzen; vergebens bot er ihm den dreifachen Schadenersatz; der Meister und seine Gesellen fielen wieder über ihn her, schlugen ihn weidlich und warfen ihn zur Türe hinaus; zerschlagen und zerfetzt stieg er auf das Roß Marva und ritt in eine Karawanserei. Dort legte er sein müdes, zerschlagenes Haupt nieder und stellte Betrachtungen an

über die Leiden der Erde, über das so oft verkannte Verdienst und über die Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller Güter. Er schlief mit dem Entschluß ein, aller Größe zu entsagen und ein ehrsamer Bürger zu werden.

Und den anderen Tag gereute ihn sein Entschluß nicht; denn die schweren Hände des Meisters und seiner Gesellen schienen alle Hoheit aus ihm herausgeprügelt zu haben.

Er verkaufte um einen hohen Preis sein Kistchen an einen Juwelenhändler, kaufte sich ein Haus und richtete eine Werkstatt zu seinem Gewerbe ein. Als er alles gut eingerichtet und auch ein Schild mit der Aufschrift: „Labakan, Kleidermacher" vor sein Fenster gehängt hatte, setzte er sich und begann mit jener Nadel und dem Zwirn, die er in dem Kistchen gefunden, den Rock zu flicken, welchen ihm sein Meister so grausam zerfetzt hatte. Er wurde von seinem Geschäft abgerufen, und als er sich wieder an die Arbeit setzen wollte, welch sonderbarer Anblick bot sich ihm dar! Die Nadel nähte emsig fort, ohne von jemand geführt zu werden; sie machte feine, zierliche Stiche, wie sie selbst Labakan in seinen kunstreichsten Augenblicken nicht gemacht hatte!

Wahrlich, auch das geringste Geschenk einer gütigen Fee ist nützlich und von großem Wert! Noch einen anderen Wert hatte aber dies Geschenk, nämlich: das Stückchen Zwirn ging nie aus, die Nadel mochte so fleißig sein, als sie wollte.

Labakan bekam viele Kunden und war bald der berühmteste Schneider weit und breit; er schnitt die Gewänder zu und machte den ersten Stich mit der Nadel daran, und flugs arbeitete diese weiter, ohne Unterlaß, bis das Gewand fertig war. Meister Labakan hatte bald die ganze Stadt zu Kunden; denn er arbeitete schön und außerordentlich billig, und nur über eines schüttelten die Leute von Alessandria den Kopf, nämlich: daß er ganz ohne Gesellen und bei verschlossenen Türen arbeite.

So war der Spruch des Kistchens, Glück und Reichtum verheißend, in Erfüllung gegangen; Glück und Reichtum begleiteten, wenn auch in bescheidenem Maße, die Schritte des guten Schnei-

ders, und wenn er von dem Ruhm des jungen Sultans Omar, der in aller Munde lebte, hörte, wenn er hörte, daß dieser Tapfere der Stolz und die Liebe seines Volkes und der Schrecken seiner Feinde sei, da dachte der ehemalige Prinz bei sich: „Es ist doch besser, daß ich ein Schneider geblieben bin, denn um die Ehre und den Ruhm ist es eine gar gefährliche Sache.“ So lebte Labakan, zufrieden mit sich, geachtet von seinen Mitbürgern, und wenn die Nadel indes nicht ihre Kraft verloren, so näht sie noch jetzt mit dem ewigen Zwirn der gütigen Fee Adolzaide.

Der Rubin

Es war an einem schönen hellen Nachmittag, da stand Assad, ein junger Türke, der vor wenigen Tagen zum erstenmal die unermeßliche Stadt Bagdad betreten hatte und sich nun mit stets gesteigertem Erstaunen unter all ihren Wundern erging, vor der Bude des reichsten und angesehensten Juweliers. Mit inniger Lust versenkte er sich in das mannigfaltige glühende Leben, das, in Strahlen und Farben sich offenbarend, die edlen Gesteine durchflammt. „O Edelstein" — rief er voll Entzücken aus — „wohl mit Recht bist du erkoren, die Kronen der Könige zu schmücken; denn in dir ist alles Herrliche zugleich zusammengedrängt und geläutert: der flüchtige Sonnenstrahl ist gefangengenommen und in deinen geheimnisvollen Kern eingeschlossen; die schnell verlöschende Farbe feiert in dir ihre Verklärung und empfängt Unsterblichkeit; die reinen, himmlischen Elemente: Luft, Feuer und Wasser vermählen sich in deinem Glanze! Hier steh' ich an der Grenze der Natur, hier ist das letzte, höchste Produkt der schaffenden Kräfte, weiter — schauernd fühlt es der Geist — kann die Unendlichkeit selbst nicht."

Der Juwelier, ein gutmütiger Mann, der für seine Kunst enthusiastisch eingenommen war, stand gerade in der Tür und empfand großes Vergnügen über die begeisterten Worte, die aus dem Munde des Jünglings hervorgingen. Er trat, bisher ungesehen, lächelnd zu ihm heran, öffnete den Kasten, ergriff seine Hand und steckte ihm einen schönen Ring an den Finger. Assad bemerkte es kaum, seinen Blick fesselte mit magischer Gewalt ein Rubin von seltener

Größe, auf den die Sonne, die eben aus einer verschleiernden Wolke hervortrat, ihren vollen Schein warf. Er drückte unwillkürlich seine Hand gegen das Herz und holte zum Erstaunen des Juweliers einen tiefen Seufzer, dann streifte er den ihm angesteckten Ring mit dem Ausdruck sonderbaren Widerwillens wieder ab und rief, auf den Rubin zeigend, leidenschaftlich aus: „Behaltet das elende Ding und gebt mir den!“ Kopfschüttelnd erwiderte der Juwelier: „Der Stein ist mir um Hunderte nicht feil!“ „Ich muß ihn aber haben!“ versetzte der Jüngling wie im Wahnsinn, ergriff den Rubin und stürzte flammenden Auges fort.

Der Juwelier erhob ein großes Geschrei, rannte Assad nach und schalt ihn einen Dieb, ja, da dies nicht zu helfen schien, einen Räuber und Mörder; alsbald entstand ein Auflauf auf der Straße, der Jüngling wurde ergriffen und mit Ungestüm vor den Kadi geschleppt.

„Herr,“ begann der Juwelier voll Zorn, „so jung dieser Mensch zu sein scheint, und so viel Einnehmendes in seiner Gestalt liegt, so ist er doch ein frecher, undankbarer Bösewicht. Ich sah ihn vor meiner Bude stehen und ergötzte mich, als ich ihn über die dort ausgebreitete Schätze mit lauter Stimme, wie ein Kind, seine Verwunderung ausdrücken hörte. Von Wohlwollen übermannt, dachte ich: Du sollst einmal billiger kaufen als ein anderer, nahm einen kostbaren Ring aus dem Kasten und steckte ihm diesen an. Ich erwartete, er würde, so plötzlich beschenkt, große Augen machen und nicht wissen, wie er sich gebärden solle. Statt dessen nahm er kaum Notiz von meiner Freundlichkeit und stieß zu meinem nicht geringen Ärger dumme, unvernünftige Seufzer aus. Dann zog er den Ring wieder ab, warf ihn mir verächtlich hin und verlangte in einem so gebieterischen Tone, als ob er, wenn es ihm beliebte, auch wohl meinen Kopf fordern dürfte, den wundervollsten Rubin, der je in meine Hände geraten ist. Als ich, meinen gerechten Unwillen bekämpfend, weil ich seine Unwissenheit für den Grund seiner Unverschämtheit hielt, ihm bescheiden bemerkte, daß ein solcher Stein mehr Wert habe, als er denke, erklärte er geradezu, er müsse ihn

haben, nahm auch, mit der bekannten Abneigung der Straßenräuber gegen Formalitäten, sogleich von meinem Eigentum Besitz und begab sich auf die Flucht. Ich folgte ihm; wie es mir bei der Last meines Bauches und in einer der Verdauung heiligen Stunde möglich war, ihn wieder einzuholen, begreife ich selbst nicht, die Angst muß dem Menschen übernatürliche Kräfte verleihen."

Der Kadi, ein langer, hagerer Mann, mit einem Gesicht, das, wenn er in seiner Gerichtsstube stand, die Inschrift der Danteschen Hölle furchtbar getreu widerspiegelte, war einmal selbst bestohlen worden und sprach seitdem gegen Diebe nur noch Todesurteile aus. Er fragte Assad freundlich, ob er das ihm angeschuldete Vergehen leugne. „Wie könnt' ich!" gab der Jüngling finster zur Antwort. „Es wäre auch gleichgültig," versetzte der Kadi mit jenem, dem Teufel abgeborgten Lächeln, womit Gerichtspersonen in allen Ländern der zerquetschten Menschheit einem Unglücklichen so gern den Gnadenstoß geben, „man führe ihn vor die Stadt hinaus und tue, was Rechtens. Jedoch nicht ohne vorgängige nachdrückliche Bastonade!" setzte er hinzu und griff nach der Pfeife, die ein Sklave ihm darbot.

Assad wurde abgeführt. Auf der Straße wandte er sich an den Juwelier, der in seiner Entrüstung noch gar nicht daran gedacht hatte, sich den Rubin zurückgeben zu lassen und sagte zu ihm: „Herr,

ich bitte Euch um einen letzten Gefallen. Laßt mir den Stein bis zum Tode. Begleitet mich hinaus bis vor das Tor, daß ich ihn dort noch einmal anschaue und in Eure Hände überliefere. Nicht wahr, Ihr werdet es mir nicht abschlagen? Es ist ja nur noch kurze Zeit." In dem Juwelier erwachte Mitleid, ihn dauerte der schöne, gefaßte Jüngling, der jetzt noch in voller Kraft und Glut des Lebens vor ihm stand und doch in wenigen Augenblicken schon der Natur vor der Zeit zur beliebigen Verwendung für einen neuen Zweck zurückgegeben war. Vielleicht hätte er nun den Rubin gern daran gesetzt, um ihn zu retten, doch dies war bei der Gemütsart des Kadi unmöglich, er mußte sich also darauf beschränken, dem Scheidenden freundlich seine letzte Bitte zu bewilligen.

Angelangt vor dem Tore zog Assad den Rubin, den er bis dahin auf seinem Herzen bewahrt hatte, hervor, hielt ihn gegen die Sonne, in deren Strahlen er blinkte wie das Auge eines Menschen, drückte ihn wehmütig an den Mund und machte Anstalt, ihn dem Juwelier zurückzugeben. Bevor er aber dies noch auszuführen vermochte, trat ein Greis von sehr würdigem Ansehen, dem alles Volk willig Platz machte, auf ihn zu, maß ihn mit einem strengen Blick und sagte: „Assad, du bist ein Dieb?" Glühendes Rot überströmte die Wangen des Jünglings, aber fest und unverwirrt schaute er zu dem Greise auf und antwortete: „Ja, und, wie du gleich sehen wirst, ich leide den Tod dafür!" „Ist dir dein Diebstahl nicht leid?" fragte der Greis. „Nein," versetzte Assad schnell und bestimmt, „ich weiß nicht, was mich an diesen Stein kettet, aber es mag gut sein, daß ich sterben muß, denn ich fühl's, ehe ich ihn in den Händen eines anderen ließe, könnt' ich mich mit Raub und Mord beflecken, obgleich meine Seele vor einem Mord zurückschaudert wie vor dem eigenen Tode." „Ei, wunderbar!" entgegnete der Greis, „gib mir doch deine Hand." Assad reichte ihm die Hand.

Plötzlich befand er sich auf einer unbekannten Landstraße. Der Greis stand neben ihm. Mehr verwundert und überrascht als erfreut schaute der Jüngling seinen Retter mit einem fragenden Blick an.

„Du bist jetzt über hundert Stunden von Bagdad entfernt," begann der Greis, der seinen Blick wohl verstanden hatte, „und sie können dort, wenn sie wollen, ein Lamm strangulieren, das ich zum Zeichen deiner Unschuld an deiner Stelle zurückgelassen habe. Glaube jedoch nicht, daß ich dich gerettet haben würde, wenn Leichtsinn oder schnöde Habsucht dich zum Raub an fremdem Eigentum verleitet hätten. Mir stehen große Kräfte zu Gebote, aber ich mißbrauche sie nie, wie so manche Genossen meiner Gewalt. Die Natur hat jene Macht, die den gewöhnlichen Lauf der Dinge aufhalten und verändern kann, vertrauensvoll in unsere Hände gelegt, damit wir ihr in irgendeinem außerordentlichen Falle, wenn die allgemeine Regel, das einfache Gesetz, nicht ausreicht, zu Hilfe kommen mögen. Solch ein Fall ist der deinige, denn der Rubin, den du dort in der Hand hältst, ist das Grab einer wunderschönen verzauberten Prinzessin. Aus ihrem Blut hat er das dunkle, wunderbare Rot in sich gesogen, in das er getaucht ist. Das Feuer ihres Auges sprüht dir entgegen aus den blitzenden Strahlen, die er so verschwenderisch versendet. Ihr schlummerndes Leben schauerte dich an, als du den Stein im Sonnenschein glänzen sahest. Da wurde deine Seele bis in die innersten Tiefen mit süßer Ahnung getränkt, und deine Hand mußte vollbringen, was Herz und Sinne geboten." „Kann die Prinzessin durch mich erlöst werden?" fragte Assad, tief aufatmend. „Das weiß nur sie selbst!" versetzte der Greis, „und du kannst, wenn du willst, sie einmal sehen und mit ihr reden. Sobald du um Mitternacht alle deine Gedanken in den einzigen an sie zusammendrängst und auf den Rubin drei Küsse drückst, so weicht der Zauber auf einen Augenblick und sie tritt in voller Glorie der Schönheit aus ihrem steinernen Gefängnis hervor. Aber wage nicht dein Glück und deinen Frieden an einen ungewissen Moment; mit dem Dämon ist schwer zu kämpfen, dich aber würde die herrlichste der Jungfrauen mit unwiderstehlicher Gewalt in deinem tiefsten Sein gefangennehmen, und wenn es dir dann nicht gelänge, ihren Bann zu brechen, so wärest du elend auf ewig. Und nun leb' wohl, kein Sterblicher sieht mich zum zweitenmal!"

Der Greis war verschwunden, sowie er ausgeredet hatte. Assad bemerkte es kaum, denn jede seiner Empfindungen, jeder seiner Gedanken war an das Wunder, das er in seiner Hand hielt, gebunden. Wie freute er sich, daß die Sonne sich schon zum Untergang neigte, daß die Schatten sich verlängerten; wie sehnte er sich nach der Mitternacht, die er sonst, als unheimliche Freistunde der Toten und Gespenster, gescheut, vor der er sich ängstlich in die schützenden Arme des frommen Schlafes hineingeflüchtet hatte. Sie erschien ihm jetzt wie ein Gefäß, aus dem seinen dürstenden Lippen der holdeste Inbegriff alles Lebens entgegenschäumte, und daß sie über die ganze übrige Welt Angst, Grauen und Entsetzen ausgoß, gab ihr für ihn eben noch einen letzten, schauerlich zauberischen Reiz. Unterdes eilte er, da es dunkel wurde, rastlos fort, um noch vor völligem Einbruch der Finsternis die Stadt, die er in nicht gar weiter Ferne vor sich liegen sah, zu erreichen. Dies gelang ihm, auch war das Glück ihm günstig, daß er bald bei einer alten Frau ein Unterkommen für die Nacht fand. Er zog sich sogleich, große Müdigkeit vorschützend, in das ihm bestimmte Schlafgemach zurück, legte den Rubin vor sich auf den Tisch und zählte nun bei brennender Lampe und verhängten Fenstern die Minuten, die langsam, langsam, als wollte jede ihm den Inhalt der Ewigkeit vorrechnen, vorüberkrochen. Endlich war es zwölf. Mit unsäglicher Inbrunst drückte er jetzt den Rubin an seinen Mund und küßte ihn dreimal.

Da war es, als ob sich der Edelstein in seiner Hand in leichten, gefärbten Duft auflockerte, der zu einer morgenroten Wolke, die das ganze Zimmer erfüllte, anschwoll. Aus der Wolke schimmerte eine weibliche Gestalt hervor, anfangs blaß und im schwachen Umriß kaum erkennbar, aber schnell aufblühend zu frischem, glühendem Dasein. Die holde Jungfrau, in ein blaues Gewand gekleidet, das Haupt in kindlicher Anmut ein wenig vorwärts neigend, warf einen schüchternen Blick auf ihre Umgebung und rief: „Wo bin ich?“ Gleich darauf aber heftete sie wie in trostloser Verzweiflung ihr Auge starr und tränenlos auf Assad, vor dem es eben noch

mädchenhaft scheu zurückgebebt war, und, als erdrückte die erst jetzt erwachte Erinnerung an ihren Zustand, wie ein Leichenstein, jedwede ihrer Lebensregungen, holte sie einen Seufzer, in dem mehr als menschlicher Schmerz sich kundzutun schien, aus tiefster Brust. Dieser Seufzer schnitt Assad in Mark und Bein. Die Jünglingsblödigkeit, mit der er sich bisher in ehrerbietiger Entfernung hielt, verschwand; männlich fest und die Hand an seinen Dolch legend, trat er vor, verneigte sich und sprach: „Edle Fürstin, wenn Eure Erlösung die schwachen Kräfte eines Menschen nicht übersteigt, so vergönnt mir, daß ich Euch mein Blut und Leben weihen darf." „Wie gern tu ich das," gab sie hastig zur Antwort, „aber Ihr werdet, wie standhaft auch Euer Entschluß sei, das Werk nimmer vollbringen, nicht weil es zu *schwer* ist, sondern weil es zu *leicht* ist!" „Habe ich recht gehört?" fragte Assad mit höchster Verwunderung. „Ich begreife Eure Frage," versetzte sie, „Ihr könnt Euch nicht vorstellen, daß die Leichtigkeit meiner Entzauberung sie unmöglich macht, und dennoch ist es so. Der boshafteste und verschmitzteste aller Zauberer hat mich, die Tochter eines mächtigen Sultans, in einen Rubin gebannt, mich im Garten überraschend, weil mein Vater ihm seine Bitte um drei Tropfen meines Blutes, deren er vielleicht zu irgendeinem schnöden Zweck bedurfte, zornig abschlug. Durch den jedesmaligen Besitzer des Steines kann der Zauber gebrochen werden; damit ich aber niemals wieder des schönen Lebens mich erfreuen möge, hat er die Entzauberung an ein Mittel geknüpft, auf das, weil es einem jeden an jedem Ort und zu jeder Stunde zu Gebote steht, eben darum keiner verfallen wird, und das ich, obgleich er mich, um meine Qual vollkommen zu machen ,damit bekanntgemacht hat, als das teuerste Geheimnis bei mir bewahren muß, wenn ich nicht für ewig begraben sein will. Ach, wie fröstelt's mich! War's denn länger als eine Minute, daß ich der Freiheit genoß? Gib mir einen Becher Wein, schöner Jüngling, denn mich dürstet, aber schnell!" Von seltsamer Rührung über diese Bitte ergriffen, welche ihm aus dem Munde einer Sterbenden zu kommen schien, die vom Leben noch einen letzten Genuß ver-

langt, um das Leben dadurch noch um einen letzten Augenblick zu betrügen, reichte Assad ihr mit abgewandtem Gesicht den Wein, den seine Wirtin ihm gebracht und den er in seiner Aufgeregtheit ungetrunken gelassen hatte. Freundlich dankend trank sie den Wein, gleich darauf war sie wieder von der Wolke umflossen. Mit einem glühenden Blick auf Assad, in dem sie, wie ein verlöschendes Licht, noch einmal aufzuflammen schien, rief sie aus: „O Gott, ich möchte doch leben!“ Dunkler wurde die Wolke und ringelte sich dichter und dichter um sie herum, Assad sah mit herzzerschneidendem Schmerz, wie die reizenden Formen sichtlich ineinander schmolzen und zerrannen, noch immer glaubte er ihr wie in stummem Flehen auf ihn gerichtetes Auge in dem Nebelknäuel unterscheiden zu können, der sie einschlang, doch bald bemerkte er seinen Irrtum; was er für ihr Auge hielt, war nichts anderes als der Rubin, der schon wieder, matt von dem letzten Geflacker der nach Öl schmachtenden Lampe beschienen, auf dem Tische lag. „Ihr Leib, ihre Seele, oh!“ seufzte Assad und starrte den Edelstein an; die Lampe erlosch, wie ein wirkliches Wesen drängte sich die kalte, laut- und lichtlose Nacht an seine Brust.

Ein Jahr war verflossen. Es war ein schöner Morgen. Assad hatte sich aus der großen, geräuschvollen Stadt geflüchtet; still und bleich saß er auf einer Bank, die weit vor dem Tore am Ufer des großen Flusses, dem die Stadt ihr reges Leben, ihre Macht, und ihren Reichtum dankte, an einem einsamen Platze stand; in seiner Hand hielt er, ihn nach seiner Gewohnheit in stummer Verzweiflung betrachtend, den Rubin. „Das ist ein herrlicher Stein!“ erscholl es auf einmal hinter ihm. Er sah sich um und erblickte einen ältlichen Mann von hoher gebietender Gestalt und edlen Zügen, in denen sich ein tiefer, aber ins Innerste zurückgedrängter Lebensschmerz auszudrücken schien. „Ja, ein herrlicher Stein!“ wiederholte Assad düster und verbarg mit den Gefühlen eines Eifersüchtigen den Rubin wieder auf seiner Brust. „Junger Mann,“ sagte der Alte, „diesen Stein kauf' ich dir ab. Es soll Edelsteine geben, die den Menschen sanft und mild machen, andere, die ihm

liebliche Träume bringen. Als ich den deinigen erblickte, beschlich mich wunderbare Wehmut, und das Bild einer verlorenen Tochter ging mir, als ob sie mir neu geboren würde, in der Seele auf. Überlaß mir den Stein und bestimme selbst den Preis." Assad schüttelte, ohne aufzusehen, den Kopf und erwiderte kalt und bitter: „Und wenn du mir ein Königreich zu Füßen legtest, so würde ich den Stein nicht dafür geben. Ich laß ihn nur mit dem Tode, und auch dann nicht, denn selbst ins Grab nehme ich ihn mit hinunter." „Sklav," rief der Alte ergrimmt, „du gibst den Stein, oder ich nehme den Kopf dazu!" Er richtete sich bei diesen Worten von der Lehne der Bank, über die er sich mit halbem Leib hingebeugt hatte, auf und warf, brennend vor Zorn, auf Assad einen durchbohrenden Blick. Assad antwortete nichts, aber er erhob sich ebenfalls und lächelte still vor sich hin, wie in verachtendem Hohn. Der Alte, kreidebleich geworden, wandte sich um und winkte mit der Hand eine stattlich gekleidete Schar Bewaffneter heran. „Zeigt dem Hund da," rief er ihnen entgegen und deutete mit einer heftigen Bewegung auf Assad, „wie der Sultan mit denen verfährt, die ihm trotzen." Assad zog seinen Dolch, doch sein Widerstand war fruchtlos, er sah sich alsbald von der Menge umringt, und war nahe daran, überwältigt zu werden. Da fiel sein Blick auf den Sultan, der ihn scharf beobachtete. Ein spöttisches Lächeln überflog sein Gesicht, er zog den Rubin hervor, nickte dem Sultan zu und warf, bevor noch jemand daran denken konnte, ihn zu hindern, den Stein weit von sich in den Fluß. „Durchstoßt ihn!" rief der Sultan und riß, zitternd vor Wut, sein Schwert aus der Scheide. „Ich tu's selbst!" sagte Assad und zückte den Dolch gegen die eigene Brust. Da ertönte auf einmal ein leises „Ach!" Es war nur ein Laut, aber ein Laut, der in Assad das innerste Leben noch im Angesicht des Todes zur ungestümen Flamme auftrieb, er ließ den erhobenen Arm sinken und stand, wie in ein Wunder verloren, regungslos. „O Fatime, Tochter, so sehe ich dich endlich wieder?" rief der Sultan aus und tat einen Schritt vorwärts, hielt dann aber plötzlich an, als ob er fürchtete, die teure Erscheinung möchte sich in Nichts auf-

lösen, sobald er sie zu fassen versuchte. „Allah sei gelobt!“ jauchzten die erstaunten Trabanten und warfen sich, ihr Angesicht verhüllend, zu Boden. „Vater, führe mich zu meiner Mutter!“ rief die süße Stimme, die Assad in jener Mitternacht vernahm, und leidenschaftlich ängstlich umschlang die Jungfrau den alten Mann. Schmerz und Freude vermischten sich in Assads Brust, er seufzte laut auf, da trat die Prinzessin zu ihm heran, faßte errötend seine Hand und sagte, indem sie ihn zu ihrem Vater führte: „Hier ist mein Retter!“ Der Sultan blieb eine Weile stumm und ernst, dann sprach er zu Assad: „Ich wollte dich töten!“ „Ja,“ erwiderte Assad, „aber noch leb' ich.“ „Und du sollst leben bis ans Ende deiner Tage,“ versetzte der Sultan mit erhöhter Stimme, „und wenn du mein Reich forderst, so will ich dir's zu Füßen legen und mir nichts ausbedingen als einen Turban, ein Schwert und ein Grab!“ „Ich habe nichts zu fordern!“ entgegnete Assad düster und dumpf. Dann fuhr er, sich zu der Prinzessin wendend, langsam und gemessen fort, wie einer, der über sich selbst ein Todesurteil ausspricht: „Ich hätte gern für dich den letzten Tropfen meines Blutes verspritzt, aber es ward mir nicht vergönnt, ich konnte dich nicht erlösen, ich konnte dich bloß beklagen, und das konnte jedermann. Und heute — heute war ich sogar nichtswürdig genug, den Stein, der dein holdes Selbst umschloß, in die schlammige Tiefe hinabzuschleudern, als der Mann, der, wie ich jetzt sehe, dein Vater ist und in dem gewiß nur ahnungsvolle Sehnsucht den Wunsch nach seinem Besitz so heftig entzündete, ihn von mir verlangte. Oh, ich verachte mich selbst, und du mußt mich auch verachten!“ „Du tust dir unrecht,“ sagte Fatime, „denn dadurch, daß du den Rubin, den du bisher, wie alle früheren Besitzer, nur zu starrsinnig festgehalten hattest, freiwillig und aus eigenem Antrieb von dir warfst, ward meine Entzauberung vollbracht; dies war ja eben die schlimme Bedingung, die dieselbe, obgleich ein jeder sie an jedem Ort und zu jeder Stunde erfüllen konnte, ungewisser machte als ein Kampf mit Ungeheuern und Drachen.“ „So ward ich denn glücklich, weil ich erbärmlich war!“ versetzte Assad. Fatime schaute ihn zugleich

bittend und fragend an, denn sie verstand ihn nicht mehr; der Sultan aber trat hinzu und sagte: „Du bist von nun an mein Sohn; tritt nicht zurück, kein Mann muß sich schämen, das von dem Zufall als Geschenk anzunehmen, was er, wenn's nötig wäre, dem Schicksal abtrotzen würde durch Kraft und Beharrlichkeit. Jetzt aber begleitet mich in meinen Palast, es ist nicht recht, daß wir uns solange allein freuten, Fatime hat noch eine Mutter."

Ali Baba und die vierzig Räuber

In einer Stadt Persiens lebten zwei Brüder, von denen der eine Kasim, der andere Ali Baba hieß. Kasim heiratete eine Frau, welche bald nach ihrer Hochzeit ein reiches Warenlager, einen schönen Laden und eine Menge liegender Güter erbte, so daß er auf einmal einer der reichsten Leute der Stadt wurde. Ali Baba dagegen heiratete eine Frau, die ebenso arm war, als er selbst, lebte ärmlich und hatte keinen anderen Erwerb, als daß er in dem nahen Walde Holz fällte, dieses auf Eseln in die Stadt brachte und verkaufte.

Eines Tages, als Ali Baba wieder im Walde war und Holz genug gefällt hatte, um seine Esel zu beladen, sah er in der Ferne eine Staubwolke aufsteigen, die sich dem Orte näherte, wo er war. Bald erkannte er eine Reiterschar, und da er fürchtete, daß es Räuber wären, so überließ er seine Esel ihrem Schicksal und stieg auf einen Baum, hinter dessen dicht belaubten Ästen er sich bequem verbergen konnte. Der Baum stand am Fuße eines vereinzelten Felsens, der viel höher als der Baum und so steil war, daß man auf keine Weise hinaufkommen konnte.

Die Reiter waren große stattliche Leute, mit Waffen und Pferden wohl versehen. Ali Baba zählte ihrer vierzig und zweifelte nicht, daß es Räuber wären. Das waren sie auch; aber sie beunruhigten die Umgegend nicht im mindesten, sondern trieben ihr Geschäft in weiter Ferne; hier pflegten sie nur zusammenzukommen.

Jeder zäumte sein Pferd ab, band es an, warf ihm einen Sack voll Gerste über den Kopf und schnallte dann seine Reisetasche ab. Diese schienen Ali Baba so schwer, daß er annahm, sie müßten voll Gold und Silber sein.

Der Räuberhauptmann näherte sich nun dem Felsen, welcher dicht hinter dem Baum emporstieg, auf welchem Ali Baba saß, und nachdem er sich durch einige Sträucher einen Weg gebahnt hatte, sprach er die Worte: „Sesam, tu dich auf!“ Sofort öffnete sich eine Pforte, durch die er alle seine Leute vor sich eintreten ließ; er selbst ging zuletzt hinein, und die Tür schloß sich wieder.

Die Räuber blieben lange in dem Felsen, und Ali Baba mußte geduldig ausharren. Endlich öffnete sich die Pforte wieder, der Hauptmann trat jetzt zuerst heraus und ließ die vierzig Räuber an sich vorübergehen; dann rief er: „Sesam, schließ' dich zu!“ worauf die Tür sich schloß. Jeder kehrte zu seinem Pferde zurück, zäumte es, und alle ritten auf demselben Wege wieder fort, auf welchem sie gekommen waren.

Nachdem Ali Baba eine Weile gewartet, bis er die Räuber aus dem Gesicht verloren hatte, stieg er langsam und zögernd herab. Er trat vor die Tür, welche hinter dem Buschwerk versteckt war, und sprach: „Sesam, tu dich auf!“ Sofort öffnete sich die Tür, und man sah durch die Öffnung ein helles Gewölbe, das von oben herab erleuchtet war. In diesem Raume sah man Mundvorräte, Ballen von kostbaren Kaufmannswaren, Seidenstoffen und Brokat, wertvolle Teppiche haufenweise aufgetürmt. Was ihn am meisten anzog, war eine Menge geprägtes Gold und Silber, welches teils im Haufen aufgeschüttet, teils in ledernen Säcken dalag. Ali Baba dachte, diese Vorräte müßten seit Jahrhunderten angesammelt worden sein. Übrigens besann er sich nicht lange, was hier zu tun wäre. Er trat in die Höhle und sah, wie sich die Tür von selber schloß. Dies beunruhigte ihn nicht, weil er das Geheimnis kannte, sie wieder zu öffnen. Er nahm von demjenigen gemünzten Geld, welches sich in Säcken befand und schaffte deren so viel, als er seinen drei Eseln aufladen konnte, heraus. Das Holz legte er oben auf die

kostbare Ladung, damit niemand etwas merken sollte. Als er mit allem fertig war, stellte er sich vor die Tür und rief: „Sesam, schließ' dich zu!" Die Pforte hatte sich jedesmal, wenn er hineingegangen war, von selbst geschlossen und war allemal, wenn er herauskam, offen geblieben.

Er nahm nun seinen Weg nach der Stadt zurück, trieb seinen Esel in den kleinen Hof seiner Wohnung, lud das Holz ab und legte die Säcke vor seiner Frau auf den Tisch. Diese erschrak und dachte anfangs, ihr Mann habe das viele Geld gestohlen. Aber Ali Baba beruhigte sie dadurch, daß er ihr alles erzählte, was er erlebt hatte. Als sie von ihrem Erstaunen und Schrecken wieder zu sich gekommen war, freute sie sich über das große Glück und wollte gern den Goldhaufen zusammen sehen. Aber Ali Baba sagte, dies könne sie nicht, er wolle eine Grube graben, um das Geld darin zu verbergen. Aber seine Frau meinte, es wäre doch gut, ungefähr zu wissen, wieviel sie hätten; sie wolle daher in der Nachbarschaft ein kleines Maß borgen, um das Geld damit zu messen, während er die Grube mache. Ali Baba meinte, dies würde nichts nützen, aber er mußte ihr endlich doch nachgeben und empfahl ihr nur noch, die Sache streng geheimzuhalten.

Um ihren Wunsch zu befriedigen, ging die Frau zur Wohnung ihres Schwagers Kasim, welche in der Nähe lag. Da der Mann nicht zu Hause war, wandte sie sich an dessen Frau mit der Bitte, ihr auf einige Augenblicke ein Maß zu leihen, es brauche nur ein kleines zu sein.

Die Schwägerin holte das Maß. Da sie aber Ali Babas Armut kannte, so war sie neugierig, zu erfahren, was für Getreide dessen Frau messen wolle, und kam auf den Gedanken, an dem äußeren Boden des Maßes ein wenig Wachs anzukleben.

Als Ali Babas Frau nach Hause kam, stellte sie das Maß auf den Goldhaufen und füllte und leerte es so lange, bis alles gemessen war. Sie war sehr zufrieden mit der Zahl der Maße, die sie ihrem Manne mitteilte, als er eben die Grube vollendet hatte.

Nun brachte die Frau ihrer Schwägerin das Maß zurück, ohne zu bemerken, daß ein Goldstück daran kleben geblieben war.

Man kann sich nicht vorstellen, mit welchem Erstaunen die Schwägerin dieses Goldstück wahrnahm. Voll Neid rief sie aus: „Also diese Leute haben das Geld maßweise im Hause! Woher mögen sie es genommen haben?“

Als ihr Mann am Abend aus seinem Laden nach Hause kam, teilte sie ihm ihre Entdeckung mit. Statt sich über das Glück seines armen Bruders zu freuen, empfand Kasim einen Neid, welcher ihn die ganze Nacht kein Auge schließen ließ. Am andern Morgen ging er in aller Frühe in das Haus des Bruders und machte ihm Vorwürfe, daß er seine Reichtümer so geheimhalte. Ali Baba erschrak, merkte aber, als ihm das Goldstück vorgezeigt wurde, daß seine Frau durch ihren törichten Eigensinn alles verraten hatte. Er erzählte nun seinem Bruder, wie er zu dem Gelde gekommen sei, ja er erbot sich sogar, den Schatz mit ihm zu teilen, nur müsse er die Sache geheimhalten.

Der Bruder erwiderte: „Die Teilung versteht sich von selbst; aber ich will auch noch ganz genau wissen, wo der Schatz zu finden ist, damit ich selber hingehen und mir Geld holen kann, so oft ich will. Weigerst du dich, mir dies zu sagen, so zeige ich dich beim Gericht an.“

Ali Baba gab ihm vollständige Auskunft über alles und teilte ihm auch die Worte mit, die er sprechen mußte, um in die Höhle hinein und wieder herauszugelangen.

Kasim verließ seinen Bruder mit dem festen Vorsatz, ihm zuvorzukommen, und in der Hoffnung, sich des Schatzes allein zu bemächtigen. Am anderen Morgen zog er mit zehn Maultieren aus, die er mit großen Kisten beladen hatte. Er schlug den bezeichneten Weg ein, gelangte an den Felsen und fand die Tür. Auf die Worte „Sesam, tu dich auf!“ öffnete sich diese; er trat ein, und die Tür fuhr wieder zu. Bei Besichtigung der Schatzkammer geriet er in die größte Verwunderung, denn er fand viel mehr, als er nach seines Bruders Erzählung vermutet hatte. Er nahm eine Anzahl

von Säcken und trug sie nach der Tür. Da er aber an alles andere mehr gedacht hatte, als an das Wichtigste, so geschah es, daß er sich des erforderlichen Wortes nicht mehr erinnerte. Da nun Sesam eine Getreideart ist, so rief er bald: „Gerste, tu dich auf," bald „Reis", bald „Weizen, öffne dich!" Aber die Tür blieb verschlossen, weil er das rechte Wort nicht fand. Schrecken und Angst bemächtigten sich seiner, und je mehr er sich anstrengte, das Wort Sesam in sein Gedächtnis zurückzurufen, desto verwirrter wurde er. Voll Verzweiflung warf er jetzt die Säcke auf den Boden, ging mit großen Schritten in der Höhle auf und nieder, und all die Reichtümer, von welchen er sich umgeben sah, hatten keinen Reiz mehr für ihn.

Gegen Mittag kehrten die Räuber nach ihrer Höhle zurück. Als sie die zehn Maulesel erblickten, jagten sie diese auseinander, und einige ritten nach ihnen nach, um ihren Besitzer aufzufinden. Der Hauptmann aber ging mit gezogenem Säbel vor die Tür und öffnete sie.

Kasim, welcher innen das Stampfen der Pferde gehört hatte, wollte sich durch die Räuber hindurchdrängen und warf durch sein Ungestüm den Hauptmann zu Boden. Aber die anderen Räuber hieben ihn sogleich nieder.

Man konnte sich nicht erklären, wie Kasim in die Grotte eingedrungen sei, denn die obere Öffnung des Felsens, durch welche das Licht einfiel, war ja unzugänglich. Auf den Gedanken, daß jemand das Geheimnis wußte, die Tür zu öffnen, kamen sie nicht. Jetzt wurde beschlossen, den Leichnam, welchem ein Arm abgehauen worden war, in der Grotte aufzuhängen zum abschreckenden Beispiel für jeden, welcher die Dreistigkeit haben würde, etwas Ähnliches zu wagen. Hierauf verschlossen sie die Tür wieder und entfernten sich.

Als Kasim bis um Mitternacht nicht nach Hause gekommen war, geriet seine Frau in die größte Angst und bereute die Neugierde, die häuslichen Angelegenheiten ihrer Verwandten durchschauen zu wollen. Laut zu weinen und zu klagen wagte sie nicht,

weil sie das Geheimnis vor der Nachbarschaft bewahren mußte. Bei Tagesanbruch eilte sie zu Ali Baba und bat ihn, nachzusehen,

was aus seinem Bruder geworden sei. Er machte sich sogleich mit seinen drei Eseln auf den Weg und erschrak sehr über das Blut, das er am Eingang der Höhle bemerkte; denn dies schien ihm eine schlechte Vorbedeutung. Als er die Tür geöffnet hatte, war das

erste, was ihm in die Augen fiel, der Leichnam seines Bruders und der abgehauene Arm. Sofort beschloß er, den Körper zu beerdigen. Er wickelte diesen in ein Tuch, deren viele in der Höhle vorhanden waren, lud ihn auf einen Esel und legte Holz darüber. Die beiden anderen Esel bepackte er mit Goldstücken, welche er ebenfalls mit einer dünnen Lage von Holz zudeckte. Zu Hause angekommen, trieb er die zwei mit Gold beladenen Esel in den Hof und überließ seiner Frau das Geschäft, sie abzuladen. Den dritten Esel führte er nach der Wohnung seiner Schwägerin. Als er anklopfte, wurde ihm von Morgiane die Tür geöffnet. Dies war eine der klügsten und geschicktesten Sklavinnen, welche die größten Schwierigkeiten zu überwinden wußte. Als Ali Baba, der ihre Schlauheit kannte, in den Hof getreten war und das Holz abgeladen hatte, nahm er sie beiseite und sagte zu ihr: „Morgiane, das erste, was ich von dir verlange, ist Verschwiegenheit, welche mir und deiner Herrin nötig ist. In diesem Tuch befindet sich der Leichnam deines Herrn. Wir müssen darauf denken, ihn so zu beerdigen, als ob er eines natürlichen Todes gestorben wäre."

Nun ließ sich Ali Baba zu seiner Schwägerin führen und erzählte ihr alles. „Du hast freilich große Ursache," fügte er hinzu, „traurig zu sein. Aber das Unglück läßt sich nicht mehr ändern. Vor allen Dingen müssen wir darauf denken, unsere Sache geheimzuhalten, und niemand darf auf die Vermutung kommen, daß dein Mann eines widernatürlichen Todes gestorben ist."

Als Ali Baba nach Hause zurückkehrte, ging Morgiane zu einem Apotheker, welcher in der Nähe wohnte. Sie klopfte an seinem Laden und verlangte eine gewisse Arznei, die in gefährlichen Krankheiten von großem Nutzen ist. Der Apotheker gab ihr dieselbe, und auf die Frage, wer in Kasims Hause krank geworden wäre, erwiderte sie, es sei der Herr selbst, der seit einiger Zeit weder sprechen, noch etwas essen könne. Am anderen Morgen kam Morgiane wieder zu demselben Apotheker und verlangte einen Saft, den man nur in der äußersten Gefahr einzugeben pflegte.

Den Tag darauf ging Morgiane auf den Markt, wo sie einen

alten ehrlichen Schuhflicker kannte, der seine Bude immer am frühesten öffnete. Sie begrüßte ihn und drückte ihm ein Goldstück in die Hand. Der Schuhflicker, welcher in der ganzen Stadt als ein lustiger Kamerad voll heiterer Einfälle bekannt war, besah das Geld und fragte, was er dafür zu tun habe. Morgiane forderte ihn auf, sein Handwerkszeug zu nehmen und mit ihr zu gehen; er müsse sich aber, sagte sie, von einem gewissen Platz aus die Augen verbinden lassen. Darauf wollte der Schuhflicker nicht eingehen und sagte, sie verlange etwas von ihm, was gegen seine Ehre oder gegen sein Gewissen wäre. Morgiane erwiderte, indem sie ihm ein zweites Goldstück gab, es solle durchaus nichts Unrechtes von ihm verlangt werden. Nun ging der Schuster mit. Die Sklavin band ihm an der genannten Stelle ein Tuch vor die Augen und führte ihn in das Haus ihres verstorbenen Herrn. „Du sollst," sagte sie zu ihm, „dieser Leiche den abgehauenen Arm so wieder annähen, daß man's nicht merkt, und dann noch ein Goldstück zur Belohnung bekommen."

Der Schuhflicker führte den Auftrag aufs beste aus, erhielt seinen Lohn, mußte Verschwiegenheit geloben und ward wieder auf die gleiche Weise aus dem Hause gebracht, wie er hereingeführt worden war.

Als nach einiger Zeit die vierzig Räuber wieder nach der Höhle zurückkehrten, waren sie sehr erstaunt, daß die Leiche verschwunden war und die Zahl der Goldsäcke sich bedeutend vermindert hatte. „Nun ist es gewiß," sagte der Hauptmann, „daß der Dieb, den wir ertappten, das Geheimnis, die Tür zu öffnen, kannte. Aber es muß auch noch ein anderer darum wissen, weil die Leiche entfernt worden ist. Den ersten haben wir aus dem Wege geräumt, jetzt müssen wir auch den zweiten wegschaffen. Nun ist es nötig, daß einer von uns in der Tracht eines fremden Reisenden nach der Stadt geht und sich erkundigt, ob man dort nicht von dem auffallenden Tode dessen spricht, den wir ums Leben gebracht haben. Er muß herausbringen, wer er war und wo er wohnte."

Ein Räuber erbot sich, dieses Geschäft zu besorgen.

Schon in der Nacht machte sich dieser auf den Weg nach der Stadt und kam dort an, als eben der Tag anbrach. Auf dem Markt sah er erst einen einzigen Laden offen, und dieser war der des lustigen Schuhflickers, der immer am ersten bei der Hand war. Der Räuber trat auf ihn zu und sagte, nachdem er ihn gegrüßt hatte: „Du fängst schon früh an zu arbeiten. Mir scheint es kaum möglich, daß deine Augen in deinem Alter noch scharf genug sind, in diesem Dämmerlicht Flickarbeit zu machen.“

„Wer du auch sein magst,“ antwortete der Schuster, „so merke ich wohl, daß du mich nicht kennst. Ich bin allerdings schon sehr alt, habe aber doch noch treffliche Augen und habe vor kurzem einem Toten den Arm angeflickt, an einem Orte, wo es nicht heller war, als jetzt hier.“

Der Räuber war sehr erfreut, sogleich einen Mann gefunden zu haben, der ihm über das Auskunft geben konnte, was er zu erforschen gekommen war. „Einem Toten?“ fragte der Räuber verwundert. „Und warum hättest du ihm den Arm angeflickt? Du hast dich wohl versprochen?“ „Nein, nein,“ antwortete der Schuhflicker, „ich weiß recht gut, was ich gesagt habe, aber ich weiß auch, daß du mich zum Sprechen bringen willst, und dies soll dir nicht gelingen.“

Der Räuber zog ein Goldstück aus der Tasche, gab es dem Schuster und sagte: „Es fällt mir nicht ein, in dein Geheimnis eindringen zu wollen, obwohl ich dich versichere, daß ich nichts ausplaudern würde. Das einzige, um was ich dich bitte, ist dieses, daß du mir das Haus zeigen oder beschreiben mögest, wo du dem Toten den Arm angenäht hast.“

„Wenn ich dies auch gern tun wollte,“ erwiderte der andere, „so wäre es mir unmöglich; denn man hat mich nur bis zu einem gewissen Orte geführt und mir dann die Augen verbunden.“

„So führe mich wenigstens dorthin,“ sagte der Räuber, „ich will dir dann die Augen verbinden und du wirst dich doch ungefähr des Weges erinnern, den man alsdann mit dir gegangen

ist. Da aber jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist, so gebe ich dir hier ein zweites Goldstück für deine Gefälligkeit."

Der Schuhflicker war's zufrieden, und auf die angegebene Weise befanden sie sich in der Tat zuletzt vor Kasims Haus. „Hier muß es gewesen sein", sagte der Schuster, und der Räuber machte, ehe er ihm das Tuch abnahm, schnell mit Kreide ein Zeichen an die Tür des Hauses. Auf die Frage des Räubers, wer hier wohne, antwortete der Schuhflicker, er wisse es nicht; er sei unbekannt in diesem Stadtviertel.

Der Räuber kehrte nun in den Wald zurück, um seinen Genossen über die eingezogenen Erkundigungen Bericht zu erstatten.

Bald nachher bemerkte Morgiane, welche nach Hause zurückkehrte, das Zeichen des Räubers an der Tür. Sie betrachtete dieses eine Weile mit Aufmerksamkeit und sagte zu sich selbst: „Entweder will sich jemand hier einen Scherz machen, oder er hat etwas Böses vor. Für alle Fälle kann Vorsicht nicht schaden." Sie nahm daher ein Stück Kreide und, da die drei vorhergehenden und drei nachfolgenden Türen fast ebenso aussahen, wie die ihrer Herrschaft, so bezeichnete sie diese an der nämlichen Stelle mit dem gleichen Zeichen, ohne aber jemand von der Sache etwas zu sagen.

Die Räuber beschlossen inzwischen, da keine Zeit zu verlieren war, wohlbewaffnet und verkleidet einzeln nach der Stadt zu gehen und auf dem Marktplatze zusammenzukommen, während der Hauptmann mit dem Kundschafter das betreffende Haus aufsuchen und die nötigen Maßregeln angeben sollte.

Wie sie nun an die bestimmte Stelle kamen und das nämliche Zeichen an vielen Türen fanden, wurde der Kundschafter ganz verwirrt und schwur, nur ein einziges Haus bezeichnet zu haben.

Der Hauptmann aber zog sich wieder mit seiner Bande in den Wald zurück.

Am anderen Tage wurde ein neuer Kundschafter gewählt, welcher das mit dem Schuhflicker aufgesuchte Haus mit Rötel be-

zeichnete, aber durch Morgianes Aufmerksamkeit wurde der Plan der Räuber auch diesmal vereitelt.

Nunmehr nahm der Hauptmann die Sache selbst in die Hand. Durch den Schuhflicker geführt, fand er auch Kasims Haus, bezeichnete es aber nicht, sondern betrachtete es, indem er mehrmals davor auf und nieder ging, so genau, daß es ihm nicht wieder aus dem Gedächtnis kommen konnte. Bei seiner Rückkehr in den Wald gab er den Räubern Nachricht von der Art und Weise, wie sie sich an ihrem Verräter rächen müßten, und befahl ihnen dann, sich in die umliegenden Dörfer zu zerstreuen und neunzehn Maulesel zu kaufen nebst vierzig großen ledernen Ölschläuchen. Deren solle einer gefüllt, die anderen aber alle leer sein.

Nach drei Tagen hatten die Räuber seine Befehle ausgeführt. In jedem leeren Schlauch wurde ein bewaffneter Räuber verborgen, dem man durch eine aufgetrennte Naht möglich machte, frei Atem zu schöpfen.

Nachdem alles in Ordnung war, nahm der Hauptmann mit dem Zug von Mauleseln seinen Weg nach der Stadt, wo er in der Abenddämmerung ankam. Er ging geradewegs nach Kasims Haus, wo jetzt Ali Baba bei seiner Schwägerin wohnte. Dieser saß vor der Tür, um nach dem Abendessen die frische Luft zu genießen. Der Räuberhauptmann redete ihn an: „Herr, ich bringe das Öl, das du hier siehst, aus weiter Ferne her, um es morgen auf dem Markte zu verkaufen; da es aber schon spät ist, so weiß ich nicht, wo ich ein Unterkommen finden soll. Wenn du mich für diese Nacht in deinem Hause aufnehmen wolltest, so würde ich dir sehr dankbar sein.“ „Sei mir willkommen“, antwortete Ali Baba und machte Platz, daß der Räuber mit seinen Maultieren eintreten konnte.

Ali Baba rief nun seinen Sklaven herbei und befahl ihm, sobald die Maultiere abgepackt wären, sie in den Stall zu führen und ihnen Gerste und Heu zu bringen. Dann ging er in die Küche und hieß Morgianen, für den neu angekommenen Gast schnell

ein gutes Abendbrot zu bereiten und in einem Zimmer ein Bett für ihn herzurichten.

Den Räuberhauptmann, welcher die Nacht unter freiem Himmel zubringen wollte, nötigte er, im Hause zu schlafen und unterhielt ihn, solange er beim Abendessen saß. Während Ali Baba in die Küche ging, um mit Morgianen zu sprechen, begab sich der Räuberhauptmann in den Hof, unter dem Vorwand, er wollte im Stall nachsehen, ob es seinen Maultieren an nichts fehle.

Ali Baba befahl der Sklavin Morgiane, seine Badetücher zurechtzumachen, weil er am anderen Tage früh ins Bad gehen wollte, und hieß sie auch eine gute Fleischbrühe besorgen, wenn er nach Hause käme.

Unterdessen hatte der Räuberhauptmann seinen Leuten befohlen, indem er vom ersten Schlauch bis zum letzten ging: „Wenn ich von meinem Schlafgemach aus kleine Steinchen herabwerfe, so schneidet jeder mit seinem Messer den Schlauch auf und kriecht heraus; dann will ich bald bei euch sein."

Unterdessen legte Morgiane die Badetücher zurecht und stellte einen Topf mit Wasser ans Feuer. Während sie damit beschäftigt war, löschte plötzlich die Lampe aus. Im ganzen Hause war kein Öl mehr und zufällig auch kein Licht vorrätig. Was sollte sie nun anfangen? Da fiel ihr ein, sie könnte aus einem der Schläuche unten im Hof etwas Öl holen, und sie begab sich mit einem Ölkrug in den Hof. Als sie an den ersten Schlauch kam, fragte der Räuber, welcher darin steckte, ganz leise: „Ist es Zeit?" Sie erschrak anfangs über diese Worte; aber da sie ein sehr verständiges Mädchen war, so faßte sie sich im Augenblicke wieder und antwortete: „Noch nicht, aber bald." So tat sie auch bei jedem Schlauch, bis zum letzten, der voll Öl war. Sie füllte in der Eile ihren Krug, und nachdem sie damit die Lampe gefüllt und diese wieder angezündet hatte, nahm sie einen großen Kessel, ging wieder in den Hof und füllte ihn mit Öl aus dem Schlauche. Den Kessel setzte sie über ein gewaltiges Feuer, und als das Öl kochte, nahm sie den Kessel und goß in jeden Schlauch, vom ersten bis zum letzten,

so viel siedendes Öl, als nötig war, um die Räuber zu ersticken und zu töten.

Nachdem die Sklavin dies alles geräuschlos ausgeführt hatte, kehrte sie in die Küche zurück, löschte die Lampe aus und beobachtete, was im Hofe vorgehen würde. Es dauerte nicht lange, so öffnete der Räuberhauptmann ein Fenster, und da er nirgends mehr Licht gewahrte, gab er das verabredete Zeichen. Da aber nichts sich regte, kam er selbst herab und näherte sich dem ersten Schlauche. Als er den darin versteckten Räuber fragen wollte, ob er schlafe, stieg ihm ein Geruch von heißem Öl entgegen, und er vermutete, daß sein ganzer Plan fehlgeschlagen sei. Er eilte nun von einem Schlauch zum anderen und sah all seine Hoffnungen auf Rache vereitelt. Da brach er durch die Tür des Hofes in den Garten und flüchtete von einer Gartenmauer auf die andere.

Morgiane hatte gelauscht und gewartet, bis sie kein Geräusch mehr hörte, und weil die Haustür doppelt verschlossen war, so nahm sie mit Recht an, daß der letzte Räuber durch den Garten das Weite gesucht haben müsse. In dem freudigen Bewußtsein, das Haus ihres Herrn und seine ganze Familie vor dem sicheren Verderben gerettet zu haben, ging die ebenso gute als kluge Morgiane zu Bette und schlief noch ein wenig den Schlaf der Gerechten.

Bei der Rückkehr Ali Babas aus dem Bade stand die Sonne schon hoch am Himmel, und er wunderte sich, daß der fremde Kaufmann, sein Gast, noch nicht auf den Markt gegangen sei.

Er fragte deshalb Morgiane. Diese aber führte ihn zu den Schläuchen und erzählte ihm alles.

Ali Baba erkannte nun wohl, welch wichtigen Dienst die Sklavin ihm geleistet hatte. „Ich habe dir mein Leben zu verdanken," sagte er, „und ich schenke dir von Stund an die Freiheit, behalte mir aber vor, dich noch weiter zu belohnen. Wir müssen vor allen Dingen die Leichen dieser Bösewichte beiseite schaffen, aber in aller Stille, damit niemand etwas davon erfährt und nicht darüber gesprochen wird."

Die Toten waren bald unter hohen Bäumen im Garten, wo

man zwei breite Gräber machte, eingescharrt. Während dieser Zeit war der Hauptmann der vierzig Räuber mit Zorn im Herzen in den Wald zurückgekehrt und überdachte sich in der Schatzhöhle einen Plan, wie er dem Ali Baba die Ermordung seiner Gefährten vergelten könnte. Am anderen Morgen legte er ein stattliches Kleid an, ging nach der Stadt und nahm seine Wohnung in einer Herberge. Da er erwartete, daß die Vorgänge in Ali Babas Hause Aufsehen erregt hätten, so erkundigte er sich gesprächsweise, was es Neues gäbe. Man erzählte ihm verschiedene Dinge, nur das nicht, was er zu wissen wünschte. Er versah sich nun mit einem Pferde, mit dem er mehrere Male in den Wald ritt, um verschiedene Arten reicher Seidenstoffe und feiner Schleiertücher in seine Wohnung zu bringen. Dann mietete er einen Laden, und zwar demjenigen gegenüber, der früher Kasim gehört hatte und wo seit einiger Zeit Ali Babas Sohn ein Geschäft betrieb.

Der Räuberhauptmann, welcher den Namen Chogia Husein angenommen hatte, machte der Sitte gemäß den Kaufleuten, welche seine Nachbarn waren, seine Aufwartung. Da Ali Babas Sohn noch jung, wohlgebildet und sehr verständig war und er öfter mit ihm zu sprechen Gelegenheit hatte, so schloß er bald Freundschaft mit ihm und lud ihn öfter zu Tische. Diese Höflichkeiten glaubte Ali Babas Sohn erwidern zu müssen. Er sprach darüber mit seinem Vater, welcher es mit Vergnügen übernahm, den Fremden zu bewirten. Dieses sollte den nächsten Freitag geschehen, und Morgiane erhielt Befehl, ein gutes Mahl in Bereitschaft zu halten. Chogia Husein kam und freute sich, an das Ziel seiner Wünsche gelangt zu sein und Gelegenheit zu haben, seinen größten Feind aus dem Wege zu räumen.

Als Morgiane die Speisen hereintrug, erkannte sie sogleich den Räuberhauptmann trotz seiner Verkleidung und bemerkte auch, daß er versteckt einen Dolch bei sich trug. „Dieser Bösewicht," sprach sie bei sich selbst, „will unseren Herrn ermorden; aber ich werde ihn daran verhindern."

Sobald Morgiane mit Auftragen der Speisen fertig war, be-

nutzte sie die Zeit, während die Herren aßen, um die Vorbereitungen zur Ausführung ihres Planes zu treffen.

Nachdem Früchte und Wein auf den Tisch gebracht waren, dachte der Hauptmann der Räuber, jetzt sei der günstige Augenblick gekommen, um Ali Baba das Leben zu nehmen. „Ich will," sprach er bei sich selbst, „Vater und Sohn betrunken machen, den ersteren niederstoßen und dann durch den Garten entfliehen, während die Köchin und der Sklave, noch mit ihrem Abendessen beschäftigt oder in der Küche eingeschlafen sind."

Aber Morgiane hatte die Absicht des Räubers durchschaut und ließ ihm nicht Zeit, seinen Plan auszuführen. Statt zu Nacht zu essen, zog sie ein Tanzkleid an, band einen Gürtel von vergoldetem Silber um und befestigte daran einen Dolch. So verkleidet, sagte sie zu Abdallah, dem Sklaven: „Nimm deine Schellentrommel und laß uns hineingehen, um vor dem Gaste die lustigen Spiele aufzuführen, die wir manchmal abends zum besten geben."

So ging Abdallah spielend voran, und Morgiane folgte ihm und suchte die Gesellschaft durch Gesang und Tanz zu belustigen. Als sie zu Ende war, sammelte sie mit der Trommel Geschenke von den Zuschauern ein. Ali Baba gab ihr ein Goldstück und sein Sohn desgleichen. Nun nahte sie sich dem Fremden, und als dieser den Geldbeutel gezogen hatte, um ihr gleichfalls ein Geschenk zu machen, stieß sie ihm ihren Dolch mitten durchs Herz, daß er leblos zurücksank. Ali Baba und sein Sohn entsetzten sich über diese Tat, aber Morgiane öffnete des Toten Kleid und zeigte Ali Baba den Dolch, mit welchem er heimlich bewaffnet war. „Sieh den Mann recht an," sagte sie, „und du wirst den verkleideten Ölhändler und den Räuberhauptmann gewiß wiedererkennen."

Ali Baba fühlte, welchen Dank er Morgiane schuldig war, die ihm nun zum zweitenmal das Leben gerettet hatte. „Ich habe dir versprochen," sagte er, „noch mehr für dich zu tun, und ich mache dich hiermit zu meiner Schwiegertochter." Der Sohn willigte mit Freuden ein, und so endete diese Geschichte mit der würdigen Be-

lohnung einer guten, edlen und mutigen Tat. Der Leichnam des Räubers wurde bei denen seiner Genossen eingescharrt.

Ali Baba war nicht mehr in die Räuberhöhle zurückgekehrt, seitdem er die Leiche seines Bruders dort gefunden hatte, aber auch nach dem Tode der vierzig Räuber hütete er sich lange Zeit, dorthin zurückzukehren. Endlich, nach Verlauf eines Jahres, als er sah, daß seiner Sicherheit keine Gefahr mehr drohe, beschloß er, die Schatzkammer wieder aufzusuchen.

Er stieg zu Pferde und ritt zu der nur ihm bekannten Grotte. Er war sehr beruhigt, dort weder Spuren von Menschen noch von Pferden zu finden. Als auf sein Zauberwort die Tür sich geöffnet hatte, trat er ein und überzeugte sich, daß in der Zwischenzeit niemand hier gewesen war, daß also die ganze Räuberbande ausgerottet sein müßte, und schloß hieraus, daß er der einzige sei, welcher das Geheimnis besäße, die Tür der Höhle zu öffnen, die nun mit ihren Vorräten zu seiner alleinigen Verfügung stand. Er hatte einen Ouersack mitgenommen. Diesen füllte er mit so viel Gold, als er glaubte, daß sein Pferd tragen könne, und ritt nach der Stadt zurück.

Seit dieser Zeit lebten Ali Baba und sein Sohn, den er in sein Geheimnis einweihte, ferner auch ihre Nachkommen, die ihr Glück mit Mäßigung genossen, in Glanz und mit den höchsten Ehrenstellen geschmückt, bis das ganze Geschlecht verging und nur die Geschichte fortlebt.

Abel & Müllers

gediegene Jugendschriften

in der

neuen vorbildlichen Ausstattung

*

Bisher erschienen:

Grimm	Andersen	Bechstein
Hauff	Wundergarten	Münchhausen
Eulenspiegel	Gulliver	1001 Nacht
Don Quijote	Robinson	Rübezahl
Rüstig	Märchen von E. Hofmann	

Coopers Lederstrumpfgeschichten

in verschiedenen Ausgaben

Mampampebuch

Jungmädchenbücher

beliebtester Schriftstellerinnen mit

prächtigem Bildschmuck

*

Ausführliche Verlagsverzeichnisse durch jede Buchhandlung

oder durch

Abel & Müller / Leipzig

Date Due

DEC 10 '37			

L. B. Cat. No. 1137

Duke University Libraries
D00688434X

398.4 H713 78669
Hofmann
Der Kinder Wundergarten

398.4 H713 78669